

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Fontane-Blätter

Kreis der Freunde Theodor Fontanes

Berlin, 1965

Heft 50 (1990)

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-196

Präsenzbestand

4001

1990

Heft 50
der Gesamtreihe

Artikel-Nr. 31782
ISSN 0015-6175

Fontane Blätter

Inhaltsverzeichnis Heft 50	Seite
JUBILÄEN	
– 25 Jahre Fontane-Blätter	4
– Irina Rockel, Neuruppin Die Beziehungen Theodor Fontanes zu seinem Jugendfreund Wilhelm Gentz	5
UNVERÖFFENTLICHTES / WENIG BEKANNTES	
– Ein bisher unbekannter Fontane-Brief	6
LITERATURGESCHICHTE / INTERPRETATION	
– Peter Wruck, Berlin Neue Untersuchungen zum „Tunnel über der Spree“	7
– Roland Berbig, Berlin (Hrsg.) Aus dem „Tunnel“-Archiv: Louis Schneider: Geschichte des Sonntags-Vereins in den ersten 10 Jahren seines Bestehens	7
– Roland Berbig, Berlin Der „Tunnel über der Spree“. Ein literarischer Verein in seinem Öffentlichkeitsverhalten	18
– Wulf Wülfing, Bochum Der „Tunnel über der Spree“ im Revolutionsjahr 1848. Auf der Grundlage von „Tunnel“-Protokollen und unter besonderer Berücksichtigung Theodor Fontanes	46
– Walter Hettche, München Von Flußkrokodilen, Eidechsen und Nashörnern. Anmerkungen zu Fontanes Aufenthalt in München 1859	85

	Seite
— Wieńczysław A. Niemirowski, Lublin	
Zum Polenthema in Theodor Fontanes „Vor dem Sturm“	96
— Martin Lowsky, Kiel	
„Quitt“ und die Kommunarden. Über Fontanes Vorbilder für seine Figur Camille L'Hermite	102
— Charlotte Jolles, London	
Konfidentenberichte Edgar Bauers über den „Preußischen Agenten Fontane“. Eine überraschende Entdeckung	112
— Paul Irving Anderson, Aalen	
Der Ibyskuskomplex. Fontanes Verhältnis zum Vater	120
 SCHRIFTSTELLER DER GEGENWART ÜBER THEODOR FONTANE	
— Golo Mann, Kilchberg am Zürichsee	137
 REZENSIONEN	
— Karla Müller: Schloßgeschichten. Eine Studie zum Romanwerk Theodor Fontanes. — München: Fink 1986. (Rez.: Roger Hillmann, Canberra)	139
— Vom Wertmaß der Poesie. Literaturbetrachtungen von Goethe bis Fontane. Hrsg. von Jürgen Israel. — Rostock: Hinstorff 1988. (Rez.: Joachim Biener, Leipzig)	140
— Theodor Fontane: Gedichte. 3 Bände. Hrsg. von Joachim Krueger u. Anita Golz. — Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1989. (Rez.: Karl Richter, Saar- brücken)	143
— Theodor Fontane: Graf Petöfy. Hrsg. von Liselotte Voss. — Stuttgart: Reclam 1989 (RUB 8606). (Rez.: Bettina Plett, Köln)	148
INFORMATIONEN	152
AUSWAHLBIBLIOGRAPHIE	153
ABBILDUNGSVERZEICHNIS	160

Präsenzbestand

200



**Universitäts-
bibliothek**

Inventarnr.



05023422

102
112
120
137
139
140
143
148
152
153
160

Unsere Einheit ohne das g a n z e Maß der Freiheit ist ein Unding; sie bleibt ein unlösliches Problem. Ohne Freiheit gibt es wohl eine Einheit der Kabinette, eine Einheit der Polizei, eine Einheit von allem möglichen, nur nicht eine Einheit des deutschen Volks. Nein, keine Einheit um jeden Preis, überhaupt kein S t r e b e n nach Einheit; sie muß sich geben wie die Liebe, — aller Zwang ist ihr Tod. Nur „Freiheit um jeden Preis“! I h r nachgestrebt, i h r jedes Opfer gebracht — das sei unverändert die Losung des Tages. Dann ist die Zeit nahe, wo kein Schwanken mehr ist, „ob einig, ob frei?“ Dann werden wir einig sein durch die Freiheit und frei sein durch die Einigkeit.

Theodor Fontane

aus: Einheit oder Freiheit

1848

JUBILÄEN

25 Jahre Fontane-Blätter

In dem ersten Heft der Fontane-Blätter von 1965 gibt es keinen prognostischen Leitartikel, keine Verheißung künftiger Taten — kurzum, keinen Trommelwirbel. Lediglich in einer Mitteilung vom Umfang einer Druckseite, betitelt „Kreis der Freunde Theodor Fontanes“, die besagt, daß sich ein solcher Kreis gebildet habe, findet man ein kurzes Wort zu den „Fontane-Blättern“: es sollten darin Vorträge, die im Freundeskreis gehalten wurden, veröffentlicht sowie über neue Forschungsergebnisse wie auch über die Tätigkeit des Fontane-Archivs, insbesondere seine Neuerwerbungen, berichtet werden. Ziel der Fontane-Blätter sei es, dem Werk Fontanes neue Freunde zu gewinnen sowie Verbindungen zu Fontane-Forschern und -Freunden zu festigen oder neu herzustellen — dies alles vernabelt mit dem Fontane-Archiv der Landes- und Hochschulbibliothek Potsdam als Blutspender. Das wird kurz und bündig vorgetragen — so als habe sich der Freundeskreis eines Tages von selbst zusammengefunden, als hätten Druckpapier und Druckkapazität vor der Tür gelegen, als ob es bürokratische Hemmnisse wie Druckgenehmigung und andere Verwaltungsbarrieren nie gegeben habe. Dem ersten mutigen Redaktionskollegium, mit dem damaligen Direktor der Brandenburgischen Landes- und Hochschulbibliothek, Dr. Heino Brandes, an der Spitze, gehörten neben Paul Conrad, Joachim Göbel, Ursula Wysbar auch Joachim Schobef an. Ihnen und allen, die sich im Kreis der Freunde Theodor Fontanes zusammengefunden, die als Mitarbeiter der Redaktion die Fontane-Blätter bis zum heutigen Tage fortgesetzt haben, gilt unser heißer Dank im Namen Theodor Fontanes.

Fünfundzwanzig Jahre Fontane-Blätter, das ist nicht nur eine lange Strecke Publizistik, das ist auch eine Summe Fontane-Forschung mit Beiträgen aus aller Welt. Die Ergebnisse dürfen uns mit Stolz erfüllen; das miese Papier mancher frühen Hefte wird, so lange die Zeitschrift noch lebt, daran erinnern, unter welchen schwierigen Umständen diese ersten Leistungen vollbracht wurden.

Dem Wunsche von Herrn Dr. Manfred Horlitz, dem Leiter des Fontane-Archivs, daß ich mich zu 25 Jahren Fontane-Blättern äußern möge, bin ich gern nachgekommen, weil ich dadurch Gelegenheit finde, allen Förderern der Fontane-Blätter sowie dem Fontane-Archiv meinen herzlichen Dank auszusprechen.

Es schien mir aber unvollkommen, dürfte ich nicht noch einen Sonderdank Joachim Schobef, dem langjährigen Leiter des Fontane-Archivs (1950–1980), abstatten.

Es gibt eine Zeichnung, die im Grunde alles Wesentliche ausdrückt: der große Fontane reicht dem kleineren Joachim Schobef dankbar die Hand. Ich bin sicher, er hätte es getan, wenn er Gelegenheit dazu gehabt hätte. Die leidenschaftliche Verbundenheit von Joachim Schobef mit seiner Aufgabe, seine mit Hartnäckigkeit gepaarte unermüdliche Arbeitsenergie, seine preußische Disziplin und Zuverlässigkeit und nicht zuletzt sein Nachvollzug Fontanescher Denkweise — das alles hat sich mir auf der langen Strecke unseres gemeinsamen Weges tief eingepägt, meinerseits zuerst als kollegialer Berater, später ab 1969, nachdem das Archiv der Deutschen Staatsbibliothek angeschlossen worden war, als sein Dienstvorgesetzter. Die Begegnung mit Menschen, die in dem gewählten oder ihnen zugefallenen Amt mit Leib und Seele aufgehen, ist immer ein bleibender Gewinn. So lebt Joachim Schobef

als treuer Diener Theodor Fontanes bei allen, die ihm begegnet sind, in dankbarer Erinnerung fort. Auch sie verbindet sich mir mit dem 25. Geburtstag der Fontane-Blätter, denen wir dankbare Leser ein glückliches und fruchtbringendes Weiterstreiten wünschen.

Mehr denn je können uns gerade heute im zukunftsverunsicherten Herbst 1990 Fontanes Menschlichkeit und Weltsicht Halt geben. Sein Werk bedeutet noch immer Gewinn für die eigene Weltsicht. Noch nie ist seine Mahnung, mit dem Herzen zu denken und mit dem Geist fühlen zu lernen, so beherzigenswert gewesen wie in unseren ökonomiebesessenen Tagen.

Prof. Dr. Dr. hc. Horst Kunze

Generaldirektor der Deutschen Staatsbibliothek
Berlin v. 1950–1976

Irina Rockel, Neuruppin

Die Beziehungen Theodor Fontanes zu seinem Jugendfreund Wilhelm Gentz

Das Jahr 1990 bringt viele Gedenktage und Jubiläen, von denen hier drei genannt seien: das 125jährige Gründungsjubiläum des Heimatmuseums Neuruppin, der 100. Geburtstag des Neuruppiner Malers Wilhelm Gentz und das 25jährige Erscheinen der Fontane-Blätter.

Alle diese Ereignisse stehen miteinander in Beziehung. Im folgenden wird dem Erscheinen der Fontane-Blätter mit einem Freund aus Theodor Fontanes frühester Jugend in seiner Heimatstadt Neuruppin gedacht.

Karl Wilhelm Gentz wurde am 9. Dezember 1822 als Sohn des Kaufmanns Johann Christian und seiner Ehefrau Henriette Juliane, geb. Voigt, in Neuruppin geboren. Ihm folgten noch vier Geschwister, von denen nur eines, der Kaufmann Ludwig Alexander Gentz, die Kindheitsjahre überlebte und in der Neuruppiner Gesellschaft aufgrund seines Fleißes, seines kommerziellen Geschicks und seines politischen Engagements für die Stadt eine geachtete Stellung einnahm.

Die Brüder Gentz wuchsen in unmittelbarer Nachbarschaft von Theodor Fontane auf. Obwohl Fontanes Eltern bereits 1827 von Neuruppin nach Swinemünde verzogen, brachen die Kontakte zwischen den Gentzens und Fontane nie ab.

Wilhelm Gentz brachte bereits in seiner Schulzeit großes Interesse für das Zeichnen auf. Frühzeitig beschäftigte er sich mit der Lektüre der 1764 erschienenen „Geschichte der Kunst des Altertums“ von Johann Joachim Winckelmann (1717 bis 1768)¹, die das Ägyptenbild des Mittelalters von der Versinnbildlichung der Bibel einer ersten kunsthistorischen Wertung unterzog. Wilhelm Gentz war von dem Lese-stoff so beeindruckt, daß er bereits als Schüler den Wunsch hegte, nach Kairo zu gehen und die Pyramiden zu erforschen.² Die orientalische Thematik wurde der Inhalt seines Lebens. Nachdem Gentz in Antwerpen und Paris seine Studien der

Malerei beendet hatte, ging er erstmals nach Afrika — Nubien³ und Ägypten waren sein Ziel. Seine Eindrücke, die keiner Überarbeitung mehr unterzogen wurden, stellte er in einem Buch, „Briefe aus Ägypten und Nubien“⁴, zusammen:

„Daß ganze Negervölker außerordentlich hoher Entwicklung fähig sind, beweist Nubiens Geschichte . . . würde die volle Menschenwürde der Neger anerkannt, so würde sich diese mit ihrem versittlichenden Einfluß auch dem Bewußtsein und Willen aufdrängen und der ökonomischen Verbesserung als fester Anhalt dienen.“⁵

Im Jahre 1860, fast zehn Jahre nach der Reise, legte Wilhelm Gentz ein großartiges Ölgemälde vor, das die persönliche Begegnung eines „Sklaventransportes in der Wüste“ wiedergab.⁶ Dieses war der Beginn der Durchsetzung der Malerei des Orientalismus in Deutschland durch Wilhelm Gentz.

Noch fünfmal im Laufe seines Lebens reiste Gentz in diesen Teil Afrikas, und eine große künstlerische Ausbeute mehrte beständig das Lebenswerk des Malers. Einige der wichtigsten Gemälde seien hier genannt:

„Sklaventransport in der Wüste“ (Öl, 1860, Kriegsverlust)

„Einzug des Kronprinzen in Jerusalem anlässlich der Eröffnung des Suezkanals 1869“ (Öl, 1876, Nationalgalerie Berlin)

„Totenfest in Kairo“ (Öl, 1872, Gemäldegalerie Neue Meister, Albertinum, Dresden)

„Gedächtnisfeier des Rabbi Isaak Barschischot in Algier“ (Öl, 1881, Museum für bildende Künste Leipzig)

Einen breiten Raum im Schaffen Wilhelm Gentz' nahmen seine Illustrationen ein, die insbesondere zu den Werken über Ägypten und Palästina des Verlegers und Vorstehers des Museums in Jena, Georg Ebers, als Auftrag entstanden.

Seine ethnologischen und ethnographischen Beobachtungen und Notizen in zahlreichen Artikeln der zeitgenössischen Presse fanden in Fachkreisen ungeteilte Anerkennung.

1874 wurde Wilhelm Gentz zum Mitglied des Senats der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin, Sektion bildende Künste, gewählt, der er bis zu seinem Tode angehörte.⁷ 1876 hatte Theodor Fontane das Amt des Akademie-Sekretärs inne.

Beide — Fontane als Sekretär der Akademie der Künste, Gentz als Mitglied der Aufstellungskommission — bereiteten im September 1876 die Kunstaussstellung der Akademie vor. Wilhelm Gentz erhielt für das von ihm dort ausgestellte Bild „Einzug des Kronprinzen in Jerusalem“ die Große Goldmedaille.⁸ Theodor Fontane wurde beauftragt, eine Chronik der Ausstellung anzufertigen,⁹ Doch er verließ schon bald dieses Sekretärs-Amt, zu dem er sich nicht geeignet fühlte. Mit Wilhelm Gentz aber, der nur wenige Minuten von ihm entfernt am Tiergarten in Berlin wohnte, hielt er nicht nur freundschaftliche Kontakte. Alexander Gentz hatte auf Fontanes Bitte bereits für die „Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Grafschaft Ruppin“ viele Fakten über die Familie zusammengetragen, die jedoch in der Fontaneschen Erstbearbeitung zunächst auf heftige Kritik der Familie Gentz gestoßen waren.¹⁰ 1887, ein Jahr vor dem Tode von Alexander Gentz, konnte Fontane die gemeinsame Arbeit einschätzen:

„An diese Tage (Besuch Fontanes im Luch bei Alexander Gentz — d. V.) knüpfen sich die besten Kapitel meiner ‚Wanderungen‘ und das Beste darin

verdanke ich Ihnen. Erlebe ich noch eine neue Auflage von ‚Gratschaft Ruppin‘, so habe ich — Ihre und Ihres Bruders Zustimmung vorausgesetzt — vorher noch zwei wichtige Kapitel hinzuzufügen: eins soll ‚Wilhelm Gentz‘ heißen...“¹¹

Für dieses Kapitel hatte Fontane die Absicht, ein Bild-Inventarium aufzunehmen. Dafür stellte ihm Wilhelm Gentz zahlreiche Skizzen und Studien zur Verfügung, von denen die Landschaften mit den Tierstaffagen und die Katzen-Darstellungen den Schriftsteller emotional besonders berührten:¹²

„So z. B. eine schmale, ganz im Schatten liegende Gasse in Algier, ... hier sitzen auf einer Art Bäckerbrett an 12 Katzen... Ein gewöhnlicher Mensch geht an dergleichen Sachen vorbei, Gentz sieht es und malt es. Bei dieser Fülle von malerischem und poetischem Orient regt sich einen Augenblick lang immer wieder der Wunsch in mir, ‚dergleichen doch auch nochmal zu sehn‘. Wenn ich mir dann aber vergegenwärtige, daß es ohne Ratten, Mäuse, Skorpione, vor allem aber ohne ‚vermin‘, und zwar aller Arten und Grade, schlechterdings nicht zu haben ist und daß unter Umständen ein Schluck Wasser, drin man die ‚Schrecken der Tiefe‘ auch ohne Mikroskop im Kampfe mit einander sehn kann, als Labsal gilt, so bin ich von aller Sehnsucht geheilt. Davon zu lesen, dazu ist der Orient gut, zum Leben der Occident.“¹³

Ab 1889 arbeitete Wilhelm Gentz an einer autobiographischen Skizze.

Das Kapitel über den Maler und Kenner des Orients, dem Mitglied des Senats und Professor der Königlichen Akademie der Künste sollte Ende des gleichen Jahres in der „Vossischen Zeitung“¹⁴ veröffentlicht werden:

„Hochverehrter Herr!

Die beiden großen Aufsätze Wilhelm Gentz und Gentzrode (mit dem eingekapselten Alexander) sind nun schon seit Wochen fertig und lagern und werden wohl auch erst ans Licht treten, wenn Sie am Nordrande des ‚dunklen Weltteils‘ sind; dunkel, weil es da so hell ist.“¹⁵

Nur wenige Tage später befand sich Wilhelm Gentz auf der von Fontane erwähnten Reise, seiner letzten, in das von ihm geliebte Land der Pharaonen und Kalifen. Obgleich er fast ein halbes Jahr dort mit Studien verbrachte, entstand nur eine einzige kleine Ölskizze eines schwarzen Lastträgers aus Tripolis. Eine künstlerische Krise und körperliche Schwäche ließen sein Ziel, größere Studien in Afrika zu betreiben, unerreichbar. Nach Berlin zurückgekehrt, erholte er sich nicht mehr. Das Erscheinen des Fontaneschen Aufsatzes „Wilhelm Gentz“ erlebte er nicht mehr.

Wilhelm Gentz starb am 23. August 1890.

Lassen wir Wilhelm Gentz in seiner hohen Wertschätzung für den orientalischen Teil der Welt, dem er sein Leben widmete, noch einmal zu Wort kommen:

„Unvergeßlich bleibt mir der erste Morgen, der mir in der heutigen Capitale des alten Pharaonenlandes, im märchenhaften Kairo, aufging; unvergeßlich jener eigentümliche Gesang, mit dem die Muezzins von den unzähligen, wie Pfeilspitzen in den Himmel strebenden Minaretts die Gläubigen zum Gebet laden; unvergeßlich vor allem der Eindruck, welchen mir das bunte Gewühl auf den engen Straßen machte...“¹⁶

*Orient und Occident bilden polare Gegensätze, die einander anziehen und abstoßen, um in diesem Verhältnis zu potenzieren, so daß sein wahrer . . . Gehalt zum Inhalt gemacht wird, ein Prozeß, dessen Formen und Wandlungen die Philosophie der Geschichte festzustellen hat. Wir haben dem Orient seine Künste und Wissenschaften, seine Religion und eine Unsumme technischer Fortschritte abgelernt. Wird nicht Europa jene entliehenen Güter einmal an Asien zurückgeben?*¹⁷

Dem sensiblen Beobachter und detailtreuen Schilderer des orientalischen Volkslebens, dem Maler Wilhelm Gentz, von dessen Wesen und Charakter Theodor Fontane sehr eingenommen war,¹⁸ wurde anlässlich des 100. Todestages im Museum seiner Geburtsstadt ein bleibendes Denkmal gesetzt. Es soll helfen, den zu Unrecht vergessenen Maler, der mit seinem Lebenswerk zur Entmystifizierung des Orients in Europa entscheidend beigetragen hat, in das rechte Licht der Öffentlichkeit zu rücken.

Anmerkungen

- 1 vgl. W. Gentz. Briefebuch 1864–1867. Handschriftliches Manuskript, o. O., o. D., S. 11.
- 2 vgl. Th. Fontane. Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Die Grafschaft Ruppin, Berlin–Weimar 1987, S. 149.
- 3 Heute Assuan-Gebiet.
- 4 Erschienen bei Carl Barthol, Berlin 1853.
- 5 ebenda, S. 139.
- 6 vgl. L. Piltzsch. Sklaventransport durch die Wüste. Gemälde von Wilhelm Gentz in Berlin. In: Illustrierte Zeitung, Nr. 924, vom 16. 3. 1861, S. 190.
- 7 vgl. Protokoll der Sitzung des Senats der Königlichen Akademie der Künste. In: Archiv der Akademie der Künste Berlin-West, AE 236, Bl. 84 f.
- 8 Akademie der Künste, Berlin-West, AE 251, Bl. 76.
- 9 ebenda, AE 320, Bl. 157.
- 10 Th. Fontane. Brief an Mathilde von Rohr, Berlin, 26. 3. 1874. In: Th. Fontane, Briefe, Bd. 1, Berlin–Weimar 1980, S. 389.
- 11 Th. Fontane. Brief an Alexander Gentz, Berlin, 20. 3. 1887. In: Th. Fontane, Briefe. Zweite Sammlung, Berlin 1909, S. 125.
- 12 vgl. Th. Fontane. Brief an Wilhelm Gentz, 10. 5. 1889, In: Deutsche Staatsbibliothek, Theodor-Fontane-Archiv Potsdam, Nr. Ca 530.
- 13 Th. Fontane. Brief an seine Tochter Mete, 8. 5. 1889. In: Th. Fontane. Briefe an seine Familie. Berlin 1924, S. 202 f.
- 14 vgl. Th. Fontane. Brief an Wilhelm Gentz, 29. 8. 1889. In: Deutsche Staatsbibliothek, Theodor-Fontane-Archiv Potsdam, Nr. Ca 1093.
- 15 vgl. Th. Fontane. Brief an Wilhelm Gentz, 29. 10. 1889. In: Deutsche Staatsbibliothek, Theodor-Fontane-Archiv Potsdam, Nr. Ca 1100.
- 16 W. Gentz. Frauenleben in der Kalifenstadt. In: Die Gartenlaube, Bd. 2, 1867, S. 161.
- 17 W. Gentz. Briefe aus Ägypten und Nubien, Berlin 1853, S. III f.
- 18 vgl. Th. Fontane. Brief an W. Gentz. In: Deutsche Staatsbibliothek, Theodor-Fontane-Archiv, Nr. Ca 1094.

UNVERÖFFENTLICHTES / WENIG BEKANNTES

Ein bisher unbekannter Fontane-Brief

Berlin 10. Juni 1890

Potsd. Str. 134 c

... ich bin außer Stande, mit dabei zu sein; ich kann für Wahrheit plaidieren und für Schönheit und für Beides und für Beides nicht. Denn es geht auch ohne.

Ich beneide die (und auch wieder nicht) die frisch, fromm und frei ihren Schuß abgeben können.

Gestern las ich einen Leitartikel, in dem es hieß, die nationalökonomischen Professoren bewiesen alles, je nach der Forderung von oben, heute dies und morgen das.

Es ist mit ‚Wahrheit und Schönheit‘ ebenso. Nur ganz Junge bringen die ‚Forsche‘ raus, aber diese Forsche, die sich im günstigsten Falle gut liest, hat keine Bedeutung. Und wer kann gute Distichen schreiben! Auch diese Kunst ist rar. Pardon.

In vorzügl. Ergebenheit

Th. Fontane"

Abdruck nach: Hartung & Hartung, München, Auktionskatalog 60/1989, S. 375 u. 383 (vermutl. an Johannes Proelf)

INTERPRETATION / LITERATURGESCHICHTE

Peter Wruck, Berlin

Neue Untersuchungen zum „Tunnel über der Spree“

Den Fontane-Blättern ist zu danken, daß im vorliegenden Heft ein Teil der Beiträge vom zweiten Fontane-Tag erscheinen kann, den die Sektion Germanistik der Berliner Humboldt-Universität veranstaltete.

Am 18. Januar 1990 trafen sich Gäste aus Westberlin, aus Bochum, Budapest, Lublin, München und Paris mit Fontane-Kennern aus Hochschulen und Schulen, Verlagen und wissenschaftlichen Einrichtungen der DDR, um über den „Tunnel über der Spree“ und das literarische Vereinswesen im 19. Jahrhundert zu sprechen. Die Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität hatte ihren Beratungssaal zur Verfügung gestellt, wo im originalen „Tunnel-Schrank“ das umfangreiche Archiv des Vereins aufbewahrt wird; den Teilnehmern bot sich Gelegenheit, eine kleine Raritäten-schau daraus zu besichtigen.

Von der Universitätsbibliothek sehr entgegenkommend unterstützt, hatten Roland Berbig und Peter Wruck mit einer studentischen Arbeitsgruppe Untersuchungen an den Archivbeständen vorgenommen und konnten jetzt Zwischenergebnisse mitteilen, zu denen die Diplomarbeit von Katrin Hannusch gehörte, die auf der Veranstaltung verteidigt wurde. Damit begegneten sich aufs günstigste die Untersuchungen der deutschen Schriftsteller- und Journalistenvereinigungen seit Mitte des 19. Jahrhunderts, denen sich Wulf Wülfing und seine Mitarbeiter Rolf Parr und Ernst Schulte-Holtey von der Ruhr-Universität Bochum zuwandten, die Mitteilungen über den „Werdandi-Bund“ sowie die Funktion und Reproduktion schriftstellerischer Berufsverbände an der Jahrhundertwende einbrachten. Marc Thuret erinnerte an die politische und patriotische Lyrik des „Tunnel“, dessen Verhältnis zur Öffentlichkeit und zur politischen Bewegung — ohne daß es verabredet war — einen roten Faden der Beratung bildete. Walter Hettche erweiterte den Horizont auf die Münchener „Krokodile“, Beatrice Falk auf das vormärzliche Vereinswesen in Berlin. Die Zeit wurde knapp für eine Diskussion, die in Lebhaftigkeit und Vielseitigkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

Roland Berbig, Berlin (Hrsg.)

Aus dem „Tunnel“-Archiv: Louis Schneider*: Geschichte des Sonntags-Vereins in den ersten 10 Jahren seines Bestehens

Heute vor 10 Jahren, am 3ten December 1827, fand sich auf die Einladung des Herrn M. G. Sapphir damals Redakteur der Schnellpost und des Couriers, eine

Gesell
diesem
karte
mit Fr
einen
20 Per
Sapph
vor, w
Stimm
schaus
Berlin
sation
wurde
läufig
es nic
eine H
der Na
Das U
Schlec
Namen
Unga
Baron
der Sc
Man k
sein H
erken
eigent
hatte
Aufsä
tagsge
lassen
der V
dem s
Freun
druck
gegen
nungs
beson
man s
ten di
Dies
mußte
aus d
verleg
bis je
Haupt

* Schn
Hofs
Hera
Privat

Gesellschaft in dessen Behausung zusammen, von denen die meisten sich bis zu diesem Tage fremd geblieben waren. — Man hatte Tages vorher eine Einladungskarte erhalten, bei dem freundlichen Wirth einer Vermählung des Herrn Caffé mit Fräulein Sahne beizuwohnen, und war gern dieser Einladung gefolgt, mit Recht einen fröhlichen Nachmittag erwartend. — Die Gesellschaft bestand aus ungefähr 20 Personen und wurde mit demselben Liede, das wir soeben gehört eröffnet. Herr Sapphir las darauf einen humoristischen Aufsatz über die beabsichtigte Vermählung vor, welcher alle Anwesende in die heiterste, freundliche Laune versetzte.¹ — Diese Stimmung schien der Absicht unseres Wirthes so günstig, daß der König=Hofschauspieler Herr Lemm auf seine Bitte eine Aufforderung verlas, nach der hier in Berlin eine Gesellschaft gestiftet werden sollte, die in ihrer Tendenz und Organisation der Ludlams=Höhle in Wien sich anschließen möge. — Rasch und lebendig wurde dieser Vorschlag aufgefaßt und mit kekker Frische sogleich zu einer vorläufigen Constituirung geschritten. Aus solchem Elemente hervorgegangen konnte es nicht fehlen, daß jede Form, in der sich der Verein künftig wiederfinden sollte, eine humoristische, komische, ja frazzenhaft tolle Fassung erhielt. So z. B. wurde der Name „der Sonntagsgesellschaft“ gegeben und die schwierige Deklination geübt. Das Urtheil über die zu liefernde Arbeiten (!) grade umgekehrt eingeführt, etwas Schlechtes unmäßig gelobt und das Gute entschieden getadelt, den Mitgliedern Namen gegeben, da mit kein Erinnern an äußere Verhältnisse dem scherzhaften Umgange Zwang anlegen möge. Einstimmig wurde Herr Sapphir zum Haupte, Herr Baron von Falkenstein zum Stellvertreter desselben unter dem Namen Alcidor und der Schauspieler Schneider zum Sekretair gewählt.

Man kam überein, sich am nächsten Sonntage abermals zu versammeln und durch sein Kommen stillschweigend seinen Beitritt zu der neugebildeten Gesellschaft zu erkennen zu geben. Einige blieben aus, andere fanden sich dazu und so geschah die eigentliche Stiftung erst den 9ten December. Der angenehm verlebte Nachmittag hatte die Thätigkeit mehrer Mitglieder angeregt und es wurden einige humoristische Aufsätze gelesen, die Herr Sapphir vorschlug unter der Benennung: „Aus dem Sonntagsgesellschaft“ in einem Extrablatt des von ihm redigirten Couriers drucken zu lassen. Man gab dies zu, weil man damals nicht wohl anders konnte und so trat der Verein, kaum geboren, der Oeffentlichkeit gegenüber. Man lachte, fragte nach dem so sonderbar auftretenden „Gesellschaft“ und wie sich das Wirken des Stifters Freunde oder Feinde erschaffen, so der von ihm gestiftete Verein. Viele der so gedruckten Aufsätze dieser ersten Zeit hatten eine satyrische Tendenz, geißelten das gegenseitige Weihrauchstreuen gewisser literarischer Verbindungen und zogen schonungslos selbst gegen Persönlichkeiten zu Felde. — Dies mißfiel dem ruhigeren besonnenen Theile des Publikums mit Recht und die Mitglieder fühlten oft, daß man sie nur für das gelten lassen wollte, was sie nach ihren Aufsätzen und Gedichten die in „dem Sonntagsgesellschaft“ vorgelesen worden waren, scheinen mußten. Dies berührte manchen unangenehm und auf Veranlassung mehrerer Mitglieder mußte der Sekretair in der 10^{ten} Sitzung schon den Antrag stellen, die Versammlung aus der Wohnung des Herrn Sapphir nach einem besonders gemietheten Locale zu verlegen.² Dies wurde angenommen und in Folge des Beschlusses trug das Haupt, bis jetzt ohne Beschränkung gewählt, darauf an, man möge alle 1/4 Jahr ein anderes Haupt wählen. Gleichzeitig regte ein Aufsatz des Doktor Bernhardi / Leisewitz in

¹ Schneider, Louis (1805–1878)
Hofschauspieler, Lustspieldichter, Opernregisseur,
Herausgeber des „Soldatenfreunds“, Vorleser Friedrich Wilhelms IV.,
Privatbibliothekar und Geh. Hofrat König Wilhelms I.

guter Hoffnung / den Zweifel an, ob ein Verein, in dem nur lustiger Scherz und humoristische Produktivität walte, auf die Dauer möglich sei.³ Man warf einen Blick in die Zukunft, auf die Mißdeutungen denen man sich schon ausgesetzt und beschloß auch ernstere Arbeiten, so wie der künstlerischen Thätigkeit im Allgemeinen in den Tunnelsitzungen ein freies und mit liebender Sorgfalt gepflegtes Feld anzuweisen. Mit herzlicher Anhänglichkeit erinnern sich gewiß alle Mitglieder, die damals schon dem Verein angehörten, jener schönen Stunden, die uns jeder wiederkehrende Sonntag bot. Gesang, Musik, rege lebendige Förderung heiterer Lebensansicht ließen in den Mitgliedern jene Anhänglichkeit, jene treue sorgende Liebe für den Verein entstehen, die sich nun 10 Jahre hindurch bewährt hat. — Wie rüstig damals gearbeitet wurde, beweist schon die Zahl der im ersten und zweiten Jahre gelieferten Späne. Sie betrug 490., eine Zahl, die keins der späteren Jahre erreicht hat.

Auch nach außen hin faßte der Verein festere Wurzel. Wir wählten Ehrenmitglieder, eine Tochtergesellschaft trat in Leipzig ins Leben. Der FastnachtsDienstag, von uns als der Geburtstag unseres Schutzpatrons angenommen,⁴ sah eine Feier, die allen denen unvergeßlich bleiben wird, die Zeuge derselben waren und zum Besten der durch Ueberschwemmung verunglückten Bewohner der Preußischen Niederungen wurde ein Band Dichtungen herausgegeben unter dem Titel: „Spenden aus dem Archive des Sonntags Vereins“ der eine erfreuliche Aufnahme im Publikum fand.

Indessen fanden sich im 2^t und 3^t Jahre unseres Bestehens Zerwürfnisse, die ähnlich fast jede Vereinigung in den ersten Jahren ihres Bestehens bedrohen. Erkältung von Seiten einiger sonst thätiger Mitglieder, andere die Berlin verlassen hatten, selbst ökonomische Nachlässigkeit, hauptsächlich aber die sich immer mehr herausstellende Ueberzeugung, daß die immer noch komischen und lächerlichen Formen des Vereins der wünschenswerthen Vermehrung seiner Mitglieder entgegenstehe.⁵ Alles das ließ uns wünschen, eine durchgreifende Veränderung in den Statuten vorzunehmen. Die Gleichgültigkeit für die Versammlungen hatte schon so um sich gegriffen, daß der Sekretair sich 5 mal hintereinander ganz allein im Tunnel versammelte, aber endlich doch die Freude hatte, die alten bewährten Freunde wieder kommen zu sehen.

Privat=Streitigkeiten und verschiedene Ansichten über die Aufnahme neuer Mitglieder ließen das Bedürfnis eines festeren Begründens noch fühlbarer hervortreten und so traten endlich die jetzt geltenden Statuten ins Leben. Scheu hatten wir uns vor jedem Erscheinen in der Tages=Litteratur zurückgezogen und wirkten still nur für den eigenen Fortschritt. — Das Urtheil über die vorgetragenen Arbeiten hatte sich mit der Zeit als einen der wesentlichsten Zwecke unseres Zusammenwirkens herausgestellt, und gewann immer größere Bedeutsamkeit, einen größeren Einfluß auf den Geist und die Tendenz der Arbeiten.

Allen Anforderungen zu entsprechen, die um Erfahrung und deutlicheres bewußteres Fühlen uns aufdrangen, wurden nach langen Berathungen die fast ein ganzes Jahr dauerten, am 8. April 1835 die neuen Statuten angenommen, nachdem dieselben je nach äußeren oder inneren Anregungen schon früher 5 mal geändert worden waren. In ihnen hat der Verein eine feste Basis gewonnen, auf welcher, wie der Erfolg gelehrt, rüstig fortgearbeitet werden kann.⁶

Die Arbeiten des Vereins sind in den 10 Jahren seines Bestehens bis zu 1848. [Auslassung im Manuskript, R. B.]. Rechnet man indessen die Arbeiten des Cour d'amour, die Antritts und Abgangsreden der Häupter, mehrere Preisbewerbungen, die musikalischen Compositionen und das Wochen= und Litteratur Blatt hinzu, so sind es weit über 2000., von denen

das 1 ^t Jahr	232.
2 ^t	258.
3	190.
das 4 ^{te} Jahr	134.
5	218.
6	156.
7	162.
8	207.
9	242.
10	169. lieferte.

In den ersten Jahren überwiegt die humoristische oder leicht lyrische Tendenz jede andere. In den letzteren macht sich die ernstere Tendenz, das didaktische Gedicht, die Ballade, die tiefen [nicht lesbar - R. B.], die Novelle besonders bemerkbar.

Unsere heutige Feier wird uns ein ungefähres Bild dieser verschiedenen Richtungen geben, denn wir haben in sorgsamer Auswahl sowohl die verschiedenen Epochen die der Verein durchlebt, die Eigenthümlichkeiten der Mitglieder und die Pflege die jede Dichtungsart in unserem Kreise gefunden, anzudeuten versucht. —

Das Urtheil war namentlich in den letzten Jahren rücksichtslos streng, aber auch wohlwollend und hatte stets die Sache, nie die Person im Auge. — Die Quantität der Arbeiten litt zwar darunter, aber die Qualität entschädigt dafür.

Einige besondere Richtungen unserer Thätigkeit verdienen noch erwähnt zu werden. Das Wochenblatt, von Petrarca seit seinem Beginn mit unermüdlichem Eifer redigirt, hat den 4 ten, das Litteraturblatt von Bürger gegründet und Pufendorff fortgesetzt, hat den 3 ten Jahrgang erlebt. — Beide Institute zeigen, was redlicher Wille und stets gleiche Förderung unserer Zwecke zu schaffen vermögen.

Die Preisaufgaben haben größtentheils Erfreuliches geliefert. Indische Poesie, der Wegweiser — das beste Lied, Markgraf Gero, das Auge und mehrere andere, im Ganzen 11 Preisaufgaben regten die Thätigkeit der Mitglieder mannigfach an und riefen rühmlichen Wetteifer hervor. —

Dagegen sind 2 andere Richtungen der Thätigkeit, die Cours d'amours⁷ und die Uebungen in freien Vorträgen seit dem 4 ten Jahre entschlummert, und nicht wieder erweckt worden.

Die Zahl der Mitglieder ist gegenwärtig 62.

davon in Berlin anwesend	30
auswärtige Mitglieder	32.

Von den in Berlin anwesenden sind

17 Arbeitende
13 Nichtarbeitende.

Die Zunahme der Mitglieder fand in folgender Ordnung statt

1 ^t Jahr	21.	in Berlin, 8 auswärtige
2 ^t	22	13
3 ^t	19	15
4 ^t	18	23
5 ^t	27	27
6 ^t	29	28
7 ^t	23	38
8 ^t	29	21
9 ^t	31	21
10 ^t		

Die Bibliothek, erst vor 3 Jahren angelegt, zählt gegenwärtig 473 Bände.⁸ Ihre Vermehrung, durch freiwillige Beiträge der Mitglieder bewirkt, betrug während des letzten Jahres – 51 Bände. Der eiserne Fond ebenfalls vor 3 Jahren gestiftet, ist von der ersten Sammlung im Tunnell // an bis jetzt auf 471 Rth 10 sgr gewachsen. Gegenwärtig besitzt er 421 Rth 10 sgr in sicheren, zinstragenden Papieren und anderen Activis.

Die laufenden Ausgaben, Miethe, Beleuchtung, Copiatur, so wie alle Sekretariats und Archivkosten betragen jährlich 116 Rth 9 sgr.

Die Einnahme der monatlichen Beiträge bringt einen Ueberschuß, sie betrug im verflissenen 138 Rth 18 sgr.

Sonst haben durch mannigfache Geschenke die Mitglieder für größere Wohlhabenheit des Vereins gesorgt. 3 mahagoni Bücherschränke, 1 großes Bureau, 1 Flügel Fortepiano, Bilder, Portraits, Lampen, Ballotage=Apparat, ein Pokal für den Reihetrunk bei unseren Festen, ein vollständiges geordnetes Archiv und vieles andere ist entweder geschenkt oder aus freiwilligen Beiträgen angeschafft worden.

So besteht der Verein, meine Herren und werthen Freunde, heute mit seiner 543^{ten} Sitzung 10 Jahre. Seine Existenz und seine Fortdauer unter gewandelten Verhältnisse ist ein erfreulicher Beweis dafür, was beharrliche Ausdauer vermag und schwerlich dürfte ein ähnlicher Verein wieder gefunden werden.

Wenn man bedenkt, daß Stände, Glaubensbekenntnisse und Lebensalter, die sich im gewöhnlichen Leben selten aufsuchen, daß Offiziere und Studenten, Schauspieler und Rezensenten, Juden und Christen, Kaufleute und Künstler, ganz junge und ältere Männer, sich hier zusammen finden, sich aufrichtig streng und Auge in Auge in ihrem Arbeiten beurtheilen, dabei aber die vertrauliche, herzliche Zusammengehörigkeit nicht auf das Leben ausdehnen, so fühlen wir gewiß die Wahrheit der Worte unseres Grusses, den wir dem neueintretenden Mitgliede entgegenrufen

Wenn Blätter sich an Blätter hängen
Erbaut sein schattend Dach der Baum
Wenn Sterne sich an Sterne drängen
Spricht laut der Wolken stummer Raum
Auf Tropfen, die zu Tropfen rinnen
Fliegt leicht das schwere Schiff von hinnen
Drum fügten auch, vereint zu ringen
Die Hände wir zum festen Band.
Es wird, es kann, es muß gelingen
Ist gut was uns so fest verband
So muß es fürder auch bestehen
Wo nicht, so mag es untergehen.

Was mich betrifft, so lege ich den Statuten gemäß mein Amt als Sekretair hiermit in Ihre Hände nieder. Sie haben mich 10 mal hintereinander wieder erwählt, und ich bin stolz darauf, dadurch den Beweis zu haben, daß Sie mit meinen aufrichtigen Bestrebungen zufrieden waren. Auch ich bin mir bewußt, mit allen Kräften stets zum Besten des Vereins gewirkt zu haben, wie wir alle – und wünsche von Herzen, daß auch mein Nachfolger nach abermals 10 Jahren im Stande sei einen eben so erfreulichen und befriedigenden Bericht über unseres Wirken zu geben, als die mich in den Stand gesetzt, es heute zu können.

e Ver-
d des
st von
chsen.
nd an-

ts und

m ver-

haben-
Flügel
Reihe-
ere ist

543^{ten}
ltnisse
erlich

ch im
er und
ältere
nge in
hörig-
Worte

iermit
t, und
htigen
a stets
erzen,
ben so
e mich



„Ungeheure Heiterkeit ist meine Lebensregel“
Louis Schneider
als Mauser in der Operette „Der reisende Student“

Kommentar

Zu den Amtspflichten des jeweiligen Sekretärs im literarischen Verein „Tunnel über der Spree“ gehörte die jährliche Berichterstattung am Stiftungsfest. Sie sollte an die Geschichte des Vereins gleichsam ritualisiert erinnern. Gleichzeitig bot sich dabei eine Gelegenheit zur akzentuierten Selbstdarstellung, die nicht selten aus der Interpretation des Zurückliegenden entwickelt wurde. Unterschiede ergaben sich auch im Nachdruck und im Geschick, mit der diese Möglichkeit genutzt wurde. Fontane hat Louis Schneider „hochschätzbare Vereins- und Gesellschaftsgaben“ (Von 20 bis 30. Autobiogr. Schriften Bd. 2, S. 253) bescheinigt und ihn für die Zeit bis 1848 als eines der bestimmenden Tunnelmitglieder eingeschätzt. Mit Schneider, der erst Schauspieler und dann Vorleser Friedrich Wilhelm IV. war, gab 1837 das Gründungsmitglied den Jahresbericht, das zugleich seit Beginn als Schriftführer tätig war. Daß sich seine Darstellung trotz dieses Umstands intimer Kenntnis im persönlichen Ton zurückhält, war nicht zum geringsten dem Charakter der Jahresberichte geschuldet: Er sollte bewußt formelle Züge haben und nicht gänzlich ins Belieben des Sekretärs gestellt sein. Die Schlüsselereignisse der eigenen Historie, denen man traditionsstiftende Kraft zutraute, sollten in ähnlich lautenden Wendungen von Tunneljahr zu Tunneljahr überliefert werden. Dieser Textkonsequenz, die Individuelles unterordnet, entzog sich Schneider punktuell. Der Anlaß – 10 Jahre „Tunnel über der Spree“ – erlaubte es. Dadurch gewann sein Jahresbericht an Anschaulichkeit. Er läßt den direkten Zugriff auf die miterlebten Vereinshöhepunkte spüren, ohne im Autobiographischen aufzugehen.

Bei Louis Schneider klingt deutlich die von ihm bevorzugte Seite des Vereinslebens an. Sie hing mit dem sozialkulturellen Charakter des „Tunnels über der Spree“ zusammen, der den Verein als eine „Assoziationsform auf freiwilliger Grundlage“ bestimmt, „die auf der tätigen Verbindung und Vereinheitlichung von Interessen und Bedürfnissen primär nicht-ökonomischer, nicht-beruflicher und nicht-politischer Natur, sondern wesentlich geselliger und kultureller Art beruht.“ (Kröll, Bartjes, Wiengarn: Vereine. S. 36) Daß das nicht auch berufliche Förderung durch die Vereinsbekanntschaften ausschloß, verdient der Erwähnung.

Der Überblick, hier erstmalig veröffentlicht, kann zweierlei leisten: 1. Er gibt eine Zusammenstellung wichtiger Ereignisse in der Vereinsgeschichte, wobei die Auswahl durch den Berichtersteller und den Zeitpunkt (Ort, Anlaß u. ä.) geprägt ist; 2. Schneiders Darstellung vermittelt einen imposanten Eindruck von der Vielfalt der Tätigkeiten, die den Vereinsalltag ausmachten. Man feierte und sang, man dichtete und kritisierte, man legte eine Bibliothek und ein streng organisiertes Archiv an, man sanierte den Verein in finanzieller Hinsicht und kam zu einem Besitz, der vereinsexternen Zwecken dienen konnte, wenn man wollte. Diese Aktivitäten zeigten den „Tunnel“ als einen Verein, der sich zu einem eigenständigen Kreis herausgebildet hatte. Schneider bringt das in das Bild vom Erwachsenwerden. „Außen“ und „Innen“ erscheinen deutlich voneinander geschieden. Die Veränderungen seit der Gründung werden als Entwicklung interpretiert und positiv gedeutet. Daß dieser Vorgang voller problematischer Züge steckte, bezeugen die Beiträge im vorliegenden Heft.

Zitierte Literatur:

Theodor Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographische Schriften. Band II. Herausgegeben von Gotthard Erler, Peter Goldammer u. Joachim Krueger. Berlin u. Weimar 1982.

Friedhelm Kröll, Stephan Bartjes, Rudi Wiengarn: Vereine. Geschichte, Politik, Kultur. Frankfurt a. Main 1982.

Anmerkungen:

- 1 Im ersten Protokoll der Vereinsgeschichte heißt es: „Herr Saphir las der Gesellschaft einen Aufsatz vor, in welchem diese Hochzeit humoristisch behandelt war, und ein gleiches thaten die Herrn Wilhelm John und Lesser.“ Lessers Beitrag „Hochzeitcarmen für Kaffee“ findet sich unter seinem Vereinsnamen Petrarca als Nr. 2 im ersten Späne-Band (1827/1828) des Tunnelarchivs. Johns und Saphirs wurden nicht aufbewahrt, bzw. kamen durch Nachlässigkeit nicht in die Sammlung der Späne (= Beiträge). Saphirs „Trauungsrede zur Vermählung des Hrn. Kaffee mit Dmle. Sahne“ wurde in die Vereinspublikation „Spenden aus dem Archiv des Sonntagsvereins“ (Berlin 1829) aufgenommen. S. 150–156.
- 2 Laut Protokollband 1827/1828 klagt Saphir bereits im 8. Tunnel (man nannte auch die einzelnen Sitzungen „Tunnel“) über Kosten, die Bewirtung, Beleuchtung und Bedienung mit sich brächten. Am 3. Februar 1828 tagte man zum ersten Mal im Lokal des Weinhändlers Sartorius.
- 3 Der Beitrag ist unter dem Titel „An den Sonntagsgesellschaft“ im Späne-Band 1827/1828 (Nr. 47 b) überliefert. Mehr Aufsehen als Bernhardis Überlegungen erregte der Span von Justus Lipsius (Vereinsname) wenig später. Vgl. hierzu meinen Aufsatz „Der ‚Tunnel über der Spree‘. Ein literarischer Verein in seinem Öffentlichkeitsverhalten“ im vorliegenden Heft.
- 4 Im 9. Span des ersten Jahres schlug Saphir vor, Till Eulenspiegels Geburtstagsfest zu feiern. Da dessen Geburtstag jedoch nicht genau bekannt sei, könne man sich auf den Faschingsdienstag einigen.
- 5 Vgl. zu diesem Kapitel in der Vereinsgeschichte Fritz Behrend: Der Tunnel über der Spree. 1: Kinder- und Flegeljahre 1827–1840. Hrsg. im Auftrage des Vereins für die Geschichte Berlins. Berlin 1919. (= Schriften für die Geschichte Berlins; H. 51).
- 6 Zum Kapitel der Statutgeschichte heißt es in der Vorbemerkung der dann rechtsgültigen Fassung: „Es begann in den Jahren 1828 und 1829 eine trübe Zeit, eine Zeit der Gährung für den Verein. Die Zahl der Mitglieder hatte sich bedeutend verringert, die aufgeregten Gemüther waren noch nicht zu einer vollkommenen Ruhe zurückgekehrt, die vorhandenen Kräfte schienen ungenügend, um dem Verein seine äußere Existenz zu sichern und ein unzeitiges Hineinmischen in untergeordnete, ja selbst gehässige Interessen einer gewöhnlichen Tagesliteratur hatte seinem Rufe geschadet, weil es dem Publico unbekannt geblieben war, wie unfreiwillig, wie fast ohne sein Wissen er zu einer solchen Einmischung gekommen.“ Fortbildung stand nun neben „deutscher Gemüthlichkeit des Zusammenlebens“ und „deutscher Redlichkeit des Strebens“ als Hauptzweck des Vereins, dem sich die Mitglieder unterordneten. In: Statuten des Sonntags-Vereins zu Berlin. Berlin /1835/. S. 4 und S. 5.
- 7 Im Tunnelarchiv der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität befindet sich eine eigene Mappe des „Cours d'Amour“-Wettbewerbes. Zwischen 1828 und 1833 entstanden dafür 47 Arbeiten.
- 8 Über den Tunnel-Nachlaß und seine Geschichte siehe Joachim Krueger: Das Archiv des „Tunnels über der Spree“ und die Fontane-Sammlung in der Universitätsbibliothek. In: Forschung und Wirken. Festschrift zur 150-Jahr-Feier der Humboldt-Universität zu Berlin 1810–1960. Bd. 3. Berlin 1960. S. 439–447.

Der „Tunnel über der Spree“

Ein literarischer Verein in seinem Öffentlichkeitsverhalten¹

1. Einführende Bemerkung

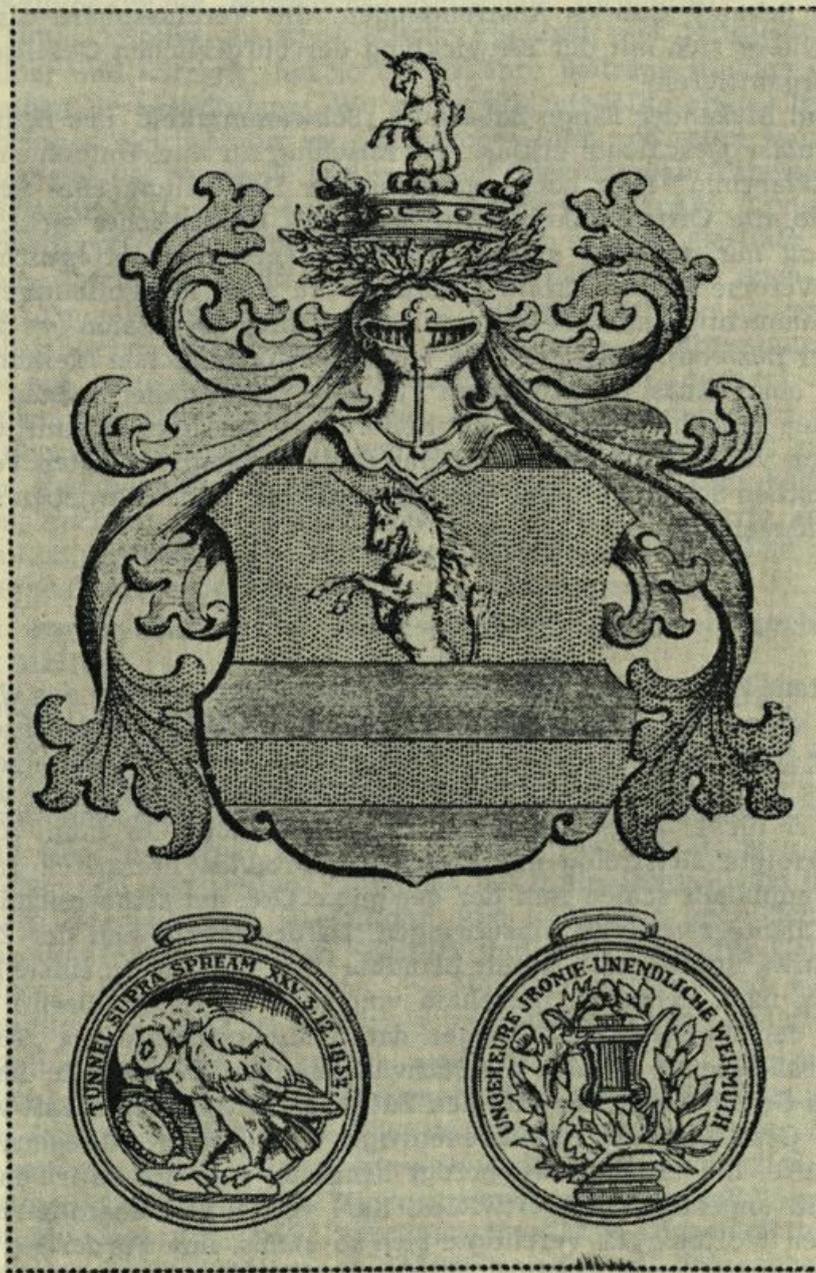
Theodor Fontane hatte längst seine Mitgliedschaft niedergelegt, als er in seinen Erinnerungen ein Resümee des literarischen Vereins „Tunnel über der Spree“ zog. „(N)ur wenige Dichtervereinigungen wird es in Deutschland gegeben haben“, heißt es nach Aufzählung der wichtigsten Mitglieder, „die Besseres zu bieten in der Lage waren.“² Das war wohl ernst gemeint, änderte aber kaum etwas an dem Bild, das vom Verein in die Literaturgeschichte einging. Abschätzigkeit dominiert. Der im „Tunnel“ vorherrschende Dilettantismus und die närrischen Gepflogenheiten, die den Umgang im Verein geregelt hatten, reichten, um es im wesentlichen bei Joachim Kruegers Urteil: „Mittelmäßigkeit“³ zu belassen.

Die Sozialforschung der letzten Jahrzehnte führte zu einer erheblichen Aufwertung der Rolle des Vereinswesens im 19. Jahrhundert. Es sei, so Thomas Nipperdey 1976, „zu einer die sozialen Beziehungen der Menschen organisierenden und prägenden Macht“ geworden⁴. Das ganze bürgerliche Leben sei „mit einem Netz von Vereinsbildungen überzogen“⁵. Während sich bei der Erforschung politischer und wirtschaftlicher Vereine aufgrund einer günstigen Materiallage rasch Fortschritte erzielen ließen, entzog (und entzieht) sich das soziokulturelle Vereinswesen mit seinem Heer an Gesangs-, Literatur- und Kunstvereinen einer bislang angemessenen Untersuchung.⁶ Für diesen Bereich zeichnet sich jedoch ein ähnlich hoher Stellenwert ab. Kröll, Bartjes und Wiengarn verbinden in ihrer Studie die beobachteten Veränderungen in den Sozialisierungsabläufen im 19. Jahrhundert mit der „Revolutionierung gesellschaftlicher Lebensbereiche“ und folgern (auch und besonders für die informellen literarischen Gruppierungen): „Die verschiedenen Vereinigungsgrundtypen erscheinen als ‚Antworten‘ auf neue Erfordernisse der Bewältigung von Problemen der gesellschaftlichen Reproduktion.“⁷

Reiht sich der „Tunnel über der Spree“ in diese Typologie ein, möglicherweise mit einem eigenen unverwechselbaren Profil, oder ist er, wie viele behaupten, eine Erscheinung an der Peripherie der Gesamtentwicklung?

Kaum ein Schriftsteller im 19. Jahrhundert, der nicht einem Verein (meist mehreren) angehörte, der sich nicht durch Gruppenbindung gefördert und angeregt wußte. Wie sich Tätigkeitsfeld und Berufsbild des Schriftstellers wandelten und entfalteten, so fächerten sich auch die Formen auf, in denen Vereine ins Leben traten (bzw. sich wieder auflösten oder bedeutungslos wurden). Die gegen den „Tunnel“ in Anschlag gebrachten Einwände – dilettantisch, borniert, unpolitisch etc. – lassen sich beinahe gegen jeden vergleichbaren Verein formulieren: mit demselben Negativbefund. Um zu ergiebigen Befunden zu gelangen, muß der Verein als „Organ der Persönlichkeitsbereicherung“⁸ und als Ort interpersoneller Verhältnisse gesehen werden. Die Tendenz zur selbstorganisierten Öffentlichkeit – als kollektive Privatheit und private Öffentlichkeit – berührt dann sowohl seine Rolle im sozialen Leben als auch die Entwicklungschance der jeweiligen Mitglieder. Gerade der Vorwurf *fehlender* Öffentlichkeit hat zur eingeschränkten Wertschätzung des „Tunnel“ ursächlich beigetragen.

Die fast manischen Beteuerungen, man sei als „Verein“ ganz für sich, wolle mit nichts und niemandem Streit und genüge sich selbst, haben in der Forschung zur Betonung der geringen Zahl externer und zur Bagatellisierung vereinsinterner Aktivitäten geführt. Die ausbleibende Einflußnahme auf das öffentliche Leben begründet die zweifelhafte Vereinseffizienz, über die sich die Tunnelchronisten von F. Behrend bis J. Krueger einig waren. Widmet man sich der Vereinsstruktur, die nach G. Wurzbacher ein emanzipatorisches Instrumentarium bereitstellen kann und Aktionsräume des einzelnen erweitert⁹, verhilft deren intermediärer Charakter das ablaufende Wechselspiel zwischen „innerem“ und „äußerem“ System zu beschreiben. In ihm gewinnen die tatsächlichen Aktionen des Vereins Konturen (z. T. kommen sie da erst zum Vorschein), wobei sich die erfaßbare Profilierung der Mitglieder herauschält.



Wappen und Orden des „Tunnels“

Nipperdey hat darauf hingewiesen, wenn er Vereinstätigkeit und sozialen Rang im öffentlichen Leben in kausalen Zusammenhang brachte¹⁰. Ohne den „Tunnel“ wäre Fontane nicht an der Seite des vortragenden Rates am Kultusministerium, Franz Kugler, Herausgeber eines belletristischen Jahrbuches geworden. Ähnlich bedenkenswert ist die Zusammenschau von Tunnel-Karriere und Berufs-Laufbahn bei den beiden späteren Ministern Heinrich von Friedberg und Heinrich von Mühler¹¹.

Im folgenden werden einige Auseinandersetzungen im Vereinsleben des „Tunnels“ beschrieben, die sein Öffentlichkeitsverhalten erklären helfen. Stand der Verein gänzlich im Kontrast zur eher öffentlichkeitsorientierten Gesamttendenz des Vereinswesens im 19. Jahrhundert? War man sich durchgängig über die Abstinenz in öffentlichen Belangen einig? Wann drohte der Selbstisolierung die elementarste Gefahr, wann war sie Schutz? Gab es Anstrengungen, die Vereinssphäre als Forum des Öffentlichen, wie es sich mit der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft herausbildete, umzuorganisieren?

Oskar Negt und Alexander Kluge haben die „Schwammigkeit“ des Begriffs „Öffentlichkeit“ aus seiner Geschichte erklärt. Im Anschluß an ihre Untersuchung „Öffentlichkeit und Erfahrung“ liegt auch nachstehender Darstellung eine Begriffsbestimmung zugrunde, die Öffentlichkeit nicht als etwas Einheitliches sieht, sondern als „die Kumulation nur abstrakt aufeinander bezogener Einzelöffentlichkeiten“¹², zu denen die der Vereine rechnet. In ihr kommt es „zu einer Art kollektiven Privatheit“ durch die „zusammentretenden Personen“, die mit ihrer Diskussion (= dem Ausleben interpersoneller Beziehungen) „zu einem Faktor der öffentlichen Meinung und damit mindestens zu einer Quasi-Öffentlichkeit“ werden.¹³ Von daher ordnen sich die einzeln behandelten Gesichtspunkte einem Kontext zu, der über Vermittler- und Integrationsfunktion verfügt. Der Blick auf das Öffentlichkeitsverhalten verbindet sich mit chronologischen Schritten in der Vereinsgeschichte. Daraus ergeben sich wechselseitige Bezugnahmen.

2. Gründung

Kann die Fontane-Zeit als die literarisch einträglichste Periode des Vereins angesehen werden, so war die Gründungszeit vereinsgeschichtlich die wechsellvollste. Anfang Dezember 1827 wurde in Berlin der literarische Verein „Tunnel über der Spree“ gegründet. Was immer dem Stifter Moritz Gottlieb Saphir nachgesagt werden kann, zweierlei war er nicht: langweilig und geschäftsuntüchtig. Er kam, 30jährig, nach Berlin und verfolgte zielstrebig die Absicht, in Preußen literarisch erfolgreich zu werden. Die Hauptstadt schien ihm der geeignete Ort, um seine reichlichen schriftstellerischen Talente zweckvoll einzubringen. Dafür eignete sich der Zeitungs- und Zeitschriftenmarkt, um den sich Saphir bemühte. Daß sich Erfolg einstellte, bezeugen seine Aussagen, nach denen er innerhalb von zwei Jahren in Berlin 14 000 Taler verdiente¹⁴. In den meisten Darstellungen der Gründungsphase des „Tunnels“ überlagert eine moralisierende Distanz die Sachverhalte. Saphir gründete den Verein, um der „Mittwochs-Gesellschaft“, die ihm den Zutritt in ihre Gemeinschaft versagt hatte, und ähnlichen Gesellschaften eine ebenbürtige Vereinigung entgegenzustellen. Die literarische Waffe, die er dabei bevorzugt benutzte, war die Satire in Form eines unbändigen und ungezügelter Wortwitzes. Karl von Holtei charakterisiert Saphirs Einstieg mit den Worten: „Es vereinigte sich so vieles, ihm Förderung zu verschaffen. Das Bedürfnis der guten Berliner, ihr Durst nach Spott und Satire; die Schalheit der meisten Rezensionen in anderen Blättern; Saphirs Talent welches die Lacher,

auch wenn er wider das Gute und Schöne zu Felde zog, stets auf seine Seite brachte...¹⁵. Jene Waffe beabsichtigte er, durch die Potenzierung der Kräfte, die ein Verein gewährleistete, wirkungsvoll öffentlich einzusetzen. Obwohl das 1. Protokoll der 1. Sitzung formulierte, man wolle „in Berlin eine Gesellschaft /.../ gründen, die alle religiöse, politische, und finanzielle Tendenz ausschließend, sich bloß mit humoristisch-literarischen Arbeiten beschäftigen, und eine Satyre auf die unbegrenzte Lobhudelei mancher andre literarischen Gesellschaften abgeben sollte“¹⁶, genügte man damit eher der preußischen Gesetzgebung, als daß man die wahren Interessen der Zusammenkünfte aussprach. Saphir stand nicht der Sinn nach einem Verein, der die Begegnung zwischen Dichter und Liebhaber der Poesie herbeiführt und der Mitteilung von neuester in- und ausländischer Literatur gibt. Diesen Zweck wie das Verbot, eigene poetische Arbeiten im Kreis vorzutragen, hatte Julius Eduard Hitzig wenige Jahre zuvor für die „Mittwochs-Gesellschaft“ formuliert¹⁷.

In Saphirs „Tunnel“ sollte die schöpferische Phantasie der Mitglieder den Ton angeben, je wilder und witziger, um so besser. Ihre Beiträge standen im Mittelpunkt der gemeinsamen Veranstaltungen. Wo mittwochs mit Hilfe eines europäischen Korrespondentenringes Weltliteratur im Goetheschen Sinn verbreitet wurde, arrangierte Saphir sonntags lokale, regionale und zum Teil überregionale Tagessatire.

Man produzierte unter Saphirs Anleitung und Schirmherrschaft Texte, die in dessen „Berliner Schnellpost“ für ein überregionales und in seinem „Berliner Courir“ für ein eher regionales Publikum veröffentlicht wurden. Zwar kamen auch Späne (= Beiträge, die im „Tunnel“ vorgetragen und beurteilt wurden) wie der von Emil Jacobi/Wilhelm Müller „Ueber den Werth des Erlernens unserer Muttersprache“¹⁸ zum Vortrag, dem es um „eine eigenthümliche National-Literatur, gestützt auf die Grundbedingung aller volksthümlichen Bildung, auf die Fortbildung der Muttersprache“ ging, doch überwog anderes: „Narrenrede“, „Sonntagsbommeln“ oder Texte wie „Hamlet der Nachtwandler“¹⁹. Und daneben: eine große Zahl karikierter Selbstdarstellungen. Auch wurde ironisiert, was man selbst praktizierte, so z. B. mit dem Span „Eigen-Lob schmeckt oder: Ich bitte dir, kitzle mir!“ Ein Blatt für Selbsthilfe, literarische Einbalsamierung, und gegenseitigem Lobspeicheln²⁰.

Thematisiert wurden nicht selten ausgesprochene Schriftstellerprobleme mit dem literarischen Markt:

„Nachdruck! – Vampyr, genährt vom Blut der armen Autoren,
Nur das Schöne verfällt deinem verpestenden Hauch!“²¹

Als Gemeinschaft formierte man sich, als Gemeinschaft trat man unter der Rubrik: „Aus der Sonntags-Gesellschaft“ vor die Leser der Saphirschen Zeitungen – und schrieb damit für ein eigenes Publikum.²² Saphir beschränkte sich nicht auf diese Mitarbeiterschar und zog weitere, durchaus bekannte Journalisten hinzu: Heinrich Claren, Harro Harring, Carl Herloßsohn (der zeitweilig auch dem „Tunnel“ angehörte), Theodor Mundt, Heinrich Stieglitz und auch Amandus Gottfried Müllner. Die „Schnellpost“, beobachtete Heine, „die hier viel gelesen wird, hat mich gar besonders neugierig /.../ gemacht. Saphirs Witze amüsieren mich königlich.“²³

Mit dieser Zeitung entwarf Saphir ein modernes Blatt. Es zielte auf einen neuen Leser, der sich in den Großstädten entwickelt hatte. „Diese ‚Berliner Schnellpost‘ soll ein Herzblatt werden für das große Heer der jetzigen Schnell-Leser, /.../ Die Erzählungen und heiteren Beiträge sollen kurz seyn, damit man schnell die geliebte Endstation der Geschichte erreicht“²⁴. Wie sich Saphir in Wien auf Wien und später in München auf München und deren jeweiliges Publikum konzentrierte, so ließ er in Berlin stets dessen Eigenart gelten, ja förderte im „Tunnel“ dahingehende literarische Äußerungen.²⁵

Saphirs Verein verstand sich zu diesem Zeitpunkt noch als „Gesellschaft“ – freilich im ironischen Sinne. In ihm saßen Männer nebeneinander, denen an schriftstellerischer Anerkennung gelegen war, aber auch solche, die sich abseits halten wollten und andere Berufsentscheidungen getroffen hatten. Schreiben mit professioneller Absicht vermischte sich mit dilettierenden, aber Geselligkeit stiftenden Versuchen. Während der Stifter den Blick auf den literarischen Markt (die Theater-Welt hier eingeschlossen) gerichtet hatte, den zu beliefern er neue Strategien erprobte, befriedigten andere im Verein ihren Bedarf an sozialen Kontakten – übrigens in der Regel im Rahmen des eigenen sozialen Standes. Diese Mischung beförderte eine Lockerheit, die auch die Gründung weiterer „Tochter“-und-„Sohn“-Gesellschaften nach demselben Modell begünstigte. Neben Berlin trat Leipzig, bald kam Breslau hinzu. Leipzig war wichtig als Ort der Verlage, wovon auch Saphir profitierte. Dessen überregionale Orientierung, immer auf Zentren konzentriert, verdeutlicht die Auflistung seiner Wirkungsorte: Pest, Wien, Berlin, Leipzig und München²⁶. Seine Intentionen, in die er den „Tunnel“ strategisch einbaute, zielten augenscheinlich auf ein Wirkungsnetz größeren Stils. Er wollte die literarische Unverwechselbarkeit der verschiedenen Regionen ausnutzen und fand Vereine wie den „Tunnel“ geeignet, daraus literarisches Kapital zu schlagen. Für den „Tunnel“ hieß das anfangs: keine verschlossene Tür, wer wollte, bekam problemlos Zutritt. Kaum verhohlene Lust an Publizität schloß denkbare Exklusivität zu Beginn aus. Der Goethe-Huldigung in der „Mittwochs-Gesellschaft“ standen Schiller-Parodien im „Tunnel“ gegenüber²⁷.

Saphir reaktivierte überlieferte Geselligkeitsformen, zitierte Züge der Freimaurerei und gewann durch deren Parodierung neue Bewegungsräume für die Gruppenaktivität. Das Bedürfnis nach (durchaus produktiver) Zerstreuung löste das nach Aufklärung ab – der „Tunnel“ mit Saphir an der Spitze hatte diesen Funktionswechsel derartiger Betätigung kulturell-literarischer Natur intuitiv begriffen und mit seiner frühen Vereins- und Produktionsform darauf angemessen reagiert.

3. „Kritischer Richterstuhl für Deutschland“

Doch gerade über die geschilderte Ausrichtung des Vereins und seine innere Beschaffenheit mit ihrer Wirkung nach außen kam es bald zu heftigen Kontroversen. Sie veranlaßten den regen Sekretär Louis Schneider <Campe> zur Notiz im Protokoll: „Was haben wir jetzt . . . ? Nichts was uns erheitert von den Sorgen und Mühen der Woche, sondern ein fortwährendes Verbessern, Klauben und Flickern an elenden bedeutungslosen Worten, die nichts dazu beitragen uns von der Welt Achtung zu erzwingen, wenn wir, wie man gegen meine Ansicht behauptet, dieselbe nicht besitzen, . . .“²⁸ Eine „ungeheure Verwirrung“²⁹ hatte der Span mit dem programmatischen Titel „Rede über den Zweck eines literarischen Vereins“ ausgelöst. In ihm attackierte ein Herr Ehrenbaum <Justus Lipsius> die Vereinspraxis, besser: den Alltag im Verein³⁰. Zwei Dinge hatten sein Mißfallen erregt: 1. die unernsten und albernen Gepflogenheiten im Umgang miteinander. Dazu rechneten beispielsweise die vielen karnevalesken Züge im frühen Vereinsleben. Sie reichten vom Rauchen einer Knallzigarre bei Aufnahme bis zu den Begrüßungsriten, die in dem Dialog gipfelten: „Was wollen Sie hier? – „Nichts“ – „Das können Sie kriegen.“ und 2. die Banalität der literarischen Produktion und Rezeption. Bei der Rezeption dachte Ehrenbaum an die praktizierte Kritik. Entschieden plädierte er für einen höheren Zweck, der durch schärfere, intellektuell-angestrengttere Beurteilung anzustreben sei. „Bestünde unser Verein schon Jahre“, lautet das verallgemeinerte Urteil, „und hätte auf die Literatur gewirkt, so würde ich behaupten, sein Streben sey schädlich und müßte mit der Wurzel ausgerottet werden.“³¹

Indirekt zielte das auf die Rolle des Vereins in der Öffentlichkeit. „Langeweile“ und „vorübergehende Laune“ kritisierte der eingereichte Span als gänzlich unzureichende Produktivitätsanlässe. Individualität – das sei es, was fehle. Sie mit tüchtigen Männern durch das Vereinsleben zu fördern, könne eventuell Rettung bringen. „Durch die Revolution ist ein Napoleon entstanden, durch sein Verderben bringendes Schwert ist die Kultur um Jahrhunderte weitergeschritten – ein Leibnitz mußte seyn, um einen Kant hervorzubringen; und so kann dieser Verein einst der Kirchstuhl (so in der Schreiber-Abschrift im entsprechenden „Späne“-Band, in der Diskussion war jedoch stets die Rede von „Richterstuhl“ – R. B.) der deutschen Literatur seyn.“³²

Ehrenbaum definierte den Verein als eine Art epochale Durchgangsstation, die er mit den entscheidenden, für die deutsche Kultur- und Geistesgeschichte prägendsten Bewegungen vergleichend verknüpfte. Das ging weit über Berlin hinaus, ja weit über Preußen. Der Verein sollte sich als eine Institution festigen, der die Beurteilung der deutschen Literatur zukomme. Kein Zufall, daß Ehrenbaum in seiner Argumentation Goethe in seiner einzigartigen Individualität Schiller und Jean Paul gegenüberstellte, deren Dichtungen nachahmbar seien. Der eingeklagte Anspruch stieß im „Tunnel“ auf heftigen Widerspruch. Pro und Kontra hatten Fraktionsbildung zur Folge. Ehrenbaum, so meinte man, beurteile „den Verein von einem ganz falschen Standpunkte aus“³³. Die überdimensionale Aufwertung der Gruppe verunsicherte. Der spielerische Geist, aus dem heraus Saphir den Verein leichtthin lenkte, schlug um ins Ernsthafte. Ehrenbaum bemühte sich, eine Gruppierung zu formieren, die nationale Probleme mit Vereinsbelangen verband. „Poësie“ statt flacher Reimerei, strenge Kritik statt geschmäckerlichem Geschwätz. Daß der Verein auf diese Kritik überempfindlich und mit Verstimmung reagierte, charakterisiert seinen damaligen Entwicklungsstand: Wilhelm Förster <Lucian> sprach aus, was die Mehrheit empfand. Man solle sich davor hüten, ein Phantom anzubeten, „das mit dem Kopfe in den Wolken strebt, u. mit den Füßen über jeden Stein auf der Erde stolpert.“³⁴ Empfohlen wurde Besonnenheit und Bescheidenheit, Augenmaß für die eigenen Möglichkeiten. Durch die Rückbesinnung auf herkömmliche Vereinszwecke verdrängte man, was in Saphirs Betriebsamkeit tendenziell angelegt war. Das Anspruchsvolle, was Ehrenbaum in die entsprechenden Wendungen kleidete, schreckte ab – ihm begegnete die Vereinsmehrheit mit einer Ironisierung der eigenen Möglichkeiten. Die durch jenen Span bewirkte Selbstüberprüfung hatte Folgen: „Man kam /.../ indefs überein den Namen: ‚der Sonntags-Gesellschaft‘ in den: ‚der Sonntags-Verein‘ abzuändern, die ohne Grund lächerlichen Formen abzuschaffen, dagegen aber die ironischen Beziehungen beizubehalten und eine Revision der Statuten zu veranlassen.“³⁵

Damit schwächte man die vordergründige Namensparallelität mit der „Mittwochs-Gesellschaft“ ab und leitete eine Angleichung an die Form eines Geselligkeitsvereins ein. Zu diesem Zeitpunkt zählte der „Tunnel“ 22 Mitglieder in Berlin, 12 in Leipzig. Obwohl ein Ausgleich gefunden schien, setzte ein radikaler Mitgliederschwund ein, der sich nicht zuletzt aus dem Zwiespalt erklären läßt, den der Ehrenbaumsche Span erzeugt hatte. Mit dieser Auseinandersetzung war der Auftakt gegeben für eine in mehreren Phasen ablaufende Formalisierung der Vereinsverhältnisse. Die Idee bürgerlicher Öffentlichkeit, die sich in Ehrenbaums Überlegungen aussprach, wurde getauscht gegen die Vereinsöffentlichkeit, für deren Gefährdung es längst hinreichende Zeichen gab. Der Ruf nach den „Statuten“, der laut wurde, war der Ruf nach der strengeren Konturierung der Vereinsmitgliedschaft. Mehr als durch zu hohe Ansprüche sah man sich durch die eigene Stellung im literarischen Leben Berlins gefährdet, die den Verein in Pressefehden hineingezogen hatte.

4. Umbruch und Neuorientierung 1829/30

Die Bedrängnis, in die sich der Verein gebracht sah, überstieg seine Belastbarkeit. Saphir stand seit März 1828 im Kreuzfeuer seiner empörten Berliner Schriftsteller- und Journalistenkollegen, denen er Cliquentum im Kampf gegen die von ihm unterstützte Königliche Bühne vorgeworfen hatte. Öffentliche Erklärungen und Gegen- erklärungen wechselten einander rasch ab. Problematisch war weniger der Umstand, daß sich unter Saphirs Gegnern Männer wie Ludwig Rellstab, Wilhelm Häring (= Willibald Alexis) oder Friedrich Wilhelm Gubitz befanden. Vielmehr beunruhigte deren geschlossenes Auftreten. Die Front nahm nicht Saphir allein, sondern auch dessen Verein unter Beschuß; nun rächte sich die gemeinsame Zeitungsrubrik „Aus der Sonntags-Gesellschaft“, die den Vorwurf Saphirs gegen ihn selbst umkehrte.

Von „wildbewegte(n) Discussionen“³⁶ ist in den Protokollen zu lesen. Doch verkannte Louis Schneider als Protokollant die Ursachen, wenn er „kleinliche Privat-Rücksichten“ angab. Die souveräne Haltung, die das Protokoll nur zu gern vortäuschte, stellte sich erst wieder ein, als Saphir, unter polizeilichem Druck (vom „Tunnel“ jedoch nicht ohne freundliche Dankbarkeit verabschiedet), Berlin verlassen hatte. Die gewonnene Souveränität wuchs sich 1830 anlässlich der Haupt-Rede Ludwig Lessers <Petrarca>, (Vorsitzender, damals noch für ein halbes Jahr, später für ein ganzes Jahr gewählt), zu einer prinzipiellen Abrechnung aus. Vereinsinteressen wurden nun gegen die Interessen einzelner geltend gemacht. Gesondert ging man gegen Redakteure von Zeitungen vor. „Ist nur ein Redakteur in dem Verein“, erklärte Lesser, „so hält die Welt sein Blatt für die Stimme der Gesellschaft, diese selbst aber für eine Clique des Redakteurs u. ihr Thun wird dem Publikum verdächtig, wie das Treiben jeder Clique.“³⁷ Eine solche Verbindung zwischen Redakteur(en) und Verein schade immer der Gemeinschaft. Tatsächlich war der „Tunnel“ „den öffentlichen Angriffen seiner Feinde so gut ausgesetzt“ wie Saphir selber. Ihm wurde die „Achtung der Welt“³⁸ entzogen. Ludwig Lessers Biographie und soziale Einbindung, die Gerhard Wolf einsichtig verallgemeinert hat³⁹, machen Reaktion und Position dieser Fraktion im „Tunnel“, die nun dominierte, verständlich. Zwar lieferte Lesser literarische Beiträge an unzählige Zeitschriften und Taschenbücher und hatte vertrauten Umgang mit Redakteuren und Verlegern, doch gründete sich seine Unabhängigkeit in einer gesicherten bürgerlichen Existenz. Relativ unabhängig durch Heirat in eine wohlhabende Kaufmannsfamilie, war er bis zum Ende seiner Tage als Disponent des Bankhauses Oppenheim tätig. Schreiben galt ihm als angenehmes Freizeitvergnügen. Bei dieser Lage der Dinge mußte ihm an der Wiederherstellung des Vereins-Rufes und der Distanzierung von jedwedem unlauteren Tun gelegen sein.

Es lag nicht in seinem Interesse, den „Tunnel“ in ein Schlachtfeld sich befehlender Zeitungsleute – u. a. Saphir kontra Eduard Oettinger, der den „Eulenspiegel“ (immerhin Symbolfigur des Vereins!) herausgab – verwandelt zu sehen. Seinem Bedürfnis entsprach ein anderer Vereinstyp, als der von Saphir initiierte.

Mit der Verabschiedung der Hauptkontrahenten trennte man sich deshalb ebenfalls von der bis dahin gepflegten Form der Öffentlichkeit. Lesser interpretierte den Redakteursstreit vor den Augen des Publikums als Privathandel und kehrte so die Tatsachen um: die wirkliche literarische Öffentlichkeit wurde von ihm als Privatsphäre der in ihr Agierenden betrachtet. Das erlaubte deren Ausschluß aus der Vereinsöffentlichkeit. Man gab sich mit dem Hinweis auf seinen guten Ruf loyal „öffentlich“, um sich mit demselben Argument zu verschließen. „Öffentlichkeit“ wurde nur in dem Maße akzeptiert, wie sie kalkulierbar blieb und bequem auf Taschenformat zu bringen war. Ein Schachzug, der sich rächen sollte. In kurze programmatische Formeln gedrängt, konzentrierte Lesser sein Krisenkonzept auf folgendes:

1. umgehendes Ausräumen aller Verdachtsmomente, die Kliquentum unterstellen konnten,
2. Auflösung jeglicher Verbindung zwischen dem Verein und einer Zeitung,
3. Verbot der Herausgabe eines eigenen Journals und
4. Aufnahmeverbot für Redakteure Berliner Tageszeitungen.

Gemeinsame Publikationen behielt Lesser dem Verein vor. Jedoch sollte nur das unter Vereinsnamen veröffentlicht werden, was zuvor einer gründlichen Prüfung unterzogen worden war. Deshalb riet er, nicht alle Bindungen mit Journalen zu kappen und Kontakte zu Redakteuren weiter zu pflegen. Resümierend erklärte Lesser apodiktisch: „Ueberhaupt keine Oeffentlichkeit in corpore, als die, welche unter Garantie der ganzen Gesellschaft unternommen wird; kein Prunkenwollen mit unsern Leistungen u. Bestrebungen, kein Entgegenstellen gegen andere Gesellschaften desselben.“ Letzthin bedeutete das ein neues Programm. Man habe nun, so Lesser vielsagend weiter, „eine andere Stellung gegen die Welt“⁴⁰.

Der Verlust an öffentlichem Ansehen, ausgelöst durch den Vorwurf des Mißbrauches von Vorzügen, die das Vereinsprinzip an sich ausmachten, leitete einen differenzierten Rückzug ein, der aber eben nicht nur als eine Isolierung zu beschreiben ist. Als die Geschichte der ersten zehn Jahre des Vereins geschrieben wurde, formulierte der Chronist rückblickend auf die Ereignisse 1829: „Scheu hatten wir uns vor jeder Öffentlichkeit zurückgezogen und wirkten still nur für den eigenen Fortschritt.“ Korrigierend strich er dann aber die Wendung „jeder Öffentlichkeit“, um dafür am Rand zu notieren: „jedem Erscheinen in der Tages Litteratur“⁴¹.

Faßt man, wie es Friedhelm Kröll 1978 vorgeschlagen hat, die Relationen von Öffentlichkeit als „Charakter der vereinsinternen Kommunikationsformen als auch de(n) Bezug zur externen Öffentlichkeit sowie deren Wechselwirkung“⁴², dann trat, nach anfänglicher Vorrangigkeit, der externe Bezug zurück, während gleichzeitig verschiedenartige vereinsinterne Äußerungsformen gefördert wurden. De facto hatte man es von nun an mit einem anderen Verein zu tun.

Seriosität hieß eines der neuen Fahnenwörter, auf die sich der jetzt tonangebende Teil des Vereins einigte. Er bereitete den Abschied von der „Literatur der Wortwitze und der Saphiriaden“ vor, die Karl Gutzkow allein durch ihre Nachwehen aus Berlin vertreiben sollten. „Eine Einmischung in die Berliner Tagesliteratur, in die Fehden Saphirs mit seinen Gegnern, schien mir“, schreibt Gutzkow in seinen Erinnerungen, „unter aller Würde eines Schriftstellers, der ‚mit der Milch des klassischen Altertums‘ gesäugt war — ...“⁴³ In dem Zusammenhang gibt Gutzkow ein weiteres Stichwort aus, das Moritz G. Saphir mit einem Literatentypus wie Paul Lindau, dem wohl einflußreichsten Schriftsteller und Theaterkritiker der Gründerzeit nach 1870⁴⁴, verbindet. Er spricht vom „einreißende(n) ‚Judentum in der Literatur‘“⁴⁵, dem sich besser fernzuhalten sei. Damit leistete er einer antisemitischen Beurteilung der Durchsetzungspraktiken Saphirs Vorschub.

Zu den Bemühungen des „Tunnel“, sich aus dieser die Mitglieder in ihrer bürgerlichen Reputation gefährdenden Zone herauszumanövrieren, zählte die Publikation ausgewählter Späne. 1829 stellte der Verein unter Lessers Regie „Spenden aus dem Archive des Sonntagsvereins“ zusammen, „zum Besten der in den Preuß. Niederungen durch Ueberschwemmungen Verunglückten“⁴⁶.

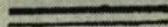
Lesser benutzte die gute Gelegenheit für eine öffentliche Vereinsdarstellung. Deshalb beginnt sein Vorwort, das er der Auswahl voranstellte, mit einer Erklärung des Vereinsnamens: „um allegorisch hierdurch anzudeuten, daß selbst die größten äußern Hindernisse den festen Willen, etwas Gutes und Nützliches zu erreichen, nicht ab-

Spenden

aus dem Archive

des

Sonntagsvereins.



Zum Besten der in den Preuß. Niederungen
durch Ueberschwemmungen Verunglückten.

Berlin, 1829.

Maurer'sche Buchhandlung.

schrec
keit ve
linge
von de
eine li
ten wi
Interes
Funkt
so bei
wolle
scheue
gegens
werben
gen . .
Wo Le
entsch
die Kü
wollte
rungsu
liches
das pr
glieder
. Tunne

5. Sta

Verbin
Der N
keiten
Statute
Festleg
ter Or
keit, .
Verhal
ganisa
Nicht
die im
unmitt
1828)
schaft
bezug
sellsch
öffentl
witzig
gewöh
Alles,
verkeh
des Ve
testgeh
men a
gebun

schrecken und beugen sollen.“⁴⁷ Mit dieser Form, die Ergebnisse der Vereinstätigkeit vorzuführen, wollte man „die gehässige Meinung einiger mißgünstigen Finsterlinge über die Tendenz unseres Vereins“ widerlegen⁴⁸. Die Aufmerksamkeit sollte von den journalistischen Hakeleien abgelenkt werden. Man wollte nicht länger „für eine literarische Assecuranz“ verschrien werden⁴⁹. Die letzten Bemerkungen stammten wiederum von Schneider, der auf federführende Beteiligung — auch in seinem Interesse als Akteur am Königlichen Schauspielhause — bei dem sich vollziehenden Funktionswechsel nicht verzichtete. Kam bei Lesser der Kaufmann als Freizeitautor so bei Louis Schneider der Schauspieler als Vereinsmitglied zu Wort. Die Vereinigung wolle nicht dominieren, aber doch auch das Licht der Öffentlichkeit nicht gänzlich scheuen: „wir wirken still und ruhig, aber auch fest und besonnen, . . . wir wollen gegenseitig uns helfen und liebevoll auf den dornigen Pfaden unterstützen, . . . Wir werben weder durch prahlende Anpreisungen, noch durch Proseliten-Vorspiegelungen . . .“⁵⁰ In der Arbeit strebe der „Tunnel“ ungeteilte Wahrheit an.

Wo Lesser die Grenze zur Tagesliteratur und den Journalisten streng zog und zum entschlossenen Rückmarsch aus öffentlichen Angelegenheiten riet, vertrat Schneider die Künstlerschaft im engeren Sinne, die den Verein *auch* berufsfördernd erleben wollte — ohne freilich in den zweifelhaften Ruf eines ebenso zweifelhaften Versicherungsunternehmens zu geraten. Einig waren sich die beiden, daß nur ein freundliches Bild vom Verein den erstrebten Zielen förderlich war. Das neue Vereinsprofil, das proklamiert wurde, bewirkte anfangs, so scheint es, nur eins: eine Reihe Mitglieder der ersten Stunde schieden aus — neben Saphir verließ auch Ehrenbaum den „Tunnel“.

5. Statuten

Verbindliche Statuten konstituierten und legitimierten einen Verein vor der Welt. Der Nachlaß des „Tunnels“ beweist mit seinen Statut-Entwürfen, welche Schwierigkeiten dieser Akt der Institutionalisierung bereitete. Dem Bewußtsein, sich durch Statuten eine innere Stabilität zu organisieren, stand die Scheu vor hinderlichen Festlegungen gegenüber. „Als soziale Normierung verleiht der statuarische Charakter Orientierung und Halt, verbürgt ein erhebliches Maß an Regel- und Dauerhaftigkeit, . . . Das Statut, sanktionsgestützt, erzeugt ein spezifisches soziales Teilhaben, Verhalten und Handeln regelndes Schwerefeld.“⁵¹ Zwecksetzung regulierte die Organisationsweise und letztthin, worauf es ankam, den Bezug zum öffentlichen Leben. Nicht jeder Beitrag zur Statutdiskussion ist datierbar. Doch zeichnen sich Phasen ab, die im Einklang mit dem bereits Mitgeteilten stehen. Die erste Phase, natürlich im unmittelbaren Anschluß an die Gründung, prägt Buntheit. Im 7. „Tunnel“ (Anfang 1828) versuchte ein Antragsteller — möglicherweise Saphir selbst — die „Gesellschaft“, die den „Karakter der Oeffentlichkeit theilweise schon angenommen hat“ in bezug auf ihr öffentliches Verhalten zu bestimmen. Denn es sei klar: „daß der Gesellschaft um so mehr Ruhm und Glanz gewonnen /werden/ muß, je gräftiges er öffentlich auftreten gann“⁵². Wert legte man auf den „guten Namen“, wobei die witzigen Formulierungen und die absichtlich fehlerhafte Orthographie den Bierernst gewöhnlicher Statuten ironisierten.

Alles, was für Vereinssatzungen obligatorisch war, griffen die Tunnelfreunde auf, verkehrten es jedoch ins Parodistische. Zuweilen überschritt man dabei die Grenze des Verträglich⁵³. In den frühen Vorschlägen überließen sich die Mitglieder weitestgehend der Laune eines Einfalls, den sie als Paragraph formulierten. Ausgenommen aus diesem Spiel blieb nur der Punkt, der direkt die preußische Vereinsgesetzgebung berührte: das Verbot jeglicher politischer und religiöser Tendenz. Eingeb-

schlossen in diese Festlegung war der Verzicht auf „merkantilische und finanzielle“⁵⁴ Zwecke. In den ersten „Tunnel“-Monaten verhinderte die Beteiligung an Zeitungen und Zeitschriften die konsequente Einhaltung dieses Paragraphen.

Das Gruppenleben war bestimmt durch Ausgelassenheit. Sie sollte ein Vereinsklima stiften, das zur phantasievollen Produktivität ermunterte. Übermut in den Äußerungen war nicht nur erlaubt, sondern wurde durch den festgelegten Umgangston stimuliert. Wohl schon deshalb waren diese Statutvorschläge eher an die interne Vereinsadresse gerichtet als für ein Polizeipräsidium verfaßt. Ihre Witzigkeit mochte den Mitgliedern Vergnügen bereiten, einklagbare Vereinsrechte und -pflichten schrieb sie kaum fest.

Die literarische Tätigkeit definierten die Vereinsstatuten frühzeitig als Hauptzweck der Zusammenkünfte. Geselligkeit folgte, war aber nachgeordnet. Die Späne betrachtete der Verein ausdrücklich als Besitz, der ihm zu freier Verfügung stand. Eine Überlegung ist überliefert, nach der jedes Mitglied, das aus Berlin verzog, an seinem neuen Wohnort einen „Tunnel“ ins Leben rufen dürfe. Auf diese Weise strebte der Verein die Verbreitung gleicher Vereinigungen an, zu der es nicht kam.⁵⁵ Dahinter stand die Absicht eines Vereinsnetzes, das erneut hätte an Ehrenbaums Vorschlag denken lassen.

„Wesentlich geändert am 16^{ten} Nov. 1828“⁵⁶: dieser Vermerk unter einem weiteren Entwurf spiegelt die Konsequenz jener Debatten. Nach der tiefen Krise 1828 gewann die Statutfrage an Dringlichkeit. Die vormals fließenden Grenzen zwischen Verein und literarischer Öffentlichkeit verfestigten sich. Ein Paragraphenwald wurde im Verlauf der nächsten Jahre angelegt, um den „Tunnel“ weitestreichend von der Außenwelt abzuschotten: „jede persönliche und außergesellschaftliche Beziehung bleibt von den Verhandlungen des Vereins gänzlich ausgeschlossen.“⁵⁷ Die ursprünglichen 12 Paragraphen schraubten die im Juristischen sachkundigen Mitglieder (wie z. B. Heinrich v. Mühlner) hoch auf die Anzahl von 130. Amtsdeutsch, zumindest in den grundsätzlichen Passagen, löste den witzelnden Ton ab. Ein Dokument entstand, das einen Zuschnitt durch den Kontrollblick behördlicher Begutachtung erhielt.

Per Vereinsgesetzgebung — im beinahe wörtlichen Sinne — stärkte der Kreis sich als Körperschaft, ohne es zu neuen konstruktiven, weniger störanfälligen Varianten der Beteiligung an öffentlichen Belangen zu bringen. Vereinsinterne Aktivitäten hatten Priorität. „Kein Mitglied darf ohne Zustimmung des Vereins etwas über denselben drucken lassen.“⁵⁸ 1835 zeichnete Carl Löwe <Puffendorf>, Jurist und späterer Geheimer Ober-Finanzrat in Berlin, in der Einleitung zu den endgültigen Statuten das Vereinsbild — in schönster, biedermeierlicher Harmonie: „In einer richtigen Würdigung der Verhältnisse und einer gewissenhaften Prüfung seiner Kräfte zog sich der Verein... ängstlich von jeder Öffentlichkeit zurück, um sich in sich zu stärken. Mit redlichem Ernste schlug er einen neuen Weg ein, und in der Stille wirkend, allmählich feindliche Elemente aussondernd, gelang es ihm... in geräuschloser Wirksamkeit eine erfreuliche Stellung einzunehmen und sich immer mehr auszudehnen.“⁵⁹ Allem Gefährdenden war nun vorgebaut — man war ein Verein geworden, wie es viele gab. Am schärfsten rechnete der § 13 mit der eigenen Vergangenheit ab: „der Verein darf nie ein Journal oder Tagesblatt herausgeben; jedes Mitglied, welches Journale oder Tagesblätter herausgibt, oder dabei mitarbeitet, oder sonst vor dem Publico auftritt und dabei auf irgend eine Weise den Verein, oder Mitglieder des Vereins als solche, oder sich selbst als Mitglied des Vereins hineinmischt, muß excludirt werden.“⁶⁰

Damit waren die Anfänge preisgegeben, ja unter Strafe gestellt. Die Satzung liest sich in diesen Abschnitten wie ein selbst oktroyierter Maulkorberlaß. Daß sich mit

dieser institutionalisierten und kodifizierten Selbstdarstellung die Jahre 1832 und 1835 als Einschnitt und Abschlußpunkte verbinden, fällt ins Auge. Hambacher Fest und der berüchtigte Beschluß der Bundesversammlung gegen das Junge Deutschland waren Ereignisse, mit denen eine Verschärfung im Presse- und Versammlungsrecht einherging. Für den „Tunnel“ bedeutete die neue Rechtslage nunmehr keinerlei Gefahr. Ihre Statuten genügten allen externen Anforderungen. Wie es um die internen stand, wird zu prüfen sein. Verbal, in den regelmäßigen Selbstdarstellungen, gab man sich integrativ für vieles – und schloß Exklusivität und Radikalität aus. Man sei „mannbar“ geworden, heißt es 1840: „Manche Vereine, wie Adels-Kasino's, sind gar zu exclusif. Manche, wie etwa die Kommunisten etwas zu inclusif. Wir schließen nichts aus, als das Schlechte, und begehren nichts als gute Verse und schöne Gedanken.“⁶¹ Die Ansätze zu einer zielstrebigem, am literarischen Markt interessierten Dichtergesellschaft waren getilgt. Die Welt von Kunst und Literatur wurde als ausgrenzbar aus dem literarischen Leben definiert – als ein Ort, wo die sich ihnen Widmenden Schutz und eigentliche Entfaltung finden. Ritualisierung und Tabuisierung der Statuten im Vereinsleben prägten deren Geschicke. Die Satzungen, für deren Drucklegung man die Kosten nicht gescheut hatte, trugen zur Vereinsstabilität auf Dauer bei.⁶² Nicht zuletzt dieser Tatsache war es zuzuschreiben, daß nahezu vier Jahrzehnte vergehen mußten, bis der Verein bereit war, die Paragraphen zu mildern, die den Öffentlichkeitsbezug regelten. 1874, als Verein im deutschen Kaiserreich, kam man überein, daß es keinesfalls Absicht gewesen sei, „ihn (den Verein – R. B.) von jeder sich objektiv verhaltenden Oeffentlichkeit // auszuschließen.“⁶³ Die Geschichte der Deliberations-„Tunnel“ allerdings bezeugt, daß immer wieder Mitglieder hervortraten, die sich weigerten, die Selbstisolierung zu akzeptieren.

6. Wochenblatt und Literaturblatt

Denn die Statuten waren eins, die Praxis im Vereinsalltag ein anderes. Selbstverständlich suchten die Tunnelmitglieder, denen ernsthaft an einer schriftstellerischen Entwicklung gelegen war, nach Ventilen, um ihre Publikationsbedürfnisse befriedigen zu können. In Ermangelung des direkten Umgangs mit dem literarischen Leben imitierten und simulierten die Interessierten dessen Faktoren. Ein Musterbeispiel dafür sind die Wochen- und Literaturblätter: zwei getrennte Unternehmungen, denen bislang nur eingeschränkt Aufmerksamkeit geschenkt wurde.⁶⁴

Obwohl nicht wenige Tunnelianer aus Berufsgruppen stammten, die im literarischen Markt verankert waren (Verleger, Drucker, Journalisten), kam daraus kein Wirkungseffekt zustande, wie ihn später anders organisierte Vereinigungen erlebten.⁶⁵ Der „Tunnel“ beschränkte sich auf Trockenübungen.

Vom „Wochenblatt“ erschienen zwischen dem 27. Oktober 1833 bis zum 22. August 1841 152 Nummern mit 1039 Spänen. Hauptlieferant war sein Redakteur – Ludwig Lesser <Petrarca>, in dessen Händen auch die traditionsstiftende Statistik⁶⁶ des Vereins lag. 776 Beiträge gingen auf sein Konto. Ihm am nächsten kam Wilhelm Jonas <Swift> mit nur 98 Texten. Das Blatt wurde regelmäßig auf den sonntäglichen Sitzungen verlesen. Damit hatte es auch schon sein Publikum in Vollständigkeit erreicht: „für sich selbst“⁶⁷ verfaßte der Verein dieses Blatt. Genauso verfuhr man mit dem „Literaturblatt“. „Durch die Anerkennung, welche das Wochenblatt fand, angeregt, redigiert Bürger seit dem Januar dieses Jahres (1834 – R. B.) ein Literaturblatt, welches als Beiblatt nach dem Wochenblatt vorgelesen wird.“⁶⁸

116 Beiträge reihten sich unter jenem zeitüblichen Namen. Literaturblatt: das stand auch für das bekannte Cottasche „Literatur-Blatt“ zum „Morgenblatt für gebildete Stände“, oder doch zumindest für eine Pressegattung, die eine institutionalisierte



Kritik präsentierte. Wie und mit welchen Konturen trat das „Tunnel“-Literaturblatt ins Vereinsleben?

Um Solidität und Regelmäßigkeit zu fördern, wurde ein Vordruckblatt angefertigt mit Titel, Nummer und Jahr sowie einer zweiseitigen Aufteilung. Dort notierten die jeweiligen Verfasser ihre Artikel. Den Grad der Institutionalisierung spiegeln die „Statuten für die Redaktion und Mitarbeiter dieses Blattes“, die auf der hinteren Seite des Doppelbogens mit abgedruckt wurden. Paragraph 1 betont jeweils den „Tunnel“ als den ausschließlichen Adressaten. Als Erscheinungsrhythmus wird der Zwischenraum von 14 Tagen angegeben (§ 2). „(F)reie(s) Uebereinkommen und guten Willen“ nennt der 3. Paragraph als Motivation für Redaktion und Beiträger. Zentrum der „Statuten“ bilden die verfolgten Zwecke des Blattes: a) Information über die (bevorzugt belletristische) Gegenwartsliteratur, b) Einführung und würdigende Durchdringung wichtiger Werke der Vergangenheit, c) Förderung der Urteilsreife durch Abhandlungen über Kunst und Wissenschaft, d) weiterführende Sondierung der im Verein stattgehabten kontroversen Kritik, e) gründlichere Analysen im „Tunnel“ verlesener Arbeiten, f) Mitteilungen zur Literaturgeschichte und den Biographien berühmter Künstler und g) Wiedergabe literarischer Kuriositäten. § 5 resümiert zum Abschluß: „so ist es doch vorzugsweise die nächste Absicht desselben (des Literaturblattes – R. B.), die vaterländische deutsche Kunst, und was mit ihr zusammenhängt /.../ zu behandeln.“⁶⁹

Zwischen 1833 und 1835 redigierte Heinrich Smidt <Bürger>, auch außerhalb des Vereins schriftstellerisch und redaktionell tätig, 25 Nummern, 1836 übernahm Leopold Schweitzer <Weisflog>, Jurist und Journalist, später Chefredakteur der „Wiener Zeitung“ für zwei Ausgaben die Verantwortung, 1837 folgte C. Löwe <Puffendorf> für sechs und zwischen 1837 und 1839 gelang es Friedrich Streber <Feuerbach>, zwanzig Ausgaben zu verwirklichen. Vereinzelt unternahm man noch 1843 – ohne Kontinuität und Idee.

Soweit die eingeschränkte Überlieferungslage Aussagen erlaubt, galt die kritische Aufmerksamkeit nicht nur ausnahmsweise literarischen Ereignissen von Belang.

Deutsche
Autoren
Bechtel
Lücken
allgemein
der un
Dezemb
Publik
Litt.Bl.
teristis
nenden
Literat
Richtu
Kritik
im Wo
liche
Unter
Zum T
gefälle
überse
ins Au
verges
wohnt
Schwe
Smidt,
Drei B
Feder
Die en
lobt a
tung.
Üppig
mannh
so wu
zeugen
werten
„Unter
Werk
Grabb
monis
den G
Zu spr
den al
zum L
Kritik
ihren
lobt d
aber -
Poesie
Unter
den li

Deutsche wie ausländische Literatur kam zur Beurteilung. Zu den besprochenen Autoren gehörten F. v. Uechteritz, F. A. v. Stägemann, A. Grün, N. Lenau, F. Rückert, Bechstein und Chamisso.⁷⁰ Nicht selten halfen längere Zitate über gedankliche Lücken hinweg. Beiträge wie der von Sigmund Stern <Collin> „Versuch zu einer allgemeinen Theorie der Künste“⁷¹ blieben vereinzelt. Scheinbar wegen zurückhaltender und wenig qualitätsgerechter Beteiligung erinnerte F. Streber <Feuerbach> im Dezember 1837 noch einmal mit Nachdruck an die Absicht. Der Verein — d. h. das Publikum, die Leser/Hörerschaft — könne mit Recht verlangen, „daß er durch das Litt.Bl. mit der Zeit schritt halte“ und ihm die „neueste — werthvollere oder charakteristische — Thätigkeit in der Litteratur“⁷² erläutert werde. Parallel mit dieser mahnenden Erinnerung fixierte Streber eindringlich die unterschiedlichen Standorte von Literatur- und Wochenblatt: Das Literaturblatt sei „ein Erzeugniß der ernsteren Richtung des Vereins u. soll der Repräsentant einer umsichtigen, vorurtheilsfreien Kritik sein, die sich /.../ nur zur Förderung der Kunst geltend macht, während sich im Wochenblatte mehr der Sinn für Produktion u. eine gemüthliche wissenschaftliche Unterhaltung hervorthut.“⁷³ Mit dieser Funktionsaufteilung lehnten sich die Unternehmungen an die übliche Praxis vergleichbarer öffentlicher Blätter an.

Zum Teil trennt die einzelnen Beiträge des Literaturblattes ein erhebliches Qualitätsgefälle. Inkompetenz und -konsequenz in den angelegten Maßstäben und eine unübersehbare Unentschlossenheit bei der Vereinheitlichung der Artikelanlage fallen ins Auge. Man darf, was bei den Urteilen über den „Tunnel“ leicht geschieht, nicht vergessen, daß es in der Überzahl eben Zwanzigjährige waren, die sich der ungewohnten Aufgabe annahmen. Heinrich v. Mühlner war 1813, Sigmund Stern 1812 und Schweitzer 1815 geboren worden, um nur die wichtigsten jener Zeit zu nennen. Smidt, Jahrgang 1798, bedeutete die Ausnahme.

Drei Besprechungen verdienen exemplarische Behandlung. Sie stammen alle aus der Feder Schweitzers, der sie 1836 — kurz nach seiner „Tunnel“-Aufnahme — verfaßte. Die erste galt der zweiten Auflage von Anastasius Grüns „Schutt“. Der Rezensent lobt abwägend, aber sehr freundlich diese die Vormärzlyrik beeinflussende Dichtung. „Mag auch“, schreibt er, „/.../ der Bildreichthum häufig in allzu reicher Üppigkeit ausströmen, so wird man dennoch kaum eine kernigere Weichheit, einen mannhafteren Freiheitssinn, eine klarere Reflexion u. einen schöner gebauten Vers so wunderbar ineinander geschmolzen finden.“⁷⁴ Auch die beiden anderen Urteile zeugen von angestrebter Einsicht, freilich auch von der Lust, die Schriftsteller zu bewerten, die öffentlich schon von sich haben reden machen.

„Unter allen Erzeugnissen neuerer Zeit steht obenan ‚Hannibal‘, ein /.../ kolossales Werk jenes /.../ von allen Schmerzen u. Sehnen der Zeit ergriffenen Dichters /.../ Grabbe.“⁷⁵ Mit diesen Worten und der Empfehlung, sich an die „Grenzen der harmonischen Schönheit“ zu halten, prophezeit Streber dem nur noch kurze Zeit lebenden Grabbe eine Zukunft unter den ersten Dichtern.

Zu sprechen kam das Literaturblatt auch auf Gutzkow, den Schriftsteller der „Wally“, den als Sittenverderber Verurteilten und Denunzierten. Nicht „Wally“, sondern der zum Lesedrama tendierende „Nero“ gab den Gegenstand der sich arglos verhaltenden Kritik ab. Anders als Grabbe lasse Gutzkow in seinem Stück „die neue Zeit mit allen ihren Streiten u. Bewegungen abspiegeln.“⁷⁶ Konkreter wird der Kritiker jedoch nicht, lobt den „haarscharfen Verstand“, den Witz und die „geistelnde Persiflage“, vermisst aber — sich dabei ganz auf einen apolitischen Kunstdiskurs beschränkend — „die Poesie der Schönheit“.

Unter der Hand entwickelten sich so ästhetische Positionen, die auf Tuchfühlung mit den literarischen Vorgängen außerhalb des Vereins beruhten. Die Aktiven im „Tun-

nel" gaben sich als Partizipierende an den öffentlichen Kunstbewegungen, ohne sich darin zu bewähren oder deren Risiken in der literarischen Öffentlichkeit zu teilen. Die abgeschirmten Retorten-Verhältnisse entfalteten eine gruppenspezifische Literaturkritik, die die produktive Vereinspraxis nicht unberührt ließ. Neben dem Schulerziehungseffekt, der bei diesen Tätigkeiten nicht zu gering veranschlagt werden sollte, formierte sich ein Literaturverständnis (mit einem nationalen, politischen und poetologischen Gehalt), das in den 50er Jahren Auswirkungen auf die Aktionen des Rütli-Kreises haben sollte. Provinzialität und Borniertheit, die jede Abkapselung bewirkt, wurden ebenso begünstigt wie literarische Vorlieben und Neigungen in Stoff und Form. Hier wurde der Boden bereitet, auf den sich in den 40er Jahren Moritz Graf von Strachwitz, Scherenberg und bald darauf Fontane stellen konnten und der ein Jahrzehnt später die Öffnung zum literarischen Leben im Nachmärz-Preußen zum Erfolg werden ließ.

Die Absurdität, die mit diesen internen Erzeugnissen verbunden war, entkräftet das Gesagte nicht: sie wurzelt in dem Umstand, sich eben als „Repräsentant einer umsichtigen, vorurteilsfreien Kritik“ zu begreifen, dem an wachsendem Kunstniveau gelegen war – und gleichzeitig eigentlich alle am Kunstprozeß Beteiligten auszugrenzen. Man institutionalisierte die Kritik und war im selben Atemzug bereit, deren gänzliche Wirkungslosigkeit hinzunehmen. Vereinsintern wurde verhandelt, was vereinsextern erst einen Sinn macht. Wäre es zu einer Publikation gekommen, hätte sie sich eingereiht in die Durchschnittlichkeit ihrer Konkurrenten⁷⁸. Am „literarischen Bürgerkrieg“⁷⁹ zwischen Gutzkow, Heine, Börne und Menzel hätte das „Literaturblatt“ aller Wahrscheinlichkeit nach nicht teilgenommen.

Beide Blätter entsprachen in ihrer konzeptionellen Anlage durchaus auch dem Modell einer „Autorenzeitschrift“⁸⁰. Leicht vergrößert betrachtet, waren Absender und Adressat identisch, wobei der Adressat eine doppelte Individualität verkörperte: die einer Person und die des Vereins. Mit dieser Organisation grenzte sich das Unternehmen als Ganzes von der Gestaltung vergleichbarer Projekte ab, die in ihrer Intention an das große, das „eigentliche“ Publikum dachten. Weder „Literatur- noch Wochenblatt“ definierten sich als diese Art Gegenöffentlichkeit. Von Subversivität, die jener eingeschrieben ist, war selbst hinter vorgehaltener Hand bis zum stillen Ende beider keine Spur.

7. Aktivitäten im Vormärz-Jahrzehnt

Die Konsolidierung in den dreißiger Jahren verfestigte die Vorstellung des „Tunnels“, etwas geschichtlich Gewordenes zu sein. Als Fontane 1844 Mitglied wird, spürt er sowohl den Traditionssinn als auch den Charakter einer „in Blüte stehende(n) Dichtergesellschaft“⁸¹. Im Juli 1843 als Gast von Lepel eingeführt, konnte ihm der „Tunnel über der Spree“ als „Treffpunkt für die Mehrzahl der Begabungen, die Berlin aufzuweisen hatte“⁸², erscheinen. Beinahe hätte es der Zufall gewollt, daß er Augenzeuge der letzten Begegnung zwischen dem Verein und seinem Stifter Saphir⁸³ geworden wäre.

Eine neue Generation, die sich auch erst einzurichten und heimisch zu fühlen begann, hatte im „Tunnel“ Einzug gehalten. Das Jahr 1840, Jahr der Thronübernahme Friedrich Wilhelm IV., sorgte auch für Besinnung und Neuakzentuierung im kleineren Kreis. Mit Wilhelm von Merckel, Bernhard von Lepel, Werner Hahn und Christian F. Scherenberg (alle zwischen 1840 und 1841 in den Verein aufgenommen), um die wichtigsten zu nennen, kam es zu einer Umgruppierung besonderer Art. Sie hatte Folgen für die poetische Arbeit und die Rollenverteilung im „Tunnel“. Was der Verein von nun ab produzierte, begann an Wert zu gewinnen. Niederschlag fand das nicht

zuletzt in den Anträgen zur Deliberation. Einige Beispiele: Im Januar 1841 beantragte Streber <Feuerbach>, die „Herausgabe von Spänen in einem Almanach durch eine Commission zu prüfen“, im März desselben Jahres schlug Smidt <Bürger> „ein biographisches Stammbuch“ für den Verein vor, 1844 (undatiert) drang Lepel auf die Fortsetzung des „Literaturblattes“ und die Herausgabe der Späne.⁸⁴ Auf einen offiziellen Antrag für das „Corporationsrecht des Vereins wegen des Vermögens“⁸⁵ wollte man es jedoch nicht ankommen lassen.

Merckel unternahm zwei gesondert zu betrachtende Versuche, den sich häufenden Vereinsbesitz der Späne in ordnende und Nutzen bringende Bahnen zu lenken. Es sind die Anträge eines juristisch Gebildeten, dem gleichzeitig poetische und Vereinsinteressen am Herzen lagen.

Der erste datiert aus dem Jahr 1842, der zweite, im Februar verfaßt, aus dem Jahr 1848. Die beiden Vorschläge unterscheiden sich in einem Punkt wesentlich: in dem der anvisierten Öffentlichkeit. Der Vorschlag vom März 1842 traf dahingehend zwei Vorkehrungen. Es sollte eine gültige Auswahl aller eingereichten Beiträge *als Manuskript gedruckt* werden, die *von jedem Mitglied* käuflich zu erwerben war. Zweitens sollte kein Besitzer dieser Auswahl befugt sein, „ohne Einwilligung des betreffenden Verfassers, oder (in dessen Abwesenheit von Berlin) des Vereins, (das Werk) anderweitig in Druck erscheinen zu lassen.“⁸⁶ Merckel wollte auf diesem Wege das Gedächtnis des Vereins an sein Werk organisieren, indem neben den Statuten auch diese Auswahl den neuen Mitgliedern in die Hand gedrückt werden sollte. Dazu gesellte sich der Wunsch, aus der Gegenwart heraus die sich ständig vermehrende Spanmenge kritisch nach bündigen Kriterien zu sondieren. Welchem Beitrag durfte das Prädikat „gültig“ verliehen werden . . . ?

Es wundert nicht, daß die Ablehnung in der Runde überwog — Vereinsinteressen kollidierten mit den an literarischer Qualität ausgerichteten. Geselligkeitsverein kontra Dichtergesellschaft — so lauteten die Pole. Man entschied: „Chronik“ der Produktivität ja, Auswahl nein, Druck — um keinen Preis⁸⁷. Da half Merckels Erinnerung an den § 78 — „Der Verein kann sie (die Späne — R. B.) jeder Zeit drucken lassen, ohne daß der Verfasser dagegen ein Widerspruchsrecht hätte“⁸⁸ — so wenig, wie die an den Vereinszweck: Man sei „um *der Poesie* willen verbunden / . . . /, nicht, um Sommertunnel oder Eulenspiegel- und Stiftungsfeste zu celebriren.“⁸⁹ Genau das war der Widerspruch, in den die Entwicklung des Vereins geführt hatte und der seine eingleisige Einordnung bis auf den heutigen Tag verbietet. Aggressiver als 1842 argumentierte Merckel Anfang 1848. Neben der nachdrücklichen Forderung, die Exklusivität des Vereins durch verschärfte Aufnahmebedingungen zu erhöhen, beklagte er die finanzielle Notsituation, die an die Substanz des Vereins gehe. Aus dieser Argumentation leitet er mit einer außerordentlichen Gründlichkeit den Rettungsweg ab: die wirkliche Veröffentlichung der Tunnel-Poesie. Mit einem Revisionsentwurf der §§ 12–14 legte Merckel den Organisationsplan vor, wie am zweckmäßigsten zu verfahren sei. Es hat den Anschein, daß die allgemeine Stimmung in Berlin sich auf den „Tunnel“ auswirkte. Eine Zeitschrift mit dem Titel „SPÄNE“ sollte gegründet werden. Dafür sei eine Redaktion aus Vereinsmitgliedern zu wählen, die die Zeitschrift herausgeben, um sie auf den literarischen Markt zu bringen. Die Einnahmen sollten in die Vereinskasse fließen, bis der Etat des „Tunnels“ gedeckt war. Dann beabsichtigte man, den Netto-Ertrag der Zeitschrift zur Honorierung der Mitglieder und für gesellige Vergnügungen zu verwenden. Das Profil der gedachten Zeitschrift umriß Merckel folgendermaßen: „Die Zeitschrift zieht sich in stofflicher Beziehung keine anderen Grenzen, als die Ausschließung aller *politischen* und *religiösen Polemik*. Sie umfaßt alle Zweige der Poesie, die Musik, Philosophie, Malerey u. Skulptur, und zwar ebenso in produktiver, wie in kritischer Hinsicht, / . . . / Politik u. Religion

sind zulässig, sofern sie rein vom *wissenschaftlichen* Standpunkt aus behandelt werden.⁹⁰ Von der Dimension dieses Antrages läßt sich auf die Situation im „Tunnel“, aber ebenfalls auf dessen individuelle Beschaffenheit am Vorabend der Revolution schließen. Der Drang nach Beteiligung, verschieden motiviert, nahm zu. Die Hemmschwelle nach Saphirs Ausscheiden verlor ihre Unüberwindlichkeit, aber gleichfalls an Akzeptanz. Merckel bewies seismographische Empfindlichkeit, wenn er mit diesem Vorschlag, dem Unzufriedenheit mit dem vorwaltenden Vereinscharakter zugrunde lag, auf Tabuabbau drang. Die Zeit hatte längst einen anderen Schritt angenommen. Die selbstverordnete öffentliche Zurückhaltung lief Gefahr, zur Selbstvernichtung zu führen. Merckel witterte in der Abkapselung den finanziellen und strukturellen Ruin des Vereins.

Aber die Märzereignisse wischten die Umständlichkeit des Vorschlags und eine unmittelbare Realisierung vom Tisch. Der Verein geriet in eine totale Existenzkrise, die die erste bei weitem übertraf. Für Wochen bestand die Vereinsöffentlichkeit aus einem Mann: dem Protokollanten Wilhelm von Merckel.

8. Nachmärz im „Tunnel“

Das Gruppenleben war mit einem Schlage lahmgelegt. Kein Anzeichen ist überliefert, das auf eine andere Reaktion schließen ließe als die einer allmächtigen Lethargie. Die Mitglieder verfolgten ihre eigenen Wege, die mit dem „Tunnel“ nichts zu tun hatten. Auf die eingetretenen Verhältnisse war der Verein nicht eingerichtet⁹¹. Vereinspraxis wie Statuten verfügten über keinerlei Handlungsvorgaben oder -modelle mit der nun benötigten Flexibilität. Die Anziehungskraft für seine Mitglieder sank auf Null. Überdies verlangten die politischen Umwälzungen vielfältigen Einsatz: Tunnelianer reihten sich in die Bürgerwehr, standen im aktiven Militärdienst oder schlossen sich einzelnen revoltierenden Aktionen an.

Die ersten Treffen nach Wochen fanden den „Tunnel“ nicht als Dichtergesellschaft, als die ihn einige weiter verstehen wollten, sondern als bunten, einigermaßen konzeptionslosen Debattierklub. Zwar protokollierte Merckel mit merkwürdiger Treue die Zusammenkünfte, aber auch er konnte den Eindruck völliger Ohnmacht und Sinnlosigkeit des Vereins nicht beseitigen.

Erst nach den Sommermonaten schlug die allgemeine Krisenstimmung in langsam erwachendes Vereinsbewußtsein um. In dem Maße wie die Verhältnisse ihren revolutionären Charakter verloren und sich auf eher vertraute Weise stabilisierten (am Ende mit Hilfe des Militärs), faßte der „Tunnel“ wieder Tritt. Das öffentliche Leben wirkte dabei direkt in den Verein hinein. Erstmals in der Vereinsgeschichte wurde die Beschaffenheit des Vereins mit der der Gesellschaft in einen Wirkungszusammenhang gebracht. Daß bei diesen ersten Beratungen, angesichts der Publikationsflut, die man in den letzten Monaten erlebt hatte, erneut die Idee eines belletristischen Journals auftauchte, erstaunt nicht. Das Gründungsmitglied Wilhelm Bernhardi <Leisewitz> äußerte sie diesmal ohne pekuniäre Hintergedanken. Er ging vielmehr von der Annahme aus, „daß der Verein von seinem Boden aus auch ins Publikum“ wirken könne, „um Kunst und Wissenschaft gegen die politische Richtung der Jetztzeit zu beschützen.“⁹² Vereinspraxis und ein konservativ-apolitisch definiertes Kunst- und Wissenschaftsverständnis gedachte Bernhardi als Mittel einzusetzen, um öffentliche Einflußnahme zu üben. Um diesen und anderen Vorstellungen Raum zu geben, setzte der „Tunnel“ eine Beratungssitzung an, die als Hauptthema die Reorganisation des Vereins hatte.

Daß eine „neue Zeit“ angebrochen war, darüber bestand kein Zweifel. Als man am 5. November zusammenkam, bildeten sich erneut die bekannten Positionen heraus.

Ziele Bernhardi auf „Entfaltung einer *nach außen* gerichteten produktiven und kritischen Thätigkeit“⁹³, bei der auch Nichtmitglieder einbezogen werden könnten, gemahnte der andere Alt-Tunnelianer Smidt <Bürger> an die Erhöhung der *inneren* Tätigkeitsmoral des Vereins; sah Stern <Collin> im Verein einen Verteidiger von Kunst und Wissenschaft gegen die Hegemonie des Politischen in der Gegenwart, warnte Fontane davor, „daß die Zulassung der Politik (überhaupt — R. B.) bei der Divergenz der im Verein vorhandenen Elemente eine Sprengung des Vereins herbeiführen könne.“⁹⁴ Mehrheiten fanden sich gegen eine Vereinsauflösung und für eine gezielte Werbung neuer Mitglieder. Die 13 Anwesenden beschlossen einen *Ausschuß*, der die Werbung neuer Mitglieder in die Hand zu nehmen habe. Durch den Revolutionsverlauf fühlte man sich im Vereinszweck bestärkt und zeitgemäß.

Zu den Diskussionspunkten, die wieder aufkamen und an die Krise 1828 erinnerten, gehörte der abschreckende (Fontane) oder gemeinschaftsstiftende und -schützende Umgangston.⁹⁵

Daß dieser Neubeginn, von dem man eingeschränkt mit Blick auf die 50er Jahre sprechen kann, zu „Tunnel“-Visionen ermutigte, läßt sich verstehen. Auszuschließen ist nicht, daß Ehrenbaums Beschwörung vom „kritischen Richtstuhl Deutschlands“ Pate bei Werner Hahns <Cartesius> Vorschlag gestanden hatte, der einen überregionalen Reorganisationsplan unterbreitete. „Der Plan“, referierte Merckel im Protokoll, „geht auf nichts Geringeres aus als die Kunst zu einem deutschen Reichsbundesstaat zu machen, Berlin zum deutschen Reichskunstvorort, und den Sonntagsverein zur ReichskunstZentralgewalt.“⁹⁶ Lepel, mit dem Hahn seit Jahren befreundet und in einem gemeinsamen Kreis tätig war, berichtete Fontane von diesem Projekt: Hahn habe im „Tunnel“ den Entwurf „eines großen, durch ganz Deutschland verzweigten Schriftstellervereins vorgelesen.“⁹⁷ Trotz zurückhaltendem Ton räumte Lepel — von solchen Ideen möglicherweise weniger berührt als sein Briefpartner — dem „Tunnel“ ein, für den Beginn eines solchen Unterfangens einen Halt gewähren zu können.

Der Hahnsche Entwurf ist nicht überliefert. Soweit er sich rekonstruieren läßt, war er darauf angelegt, dem isolierten Vereinsleben ein Ende zu bereiten. Romantische Züge eines Reichs der Poesie scheinen aus der Information über ihn ebenso durch wie moderne Auffassungen einer Schriftstellerorganisation. Das gemeinsame Wirken aller Schriftsteller an der „Restauration der Kunst in Deutschland“⁹⁸ mit dem „Tunnel“ als geistigem und organisatorischem Zentrum sollte der strukturstiftende Grundgedanke sein. Kunst und Gesellschaft wurden visionär aneinandergeknüpft. Inwieweit bei diesen Überlegungen Organisationen wie der Leipziger Literatenverein eine Rolle spielten, kann nicht ermittelt werden. Dort nahm der am 28. Januar 1842 gegründete Verein auch soziale Schriftstellerinteressen wahr, wirkte am Kampf um Pressefreiheit und eine einheitliche gesetzliche Regelung von Urheber- und Verlegerrechten mit.⁹⁹ Obwohl sich eine Vermittlung nicht belegen läßt, hatte Hahns Vorschlag Brückenkopffunktion, denn wenige Jahre später engagierten sich wesentliche Tunnelianer im Rahmen der Deutschen Schillerstiftung.

Hahn bewegte sich mit dem Vorschlag auf der Höhe des historischen Moments, dessen man sich bewußt war, und wollte deren Gunst nutzen, um den Verein in ein umfassendes gesamtgesellschaftliches Kunstkonzept zu integrieren. Die Reaktion des Protokollanten und des „Tunnel“ wirft einen Zustand erfassendes Licht auf die Vereinigung. Man konnte sich der Faszination dieses „Riesenbaus“, „der aus Spezialvereinsquadern sich systematisch bis zur Generalquader auf der Spitze, mit Namen Berlin, erhebt“ nicht völlig verschließen, riskierte den Blick und — zog sich in „sein enges heimisches Stübchen, wo Leben und Gegenwart webt und wirkt“ zurück: der Bau sei „für den märkischen Sand fast nicht tragbar.“¹⁰⁰

9. Die Tunnel-Elite in der literarischen Öffentlichkeit

„Wir wollen noch sehr gute Stunden mitsammen haben u. allmählich durch Conzentration wirklicher Menschen in Berlin uns ein eigenes Berlin gründen! Denn das große, allgemeine Berlin zersplittert ohne daß man Etwas dafür gewinnt.“¹⁰¹ Diese und ähnliche Gedanken, wie sie hier Fanny Lewald 1847 äußert, mögen das Vereinsinteresse geprägt haben, aus dem heraus die Aktivitäten der fünfziger Jahre erwachsen. Im Gegensatz zur Zeit von Ehrenbaums „Richterstuhl“-Anspruch scheint sich ein Bewußtsein herausgebildet zu haben, das über die Grenzen realer Vereinspraxis hinwegzuschauen erlaubte. Die gerade gewonnenen neuen Mitglieder, von denen der Kunsthistoriker, Dichter und Vortragende Rat im preußischen Kultusministerium, Franz Kugler, herausragte, formierten sich rasch. Die Folge war eine Art Gruppenbildung, die dem Verein neue Spannkraft verlieh. Mit Kugler, Friedrich Eggers und Paul Heyse hatte sich dabei eine kunstwissenschaftliche Fraktion von Format gefunden. Von ihr gingen Impulse aus, die den Literaturbegriff im „Tunnel“ neu akzentuierten. Wenn Fontane auch später dieser Fraktion ein Fremdkörperdasein im Verein anlastete¹⁰², so steht deren Beteiligung an der Überwindung provinzieller Vereinskrämerei außer Zweifel.

Jannemann

Zustige Liedlein

v u m

Stiftungs-feste.



Tunnel, Jahr XVII.

(Als Manuscript gedruckt.)

Balladen und Romanzen.

(Concurrenz-Arbeiten).

Preis-Bewerbung im Sonntagsverein.

(Als Manuscript gedruckt).

F 1929. 320
Verb. im März, 1851.

Der Preis wurde zuerkannt
am 6 April 1851,
dem Gedichte: der Tag von Hemmingstedt von Fontane
und besondere Anerkennung erhielten
als Accessit:
das Gedicht: die Danenbrüder von Lepel,
und: das Thal des Espingo von Heise.

„Balladen und Romanzen“

Die Sch
blicken
dann a
Zarnck
endlich
Schritt
Die Gr
herrscl
Verein
unter I
nicht v
eigener
kein B
ten sic
Borma
man v
vatheit
Phasen
möglich
Die Un
Handlu
Zarnck
Anony
Fontan
F. Gru
geliefe
„vaterl
ziger V
Jahrbu
lichkeit
gegebe
um da
integri
Jahre
ten Dr
Breite
der He
war, s
mit se
Publik
Zeitge
in dem
den So
hang u
heraus
zu sch
Leipzig
verleg
Fest st
verspr
auszug

Die Schritte an die literarische Öffentlichkeit erfolgten von nun an entschlossen. Rückblickend erinnerte sich Fontane an die innere Logik des damaligen Vorgehens, das dann auch kritisch gewertet wird: „Entsinnen Sie sich, daß wir mit Leipzig und Zarncke begannen, dann schloß das ‚Literaturblatt‘ auf, dann kam die ‚ARGO‘ und endlich die ‚ARGO‘ mit Bilderfracht. Das war ein Schritt in die Irre, aber es war ein Schritt, es war Bewegung.“¹⁰³

Die Gruppe um Kugler zeigte wenig Nachsicht mit der bis zu diesem Zeitpunkt vorherrschenden, wissenschaftlich kaum geschulten Kritik. Unbehagen breitete sich aus. Vereine tendieren in solchen Situationen zur Spaltung oder zur Umstrukturierung unter Regie der dominanten Gruppierung. In diesem Fall wählte man eine mittlere, nicht weniger übliche Variante. Die Elite, die war es ohne Zweifel, bildete einen eigenen Kreis, ohne sich vom Mutterverein abzukapseln. Kein Statut wurde geändert, kein Bruch vollzogen. Mit dem „Rütli“, so der Name, den man sich gab, organisierten sich Fontane, Kugler, Eggers und Merckel wie auch der Provinzialschulrat Karl Bormann eine funktionierende Form, um die Produktivität und Wirkungsabsicht, die man verspürte, auf vereinsexterne Verhältnisse auszudehnen.¹⁰⁴ Man begann die Privatheit aufzuheben.

Phasenweise, wie Fontane vorführt, verließ der Kreis (der ein Netz von Begegnungsmöglichkeiten knüpfte) den Rahmen, auf den ihn der „Tunnel“ eingeschworen hatte. Die Unternehmungen für sich erhellen in ihrem Ablauf die ihnen zugrunde liegenden Handlungsintentionen. Das „Literarische Centralblatt für Deutschland“ hatte Friedrich Zarncke 1850 als Rezensionsorgan ins Leben gerufen. Es hatte seinen Sitz in Leipzig. Anonym erschienen dort Kurzbesprechungen von Fontane, Kugler, Lepel und anderen. Fontane referierte z. B. Christian F. Scherenbergs Epos „Leuthen“ und den von Otto F. Gruppe herausgegebenen „Deutschen Musenalmanach“, für den auch Tunnelianer geliefert hatten. Gruppe hatte sich direkt an den Verein gewandt mit der Bitte um „vaterländische“ Beiträge.¹⁰⁵ „Die Sache“, schreibt Fontane mit Blick auf diese Leipziger Verbindung an Lepel, „ist übrigens gar nicht ohne“¹⁰⁶. Mit dem belletristischen Jahrbuch „Argo“ setzte der Kreis die Entschlossenheit, nun tatsächlich an die Öffentlichkeit zu gehen, in die Tat um. Marktorientiert hatte man dem Verleger nachgegeben und auf das Übergewicht an kritischen und lyrischen Beiträgen verzichtet, um dafür novellistische, zu diesem Zweck verfaßte, Texte aufzunehmen. Bodo Rollka integriert in einer Untersuchung über die Belletristik in der Berliner Presse jener Jahre das Rütli/Tunnel-Projekt in die Medienlandschaft. Er erwähnt den „neuerwachten Drang, Jahrbücher und Almanache poetischen Zuschnitts herauszugeben“. Die Breite dieser Tendenz zeigte sich in dem Umstand, „daß nicht nur Karl Gutzkow bei der Herausbildung des neuen Genres führend und endlich auch finanziell erfolgreich war, sondern auch Theodor Fontane, /.../, (trotz Anstellung im Ministerium — R. B.) mit seinem Plan der Herausgabe *Belletristischer Jahrbücher* an den Erfolg solcher Publikationen anzuknüpfen versuchte.“¹⁰⁷ Man lag im Trend.

Zeitgenossen wie Gutzkow oder der Rezensent des „Deutschen Museums“ erkannten in dem ersten Band der „Argo“ die Absicht zum Zusammengehen der in Berlin lebenden Schriftsteller. Man brachte die „Argo“ mit dem „Tunnel“ in einen Zusammenhang und spürte den norddeutschen Zug, der dem Unternehmen mitgegeben wurde, heraus. Auch organisatorisch war der Kreis bemüht, Konzentrationspunkte in Berlin zu schaffen. So holte man beispielsweise das „Deutsche Kunstblatt“, das bis 1853 in Leipzig bei Weigel erschien, 1854 nach Berlin und ließ es von Heinrich Schindler verlegen. Man beabsichtigte auch, die „Argo“ bei diesem Verleger herauszugeben. Fest steht, daß die kleine, straff arbeitende Runde sich von den „Argo“-Plänen viel versprach.¹⁰⁸ Um den im Jahrbuch geübten Verzicht auf Kritiken und Rezensionen auszugleichen, fügte die Gruppe dem von Eggers redigierten Kunstblatt 1854 ein

„Literaturblatt“, nun ein gezielt öffentliches, bei. Bis 1858 publizierten dort Tunnelianer und deren Freunde Besprechungen und Aufsätze zur neueren Literatur. Auf diese Weise hatte sich die Tunnel-Elite das Podium verschafft, auf die öffentlichen Kunst- und Literaturangelegenheiten einzuwirken.

Zu dieser Öffnung gehörte auch das Engagement, das nun unumwunden vom ästhetischen Interesse auf das Bedingungsfeld, dem die Kunst- und Literaturproduzenten ausgesetzt waren, überging. Kugler hatte schon früher auf diese Fragen sein Augenmerk gelenkt. Jetzt, 1855, trat die Runde für die Schriftsteller-Belange ein, indem sie die ersten Gehversuche der „Deutschen Schillerstiftung“ ermunternd begleitete. Im „Literaturblatt“ von Eggers wurde der Aufruf für die Beteiligung an der Stiftung im Wortlaut veröffentlicht. U. a. hieß es da: „.../ durch die traurigsten Erfahrungen auf dem Gebiete der Literatur immer mehr als Nationalpflicht sich aufdrängende Zweck derselben ist, solchen Schriftstellern, welche, dichterischer Formen sich bedienend, dem Genius unseres Volkes in edler, die Mehrung der Bildung anstrebender Treue sich gewidmet haben, für den Fall ihrer verhängter eigener schwerer Lebenssorgen /.../ einen thatkräftigen Beistand zu leisten.“¹⁰⁹ Am Institutionalisierungsprozeß dieses nationalen Unternehmens, das Einzelfäden vielfältigster Art aufnehmen und zusammenknüpfen wollte, beteiligten sich nicht wenige Mitglieder des Sonntagsvereins „Tunnel über der Spree“. Ideensplitter von Saphir, der sich übrigens für ein ähnliches Unternehmen in Österreich engagierte, Ehrenbaum, Merckel und Hahn spiegeln sich in diesen Aktivitäten. Der „Tunnel“ konnte seine Mitglieder durch den Ideenaustausch, den er sicherte, zu vergleichbaren Überlegungen anregen, ohne diese als Verein selbst zu realisieren.

10. Schlußbetrachtung

Mein Ausgangspunkt war das Öffentlichkeitsverhalten des „Tunnel“. Die nach ihrem exemplarischen Charakter ausgesuchten Initiativen (vereinsinterne, -externe, im Zwischenbereich angesiedelte) bestätigen nicht uneingeschränkt bisherige Darstellungen. Der Verein verhielt sich aus soziologischer Sicht wie eine normale soziale Gruppe, die im „Wandel der Individuen“ beharrt und ein „gewisses Wesen und ein gewisses Verhalten, eine gewisse Art der Anschauung, der Denkweise und der Handlungsweise“ beibehält¹¹⁰.

Seine Zwitterstellung zwischen geselligem Verein und Dichtergesellschaft „stufte (—)“ zwar „die Poesie aus einer vorrangig gesellschaftlichen zu einer vorrangig geselligen Angelegenheit“¹¹¹ zurück, gewährte aber einen Grenzbereich, der von den aktiven Mitgliedern (die im übrigen durchaus voneinander divergierende Interessen haben konnten) ausgefüllt wurde. Hier befriedigten sie vornehmlich künstlerische Interessen, die mit dem außervereinlichen literarischen Leben korrespondierten. Aus diesem Bereich erwachsen die „Ableger“, von denen hier nur der wichtigste — das „Rütli“, den Fontane „eine intime Abzweigung des Tunnel“¹¹² nennt — beschrieben wurde¹¹³. Diese bedurften der Existenz und Lebenskraft des sich unveränderlich gebenden „Tunnel“, wengleich sie wie ihre späteren Chronisten diese Rolle des Muttervereins herunterspielten.

Im „Tunnel“ entwickelten sich verschiedene Formen öffentlichen Verhaltens, die von dessen Training bis zur tatsächlichen Praxis reichten. Daher erklärt sich m. E. seine Bedeutung weniger aus seinem Stellenwert im öffentlichen Bewußtsein jener Zeit oder der Literatur- und Kulturgeschichten — vielmehr beruht sie in der Spezifik seiner Anlage, die literarische, politische, soziale, philosophische und berufliche Vorstellungen und Tätigkeiten zusammenführte und ihnen neuartige Entfaltungschancen inner- und außerhalb des Vereins gewährte. Diese realisierten sich — je nach Persön-

lichkeit
schrifte
engagie
band se
sich un
ins Pro
der Ra
/.../ e

Anmerk

- 1 De
tan
ner
Pro
He
- 2 Th
Hr
Pet
- 3 Joa
ter
- 4 Th
un
sel
ger
- 5 Eb
- 6 In
der
Ve
zie
Die
De
Ge
he
- 7 Fri
Ku
- 8 Eb
- 9 Ge
ler
An
- 10 „A
de
die
ge
bil

lichkeit — in sehr unterschiedlichem Maße. Der Kaufmann Lesser schrieb für Zeitschriften, der Apotheker Fontane politisierte und dichtete, der Kunsthistoriker Kugler engagierte sich als Jahrbuchherausgeber und Kunstreformer, und Karl Bormann verband schulpädagogische Ambitionen mit literarischer Praxis. Nur so gesehen, läßt sich unterschreiben, was Hugo von Blomberg <Maler Müller> am 6. Dezember 1863 ins Protokoll notierte: „Der Tunnel ist bekanntlich, seinem Wappen entsprechend, der Rasirspiegel, in dem die Deutsche Literatur ihre Reize wie ihre Leberflecken /.../ en miniature beschaut.“¹¹⁴

Anmerkungen:

- 1 Der vorliegende Aufsatz ist die erweiterte Fassung des Referates für den 2. Fontane-Tag am 18. 1. 1990. Anregungen, die sich aus den Gesprächen und Diskussionen ergaben, sind in die Überarbeitung eingegangen. Besonderer Dank gilt Herrn Prof. Dr. Peter Wruck und der Arbeitsgruppe aus Bochum unter der Leitung von Herrn Dr. Wulf Wülfing.
- 2 Theodor Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig. In: Autobiographische Schriften. Hrsg. v. Gotthard Erler, Peter Goldammer u. Joachim Krueger. Bd. 2, Bearbeiter Peter Goldammer. Berlin und Weimar 1982. S. 159.
- 3 Joachim Krueger: Verein der biedereren Mittelmäßigkeit. In: Neue Deutsche Literatur. Monatsschrift für schöne Literatur und Kritik. 9. Jg. (1961), S. 145—148.
- 4 Thomas Nipperdey: Verein als soziale Struktur in Deutschland im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert. Eine Fallstudie zur Modernisierung. In: Th. N.: Gesellschaft, Kultur, Theorie. Gesammelte Aufsätze zur neueren Geschichte. Göttingen 1976. S. 175.
- 5 Ebenda S. 176.
- 6 In einer 1984 veröffentlichten Studie schrieb Klaus Tenfelde: „Im Vergleich mit dem Verein zu Erwerbzwecken, den frühen land- und industriewirtschaftlichen Vereinen und Interessengruppierungen oder den konfessionellen Vereinen entziehen sich die Geselligkeitsvereine vielfach einer statistischen Erfassung.“ K. T.: Die Entfaltung des Vereinswesens während der industriellen Revolution in Deutschland (1850—1873). In: Otto Dann (Hrsg.): Vereinswesen und bürgerliche Gesellschaft in Deutschland. München 1984. S. 65. (= Historische Zeitschrift, Beiheft 9. Neue Folge).
- 7 Friedhelm Kröll, Stephan Bartjes, Rudi Wiengarn: Vereine. Geschichte, Politik, Kultur. Frankfurt a. Main 1982. S. 11.
- 8 Ebenda S. 12.
- 9 Gerhard Wurzbacher: Die öffentliche freie Vereinigung als Faktor sozialkulturellen Wandels. In: Walter Rüegg, Otto Neuloh (Hrsg.): Zur sozialen Theorie und Analyse des 19. Jahrhunderts. S. 103—122.
- 10 „Allem Anschein nach hatte die Vereinstätigkeit Einfluß auf den sozialen Rang, den der Bürger im öffentlichen Leben einnahm. Die Vermutung liegt nahe, daß die Schicht des Bürgertums, die später in Selbstverwaltung und Politik eine Rolle gespielt hat, die Fähigkeit dazu in aktiver Tätigkeit in Vereinen, /.../, ausgebildet hat.“ Th. Nipperdey: Verein als soziale Struktur. S. 189.

- 11 Vgl. Dirk Grunewald: Heinrich von Mühlner — preußischer Staatsdiener und Tunnelpoet. Dipl.arbeit. Berlin 1989 (Humboldt-Universität). 68 S.
- 12 Oskar Negt, Alexander Kluge: Öffentlichkeit und Erfahrung. Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit. Frankfurt a. Main 1972. S. 15 (= edition suhrkamp 639). Vgl. auch Gudrun Klatt: Öffentlichkeit und Medien. In: notate 13 (1990) 1, S. 1—3. Klatt gibt einen Überblick zum terminologischen Diskussionsstand und resümiert: „Damit ist die Kategorie Öffentlichkeit als singulare selbst fragwürdig geworden. Mit diesem gesellschaftlichen Praxis- und Zielkonzept unter den Bedingungen von hochgradiger Arbeitsteilung in den modernen Industriegesellschaften kann es *eine* Öffentlichkeit, in der alle mit Hilfe der Medien über alles reden . . . nur bedingt geben.“ Ebenda S. 3. Die Vereinsgeschichte zeigt, daß dieser hier an einem Endpunkt angelangte Prozeß damals bereits lief.
- 13 Thomas Nipperdey: Verein als soziale Struktur. S. 195.
- 14 Vgl. Fritz Behrend: Der Tunnel über der Spree. I. Kinder- und Flegeljahre 1827 bis 1840. Berlin 1919. S. 6. Der Arbeit von Behrend verdankt mein Aufsatz eine Fülle an Informationen, die nicht in Einzelpunkten ausgewiesen werden kann.
- 15 Karl von Holtei: Vierzig Jahre. Lorbeerkrantz und Wanderstab. Herausgegeben von H. Knudsen. Berlin 1932. S. 245.
- 16 Protokollband 1827/1828. In: Tunnelarchiv.
- 17 Ausführliches zu diesem Vergleich bei Joachim Krueger: Der Berliner Literarische Sonntagsverein „Tunnel über der Spree“. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Berlins. In: Studien zum Buch- und Bibliothekswesen Bd. 7. Im Auftrag der Deutschen Staatsbibliothek. Hrsg. v. Friedhilde Krause und Hans-Erich Teitge. Leipzig 1989. S. 73—81.
- 18 SPÄNE — Band 1827/1828. No. 227 d. Journals. In: Tunnelarchiv.
- 19 Einige Titel von Beiträgen, die Saphir selbst beisteuerte. Sie sind enthalten in SPÄNE — Band 1827/1828.
- 20 Span von Saphir in: SPÄNE — Band 1827/1828. No. 8.
- 21 SPÄNE — Band 1827/1828. No. 70—76 d. Journals. Toaste zum Eulenspiegelfest. Pereats zum Eulenspiegelfest. No. 17: Dem Nachdruck (ohne Verfasserangabe).
- 22 Vgl. hierzu grundsätzlich Jürgen Habermas: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. 4. Auflage Neuwied 1969 (= Politica 4). Die Schaffung eines Publikums thematisierte z. B. Karl Gutzkow: Der junge Autor in Deutschland. Diesen Text kommentiert und dokumentiert Wulf Wülfing: Junges Deutschland. Texte-Kontexte, Abbildungen, Kommentar. München 1978. S. 36—42 u. S. 154—160. (= Reihe Hanser 244).
- 23 Heinrich Heine an Joseph Lehmann, 26. Mai 1826. In: Heinrich Heine, Werke und Briefe. Hrsg. v. Hans Kaufmann. Bd. 8: Briefe 1815—1838. Berlin u. Weimar 1980 (3. Auflage). S. 236.
- 24 Zitiert nach: Gabriele Mertinaschk: Moritz G. Saphir in Berlin. Dipl.arbeit. Berlin 1989 (Humboldt-Universität). S. 6—7.

25 Ein Beispiel, das für andere stehen kann: August Kahlert <Pfeffel der Musikahle>: Die Erscheinung der Poesie. Dort heißt es:

Die Poesie:

Das ist Berlin! — Auf meinen weiten Reisen
Hat man mir viel von dieser Stadt erzählt,
Wo Alles meiner trauesten Bekanntschaft
Sich häufig rühmt, was nimmer mich gekannt.

/.../

So lieb' ich doch die Stadt, wo groß und herrlich
Ein Herrscherstamm regiert, wie ich vergebens
Ihn auf der Welt gesucht /.../

In: SPÄNE — Band 1828/1829. No. 237 d. Journals.

26 Vgl. hierzu: Karl Goedeke: Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen. Ganz neu bearb. Aufl. Bd. 9. Dresden 1910. S. 152—169, sowie: Ludwig Geiger: Berlin 1688—1840. Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt. Bd. 2 (1786—1840). Berlin 1895. S. 517—520.

27 Innerhalb der Mittwochsgesellschaft fanden regelmäßig Feiern anlässlich des Goethe-Geburtstages statt. 1826 vergab man als Preis für ein Goethe-Festgedicht einen Ring mit dem Bildnis Goethes. Vgl. hierzu Friedrich W. Gubitz: Bilder aus Romantik und Biedermeier. Erlebnisse. Hrsg. v. Paul Friedrich. Berlin 1922. S. 473—475. Saphirs Parodien auf Goethe- und Schillergedichte erschienen sogar in einer Sammelausgabe seiner Arbeiten. M. G. Saphir: Conditorei des Jokus oder scherzhafte Bonbons, Früchte u. Confitüren für spaßliebende Näscher und lustige Leckermäuler. Eine Auswahl jokoser Aufsätze, Einfälle, Anekdoten u. Witzspiele aus dem „Berliner Courier“ u. der „Berliner Schnellpost“. Leipzig 1828.

28 Protokollband 1827/1828, 19. October 1828. In: Tunnelarchiv.

29 Ebenda. 28. September 1828. In: Tunnelarchiv.

30 Vgl. Fritz Behrend: Tunnel über der Spree. S. 18.

31 Justus Lipsius: Rede über den Zweck eines literarischen Vereins. In: SPÄNE — Band 1827/1828. (No. 189 d. Journals).

32 Ebenda.

33 Jahresbericht 1827/1828. In: J (Mappe mit Jahresberichten). Tunnelarchiv.

34 Ebenda. Einlage 5. Oktober 1828.

35 Jahres=Abschluß (von Louis Schneider <Campe>). In: SPÄNE — Band 1828/1829. (No. 258 d. Journals).

36 Ebenda.

37 Ludwig Lesser <Petrarca>: Haupt-Rede (wie Anm. 1).

38 Ebenda.

39 Gerhard Wolf: Berliner Biedermeier literarisch — Begebenheiten, Fakten und Folgen. In: Rückwärts gehn die Krebse gern, vorwärts eilt die Zeit. Berliner Biedermeier in Vers und Prosa. Hrsg. u. mit einem Nachwort von G. Wolf. Berlin 1988. S. 314—316.

40 Ludwig Lesser <Petrarca>: Haupt-Rede (wie Anm. 1).

- 41 Geschichte der 10 Jahre Tunnel. In: J (Mappe der Jahresberichte). Tunnelarchiv.
- 42 Friedhelm Kröll: Die Eigengruppe als Ort sozialer Identitätsbildung. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. 52 (1978). S. 654.
- 43 Karl Gutzkow: Unter dem schwarzen Bären. Autobiographische Aufzeichnungen. Auswahl und Einleitung Fritz Böttger. Berlin 1959. S. 317–318.
- 44 Vgl. Roland Berbig: Paul Lindau — eine Literatenkarriere. In: Literarisches Leben in Berlin 1871–1933. Studien. Hrsg. v. Peter Wruck. 2 Bde. Berlin 1987. Bd. 1, S. 88–125, bes. 101–106. 1879 erschien unter dem Pseudonym Junius eine Schmähschrift gegen Lindau mit dem Titel: Paul Lindau und das literarische Judentum. Eine Controverspredigt aus der Gegenwart. Leipzig.
- 45 Karl Gutzkow: Unter dem schwarzen Bären. S. 318. Hierzu auch G. Wolf: Berliner Biedermeier. S. 314–315.
- 46 Berlin 1829. Maurer'sche Buchhandlung.
- 47 Ebenda. S. III–IV. In dem gewählten Motto von Jean Paul ist darüber hinaus die Rede von „Vertrauen auf gegenseitiges Vertrauen — Milde gegen alle Wesen — unvergängliche Wärme für die Nächsten“ S. /II/.
- 48 Louis Schneider <Campe>: Geschichte des zweiten Tunneljahres. In: Protokollband 1828/1829. Tunnelarchiv.
- 49 Ebenda.
- 50 Ebenda.
- 51 Friedhelm Kröll: Vereine im Lebensalltag einer Großstadt am Beispiel Nürnberg. Eine kultursoziologische Studie. Marburg 1987. S. 51.
- 52 ohne Titel und Überschrift, Doppelbogen Statutentwurf. In: Mappe Statut 1. Tunnelarchiv.
- 53 Auf den hohen Stellenwert, der Wortwitz und Parodie in jenen Jahren einzuräumen ist, wurde immer wieder hingewiesen. Vgl. u. a. Karl N. Renner: Art ‚Witz‘. In: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. 2. Auflage. Bd. IV. Berlin/New York 1984. S. 919–930. Ebenfalls: Wulf Wülfing: Skandalöser „Witz“. Untersuchungen zu Heines Rhetorik. In: Wolfgang Kutteneuler (Hrsg.): Heinrich Heine. Artistik und Engagement. Stuttgart 1977. S. 43–65.
- 54 Nicht gekennzeichnete Statutenentwurf, der Saphir als Haupt nennt und Schneider als Sekretär. In: Statut 1. Tunnelarchiv.
- 55 In: Statut 1. Tunnelarchiv.
- 56 Statuten des Sonntags-Vereins zu Berlin. In: Statut 1. Tunnelarchiv.
- 57 Ebenda.
- 58 Ebenda.
- 59 Statuten des Sonntags-Vereins zu Berlin. /Berlin 1835/. S. 5. Löwe verwies expressis verbis auf die „mannigfachen Umarbeitungen und Aenderungen seiner (des Vereins — R. B.) Statuten“, die, im Archiv aufbewahrt, „von jener Redlichkeit seines Strebens das beste Zeugniß ablegen.“ Ebenda.
- 60 Ebenda S. 10.

- 61 Jahresbericht 1840/1841. In: Protokollband 1841/1842. Tunnelarchiv.
- 62 Das Tunnelarchiv bewahrt noch eine große Anzahl gedruckter Statuthefte auf. Sie können den Eindruck erwecken, als habe man seinerzeit mit großem Zustrom gerechnet.
- 63 Eintragung im gedruckten großformatigen Exemplar der Statuten, das für den Sekretär bestimmt war. In: Statut 4. Tunnelarchiv. Zwischen S. 6 und 7. Das Maß der erreichten Weltfremdheit wird überdeutlich, liest man, daß es Löwe <Puffendorf> selbst war, der mit seinem Veränderungsvorschlag am 8. Februar 1874 den Konsens im Verein herstellte.
- 64 Behrend erwähnt sie als einer der wenigen ausführlicher. In: F. Behrend: Der Tunnel über der Spree. I. Kinder- und Flegeljahre.
- 65 Friedhelm Kröll: Gruppe 47. Stuttgart 1979. Bes. S. 45 ff. (= Sammlung Metzler M 181).
- 66 Über viele Jahre besorgte Lesser die laufende statistische Erfassung der Vereinsentwicklung. Dabei ging er außerordentlich umsichtig vor, so daß ein gewichtiger Teil überlieferter Detailinformationen allein ihm zu verdanken ist. Zum Beispiel /Ludwig Lesser/: Anhang zu Petrarca's Geschichte des literarischen Sonntags=Vereins. Berlin 1852. Zur Auswertung des Materials siehe: Katrin Hahnusch: Zur Mitgliebersoziologie des Literarischen Sonntagsvereins Tunnel über der Spree. Dipl.arbeit. Berlin 1989 (Humboldt-Universität).
- 67 Protokoll vom 27. Oktober 1833: „/. . . / so machte Petrarca den Antrag, daß der Sonntags-Verein ein Wochenblatt für sich selbst herausgeben möge.“ In: Protokollband 1832/1833. Tunnelarchiv.
- 68 Jahresbericht 1833/1834. In: Protokollband 1834/1835. Tunnelarchiv.
- 69 Literaturblatt des Sonntags-Vereins. In: Tunnelarchiv (ein Band und Einzelblätter).
- 70 Literatur-Blatt des Tunnels in Zwanglosen Blättern redigiert von Weisflog. No. 8, 3. Juni 1836 (III. Jg.). Literarische Übersichten. In: Tunnelarchiv.
- 71 Ebenda. No. 5 und 6, 22. Oktober 1837 (IV. Jg.).
- 72 Ebenda. No. 1, 17. Dezember 1837 (IV. Jg.). Einleitende Worte von Feuerbach.
- 73 Ebenda.
- 74 Literaturblatt des Tunnels. No. 8, 3. Juni 1836 (III. Jg.).
- 75 Literaturblatt des Tunnels. No. 9, 24. Juli 1836 (III. Jg.). Grabbes „Hannibal“ war 1835 bei Schreiner in Düsseldorf erschienen. „Im Vormärz“, schätzt Lothar Ehrlich ein, „wurden Grabbes Werke seit Erscheinen der ‚Dramatischen Dichtungen‘ (1827) als Produkte eines originellen poetischen Talentes und insofern als Bereicherung der öden Theaterliteratur der Zeit positiv rezensiert.“ L. Ehrlich: Christian Dietrich Grabbe. Leben und Werk. Leipzig 1986. S. 249. (= Reclams Universal-Bibliothek Bd. 1174).
- 76 Ebenda.
- 77 Literaturblatt des Tunnels. No. 1, 17. Dezember 1837 (IV. Jg.).
- 78 Wulf Wülfing: Junges Deutschland. S. 118–119.

- 79 Vgl. Ingrid und Günter Oesterle: Der literarische Bürgerkrieg nach der Kunstperiode und in der Restauration. In: Gert Mattenklott, Klaus R. Scherpe (Hrsg.): Demokratisch-revolutionäre Literatur in Deutschland: Vormärz. Kronberg/Ts. 1974. S. 151–185. (= Scriptor Taschenbücher. Literaturwissenschaft. S. 29).
- 80 Die mögliche Brisanz, die sich mit dieser Terminologie verbinden kann (von der im „Tunnel“ nichts zu spüren ist), zeigen Diskussionen, wie sie zwischen Zeitschriften im Selbstverlag vor dem November 1989 in der DDR stattfanden. Um es bei einem Blick zu belassen: In Bd. 4 der „Bizarren Städte“ wird in einem Beitrag dieser Publikation vorgeworfen, sie wende sich zu sehr Kulturpolitischem zu. Hingegen orientieren sich Publikationen wie „schaden“ oder „ariadnefabrik“ eher am Modell einer „Autorenzeitschrift“. Der Autor Michael Thulin polemisiert und schreibt: „Während die anderen über das Schreiben und Produzieren streiten, redet Kutulas (der Herausgeber von „Bizarre Städte“ – R. B.) von Öffentlichkeit.“ (S. 81) Einerseits „editorisches Selbsthelfertum“ (außerhalb einer zentralisierten Öffentlichkeit) und andererseits politische Subversivität.
- 81 Theodor Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig. S. 153.
- 82 Helmuth Nürnberger: Der frühe Fontane. Politik · Poesie · Geschichte 1840 bis 1860. Frankfurt a. Main, Berlin, Wien /o. J./ S. 118. (= Ullstein Buch Nr. 4601).
- 83 Am Sonntag, dem 4. Juni 1843, traf sich der Verein mit Saphir. Das Protokoll berichtet davon: „Er (Saphir – R. B.), der hartherzige Vater, der das in toller Laune erzeugte, kaum geborene Kind erbarmungslos in die Welt gestoßen hatte, war gekommen, um nachzuschauen, was nun wohl so eigentlich aus dem tollen Jungen, den er 14 lange Jahre sich selbst überlassen hatte, geworden war.“ Selbstgefällig und ganz im eigenen Wunschbild sich bewegend schließt der Bericht: „Es wird ihm klar geworden sein, daß der tolle Junge nicht mehr wie vor 14 Jahren Kopf oben Kopf unten radschlagend durch die Welt stürmt, sondern daß er zum Jüngling und zum Manne herangereift hübsch bedächtig und fein manierlich einherschreitet /.../ sich doch stets des ernstesten Zieles des gereiften Mannes bewußt /.../“ In: Protokollband 1842/1843. Tunnelarchiv.
- 84 Anträge zur Deliberation. In: S 5. Tunnelarchiv (Antragsbuch, in das der Sekretär mehr oder weniger sorgfältig alle Diskussionsvorschläge der Mitglieder verzeichnete).
- 85 Ferdinand Streber <Feuerbach>: Antrag am 17. Januar 1841. Die Reaktion nach der Debatte, die das Deliberationsbuch festhielt: „Ist nichts damit.“ Ebenda.
- 86 Acta /.../ Vorschläge behufs der Redaktion des Archivs. 1842. In: S 2. Tunnelarchiv.
- 87 Merckel zog daraufhin seinen Vorschlag zurück und ironisierte als Protokollant die Druckphobie des Vereins: man „eröffnete eine Konkurrenz von schriftlichen Ideen zur Begründung eines Versuchs einer Theorie über die Philosophie der Möglichkeiten einer näheren Beurteilung der Frage, ob, wie, wann, und von was zu seiner Zeit irgend Etwas gedruckt werden könnte, ohne daß man sagen dürfte, es sey Etwas gedruckt worden.“ In: Protokollband 1841/1842 (Eintragung vom 20. März 1842).
- 88 Statuten 1835. S. 23.

- 89 W. v. Merckel in seinem Schreiben an das Haupt vom 21. März 1842, wo er die Einwände gegen seinen Vorschlag zu widerlegen versuchte. In: S 2. Tunnelarchiv.
- 90 W. v. Merckel: Entwurf zu einer Abänderung des Abschnitts II der Statuten des Sonntagsvereins. In: Statut 1. Tunnelarchiv. /Vorwort/.
- 91 Zu dieser Periode im Vereinsleben hat Wulf Wülfing auf dem 2. Fontane-Tag der Sektion Germanistik der Humboldt-Universität detailliert gesprochen. (Vgl. S. 46ff.)
- 92 Protokoll vom 22. Oktober und vom 5. November 1848. In: Protokollband 1847 bis 1849. Tunnelarchiv. Der zweite Teil des Zitats stammt von S. Stern <Collin>.
- 93 5. November 1848. Ebenda.
- 94 Ebenda.
- 95 Merckel warnte vor Aufgabe der Verfassung, „weil eben die eigenthümlichen Formen die divergirenden Elemente zusammengehalten hätte.“ Ebenda.
- 96 Protokoll vom 19. November 1848. In: Ebenda.
- 97 Bernhard von Lepel an Theodor Fontane, 20. November 1848. In: Th. Fontane und B. v. Lepel. Ein Freundschafts-Briefwechsel hrsg. von Julius Petersen. 2 Bde. München 1940. Bd. 1, S. 137.
- 98 Auf dem Stiftungsfest am 3. Dezember 1848 stellte Hahn sein Konzept den ca. 20 Anwesenden erneut vor. Merckel gibt im Protokoll Hahns Überlegungen mit eigenen Worten wieder. In: Protokollband 1847—1849.
- 99 Vgl. Wolfgang Stegers: Der Leipziger Literatenverein von 1840. Die erste berufsständische Schriftstellerorganisation. In: Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandel. Bd. XIX. Frankfurt a. Main 1978. Sp. 225—364. Siehe auch Rudolf W. Balzer: Aus den Anfängen schriftstellerischer Interessenverbände. In: Ebenda. Bd. XVI. Frankfurt a. Main 1976. Sp. 1457—1648.
- 100 Protokoll vom 3. Dezember 1848. In: Protokollband 1847—1849. Tunnelarchiv.
- 101 Fanny v. Lewald an Bernhard v. Lepel, 15. Dezember 1847. In: Lepel-Nachlaß. Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek in Potsdam.
- 102 Theodor Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig. S. 175—176. Vgl. hierzu auch: Peter Wruck: Fontanes Berlin. Durchlebte, erfahrene und dargestellte Wirklichkeit. In: Literarisches Leben in Berlin. Bd. 1. S. 40—43.
- 103 Theodor Fontane an Wilhelm v. Merckel, 18. Februar 1858. In: Die Fontanes und die Merckels. Ein Familienbriefwechsel 1850—1870. Hrsg. v. Gotthard Erler. Berlin und Weimar 1987. Bd. 1. S. 281.
- 104 Diese Entwicklung habe ich anhand der Briefe Franz Kuglers an Fontane genauer zu beschreiben versucht, so daß hier eine verknappte Darstellung genügen soll. R. Berbig: Ascania oder Argo? Zur Geschichte des Rütli 1852—1854 und der Zusammenarbeit von Theodor Fontane und Franz Kugler. In: Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit. Beiträge zur Fontane-Konferenz vom 17. bis 20. Juni 1986 in Potsdam. Mit einem Vorwort von Otfried Keiler. Berlin 1987. S. 107—133.
- 105 Otto F. Gruppe an Wilhelm v. Merckel, 25. Mai 1851. In: C1 (Korrespondenzmappe). Tunnelarchiv. Dort befindet sich auch eine Abschrift von Merckels Antwortschreiben vom 26. Mai 1851.

- 106 Theodor Fontane an Bernhard v. Lepel, 9. Januar 1853. In: Th. Fontane und B. v. Lepel. Ein Freundschafts-Briefwechsel. Bd. 2. S. 37.
- 107 Bodo Rollka: Die Belletristik in der Berliner Presse des 19. Jahrhunderts. Untersuchungen zur Sozialisationsfunktion unterhaltender Beiträge in der Nachrichtenpresse. Berlin 1985. S. 271–272. (= Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin; Bd. 51).
- 108 „/.../, daß uns um eben jene Zeit, Anfang der fünfziger Jahre, die Herausgabe der ‚Argo‘ beschäftigte, von der wir uns alle viel versprochen /.../ Jeder Plan, jeder Beitrag wurde bei Tische durchgesprochen, und wenn dann das Mahl zu Ende ging /.../, so tranken wir auf ‚gute Fahrt‘.“ Theodor Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig. S. 312 und 313.
- 109 Literaturblatt zum Deutschen Kunstblatt. Hrsg. von Friedrich Eggers. 2. Jg. 1855. Nr. 12. S. 50.
- 110 Alfred Vierkandt: Die soziale Gruppe. In: Soziologisches Lesebuch. Hrsg. von Gottfried Eisermann. Stuttgart 1969. S. 136.
- 111 Peter Wruck: Fontanes Berlin. S. 38.
- 112 Theodor Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig. S. 295.
- 113 Eine beachtliche Reihe weiterer Gruppierungen, die im „Tunnel“ wurzelten, läßt sich unschwer aufzählen: der Kreis um Friedberg, der um Lepel, ein „Club“, den Schneider ins Leben rief, usw. Wie K. Hannusch nachweisen konnte, war beinahe die Hälfte der Gesamtheit der Mitglieder literarisch in der Öffentlichkeit tätig. Katrin Hannusch: Zur Mitgliedersoziologie. S. 283.
- 114 Protokollband 1863/1864. Als Manuskript gedruckt. In: Tunnelarchiv.

Wulf Wülfing, Bochum

Der „Tunnel über der Spree“ im Revolutionsjahr 1848. Auf der Grundlage von „Tunnel“-Protokollen und unter besonderer Berücksichtigung Theodor Fontanes

1. Der „Tunnel“ bis zum März 1848

Am Sonnabend, dem 4. Dezember 1847, feiert der „Tunnel“ – wie alljährlich Anfang Dezember – das Stiftungsfest dieses „Sonntags-Vereins“. Man tagt wieder im Englischen Hause, aber – wie das Protokoll verzeichnet – zum letzten Male, „nachdem der Inhaber des Hotels auf das schöne Vorrecht, Musenwirth zu seyn, verzichtet hat.“¹

Das diesjährige Stiftungsfest ist ein besonderes: Der „Tunnel“ existiert seit zwanzig Jahren und einem Tag.

Wie der „General-Bericht über das XX. Tunneljahr 1846/47“ ausweist, beträgt die „aktive Stammrolle“ der Mitglieder zu diesem Zeitpunkt „im Ganzen 25 Seelen“, von

denen
daß Th
gangs
Überha
denen
schon
waren,
hatten.
eine Li
ben; ei
machen
Hafitz
patient
Auch H
hatte n
sind es
Vereins
1847 si
laturen
<Lafor
<Imme
Nach A
zwar „
werden
Vaterla
Nachde
worden

Adolf I
und ge

Nicht o
Hier w
und bil
folgend
demsell
zu woll
„Zufälli
Theilne
nicht b

* „Wie la
gegen o

denen zwanzig anwesend sind; eine ansehnliche Präsenz, wenn man berücksichtigt, daß Theodor Fontane <Lafontaine>² im Protokoll der 34. Sitzung des XIX. Jahrgangs am 2. August 1846 nur fünf Mitglieder als anwesend registrieren konnte.³

Überhaupt ist die mangelnde Präsenz der Mitglieder eines der Hauptprobleme, mit denen sich die Protokollanten immer wieder herumschlagen müssen; und so ist man schon froh, daß im Berichtsjahr nie weniger als fünf Anwesende zu verzeichnen waren, weiß man doch aus früheren Berichten, daß sich oft nur zwei eingefunden hatten.⁴ Trotz des befriedigenderen Ergebnisses für 1846/47 gibt der „General-Bericht“ eine Liste derer, die in einer oder mehreren der 53 Sitzungen des Jahres gefehlt haben; eine Liste, streng geordnet nach Häufigkeit: An 24. Position steht Adolf Krummacher <Kosegarten> mit 49 Absenzen. Über die 25. Position heißt es: „Gegen Hafitz [J. Levy] ist nur die Phrase anwendbar: Quousque tandem abutere, Catilina, patientia nostra!“

Auch hinsichtlich der Produktivität kann sich das Berichtsjahr sehen lassen: 1845 hatte man 129 ‚Späne‘⁵ diskutieren können, im Jahre darauf 118; jetzt aber, 1847, sind es 168. Damit sind – wie penibel registriert wird – seit Bestehen des Sonntags-Vereins 3706 ‚Späne‘ präsentiert worden.

1847 sind von den 25 Mitgliedern 15 mehr oder weniger aktiv; 10 werden als ‚Makulaturen‘ ausgewiesen, also als produktive Mitglieder;⁶ unter ihnen natürlich Fontane <Lafontaine>, Bernhard von Lepel <Schenkendorf> und Wilhelm von Merckel <Immermann>.

Nach Abschluß des „General-Berichts“ beginnt eine ganz normale Sitzung, bei der zwar „Späne im Ueberfluß“ vorhanden sind, „doch dem Uebelstande nicht gesteuert werden“ kann, „daß Jeder sein Scherflein nur höchst zögernd auf den Altar des Vaterlandes niederlegte“.

Nachdem dann doch vier Mitglieder mit Texten zu Wort gekommen und kritisiert worden sind, wechselt man in den Speisesaal:

Die Toasts auf des Königs Majestät, an den Verein und die Stifter desselben fanden rauschenden Anklang und erregten lebhaften Anstoß.

Adolf Löwenstein <Hufeland> liefert Humor. Und so blickt man denn auch heiter und gelassen in die Zukunft, der die letzten Sätze dieses Protokolls gelten:

Eine durch nichts getrübe, brüderliche Fröhlichkeit, gewürzt durch Scherz anderer Art, und zugleich geadelt durch das schöne Gefühl, in der heutigen zwanzigjährigen Dauer die Bürgschaft der Zukunft begründet zu wissen, herrschte von einem Pol der Tafel zum andern; und selbst, als die Rosen der Freuden welkten, war das nichts Trauriges; denn sie hatten bis 2 Uhr Morgens geblüht.⁷

Nicht ohne Folgen, wie das Protokoll der 2. Sitzung vom 12. Dezember 1847 zeigt. Hier wird berichtet, man hätte „im vorigen Tunneljahre [...] es äußerst natürlich und billig, ja klug“ gefunden, „an dem auf den stiftungsfestlichen Sonnabend sofort folgenden Sonntag die Sitzung ausfallen zu lassen, weil es kritisch erschien, sich an demselben Tage, wo man früh aus einander gegangen, Nachmittags wieder zusammen zu wollen.“⁸

„Zufällig aber“ hätten „Jahresbericht und die Süßigkeit der Stiftungsfeyer selbst den Theilnehmern dergestalt an die Nieren gegriffen, daß die Begeistertsten nunmehr gar nicht begreifen konnten, wie man zu solchem Beschlusse gekommen sey.“

* „Wie lange noch wirst du unsere Geduld mißbrauchen, Catilina?“ (Cicero als Konsul in einer Stegreifrede gegen den adligen Abenteurer Catilina, der die Alleinherrschaft an sich reißen wollte.)

Angesichts der stiftsfähigen Weinflaschen hatte sich daher ein enthusiastischer Sonderbund aufgethan, welcher sich auch am 5^{ten} Dezember wahrhaft und leibhaftig versammelt haben soll, jedoch ohne Haupt, Protokoll und eisernen Fonds, da die Bureaukratie des Vereins es mit dem legitimen Beschlusse zu halten vorzog und auf der Bärenhaut blieb.

Auf diese Weise ist es gekommen, daß thatsächlich eine Sitzung mehr stattgefunden hat, als amtlich registriert ist.⁹

Überhaupt scheint der Wein den „Tunnelianern“ zu schaffen gemacht zu haben; jedenfalls nach Meinung des Protokollanten, des offenbar gestrengen Merckel <Immermann>: Auf derselben Sitzung vom 12. Dezember 1847 liest er seinen „Span“ „Aus meinem Reisealbum“ vor und erhält dafür die höchste Auszeichnung, die „Ehre der Akklamation“. Merckel hatte die Lesung bei Tafel begonnen, sieht sich dann aber gezwungen, abzubrechen mit dem Rufe: „Wir sind jetzt zu lustig!“ „Gott Jokus tritt an die Stelle der Muse“. Warum? „Inzwischen potenzirte der Wein die Laune.“¹⁰

Mit gewohnter Heiterkeit beginnt man also das Jahr 1848. Liest man die Protokolle der ersten 14 Sitzungen dieses 21. „Tunnel“-Jahrgangs, d. h. bis zum 5. März, und nimmt man sie als Zeitdokumente, dann muß man den Eindruck bekommen, daß das Jahr 1848 ein Jahr wie jedes andere ist.¹¹

Zwar kommt es am Freitag, dem 3. März, in den Rheinlanden zur „Kölner Petition“;¹² doch davon spürt man im Protokoll der 14. „Tunnel“-Sitzung, die zwei Tage später stattfindet, nichts.

2. Der „Tunnel“ zwischen März und Juni 1848

Das ändert sich erst mit der 15. Sitzung vom 12. März. Am Montag zuvor hatte Friedrich Wilhelm IV. den Ausschuß des Vereinigten Landtags entlassen und gleichzeitig das „Recht des Landtags auf periodische Berufung“ bewilligt.¹³ Und nun, sieben Tage später, ist beim „Tunnel“ zweierlei zu konstatieren: Zum einen ist das Protokoll des sonst so schreibfreudigen Merckel <Immermann> mit kaum mehr als einer Seite auffällig kurz. Zum andern bietet diese Sitzung insofern ein anderes Bild als sonst, als es zu Reprisen kommt: den 14 Anwesenden — unter ihnen Fontane <Lafontaine> — präsentiert Hermann Kette <Tiedge> „sein schon zum Tillfeste vorgetragenes Gedicht“ „Themis“ noch einmal. Es sei gewesen „gleichsam, wie ein einaktiges Stück vor einem großen Ballet, wie ein Gläschen Madeira vor dem Diner [...] oder ein Kanonenschlag vor dem Feuerwerk“. Und worin besteht dieses „Feuerwerk“?

Jetzt las Cook [Christian Friedrich Scherenberg] seine Waterlooschlacht zum zweitenmal, und zwar in Einem Zuge. Der Eindruck war der gewaltigste, den seit langer Zeit ein Gedicht überhaupt im Tunnel gemacht hat. Mehr zu sagen, wäre überflüssig und unmöglich.¹⁴

Angesichts der sich abzeichnenden Revolution hält es der „Tunnel“ also mit dem Ritual: Er zelebriert so etwas wie einen „altpreussischen“¹⁵ Gottesdienst, und dies mit Lesung eines Textes, dem man allen Trost zutraut; den Trost von 1815. Denn Scherenbergs „Waterloo“ ist das königstreue Paradestück des „Tunnels“, das in diesen Monaten noch vielfältig zum ideologischen Einsatz kommen wird.

Am Nachmittag, dem 13. März, nutzen Tausende von Berlinern das Frühlingswetter zu einem Bummel in den Tiergarten; auf dem Rückweg am Abend finden sie am Brandenburger Tor starke Militäreinheiten vor:

In der *Stechbahn* hieben die Kürassiere auf die Masse ein, die vorher völlig umringt und eingefangen war, *hieben ein*, ohne daß vorher irgend eine Aufforderung zum Auseinandergehen erfolgt war. Frauen erhielten Säbelhiebe, Andere wurden von den Pferden zertreten, ein junger Mann erstochen. An an-

deren Orten stieß die Infanterie mit Kolben und Bayonetten ruhige Spaziergänger nieder, einzelnen Flüchtlingen wurde nachgesetzt, und selbst Offiziere brachten ihnen Säbelhiebe bei.¹⁶

Im Protokollbuch des „Sonntags-Vereins“ findet sich nun ein leeres Blatt, offenbar später eingeklebt (und danach folgt so etwas wie ein ‚Sammelprotokoll‘: drei Sitzungen auf einer einzigen Seite; doch davon später).

Am Samstag, dem 18. März, kommt es in Berlin zu „Massenversammlungen vor dem Berliner Schloß“.¹⁷ Die Menge — offenbar ‚vaterländisch‘ gesinnt wie die „Tunnel“-Mitglieder auch — jubelt dem König wegen der inzwischen eingeräumten Konzessionen zu, sieht sich aber zunehmend durch Militär irritiert, das sich schließlich anschickt, den Schloßplatz zu räumen.¹⁸ Dann sind zwei Schüsse zu hören: „Die Massen stoben auseinander.“¹⁹ Unter ihnen auch der Apotheker Jean Auguste Ferdinand Jung, Fontanes Chef.²⁰

An den nun einsetzenden Barrikadenkämpfen beteiligt sich Fontane offenbar aktiv.²¹ In der folgenden Nacht schreibt Friedrich Wilhelm IV. die Proklamation „An meine lieben Berliner!“²² Am Nachmittag des nächsten Tages verfaßt Fontane — und hier besteht kein Grund, seiner späteren Schilderung zu mißtrauen — einen langen Brief an seinen Vater, den Apotheker Louis Henri Fontane in Letschin. Da es an diesem Tage keine Postverbindung gibt, bringt der Sohn den Brief zum Stettiner Bahnhof und reicht ihn in den Postwagen eines Eisenbahnzuges; als der Brief am nächsten Morgen eintrifft, ist es für Letschin und die Nachbardörfer des Oderbruchs die erste Nachricht von den Ereignissen in Berlin und erregt entsprechendes Aufsehen.²³

Zur gleichen Zeit, da der Apothekergehilfe Fontane dafür sorgt, daß die Meldungen über die Revolution die Provinz erreichen, macht sich der Assessor am Berliner Kammergericht von Merckel auf den Weg, seiner ‚Pflicht‘ zu genügen. Denn der 19. März ist ein Sonntag, mithin ist ein „Tunnel“-Protokoll anzufertigen. Hier dessen Wortlaut:

Allgemeine Abwesenheit

Sechszehnte Sitzung

Berlin 19. März 1848.

Der Sekretair, trotz Revolution und Bürgerbewaffnung, ging seiner Amtspflicht nach, fand aber das Sitzungslokal verschlossen und, nachdem er, ohne ein Wort zu verlieren, gegen diesen Zustand der Dinge protestirt hatte, zog er sich nach Hause zurück.

Immermann²⁴

An diesem Nachmittag, da von Merckel beim „Tunnel“ nach dem Rechten sieht und Fontane seinem Vater schreibt, kommt es zum „Gipfelpunkt der Revolution“,²⁵ über den beide „Tunnel“-Brüder schweigen: Es kommt — so ein Historiker der siebziger Jahre dieses Jahrhunderts — zu „der an Shakespeare gemahnenden Szene“,²⁶ die als Demütigung und Unterwerfung des Königs unter die Revolution aufgefaßt wurde: Friedrich Wilhelm mußte sich vor den in den Schloßhof gebrachten Leichen der gefallenen Revolutionskämpfer verneigen.²⁷

Zwei Tage später, am Dienstag, dem 21. März, ist Fontanes Vater in Berlin. Vater und Sohn erleben, wie Friedrich Wilhelm IV. durch die Straßen reitet, geschmückt mit schwarz-rot-goldenen Emblemen, also „deutschen“, nicht preußischen Farben;²⁸ und sie erleben, wie er Ansprachen an die „Volksmenge“ hält und verspricht, sich „an die Spitze Deutschlands stellen zu wollen“.²⁹

Am Samstag, dem 25. März, fährt der König um 10 Uhr mit einem Extrazug nach Potsdam, um einerseits den Potsdamern zu zeigen, daß er sich frei bewegen kann, andererseits den Berlinern „zu beweisen, daß sie von Potsdam aus keine Reaction zu befürchten haben“.³⁰ Merckel ist ebenfalls nach Potsdam geeilt. Doch während „der

König um 12 Uhr wieder nach Berlin" abreist, und zwar mit „dem gewöhnlichen Eisenbahnzuge“,³¹ bleibt Merckel zurück, so daß es ihm unmöglich ist, am nächsten Tage eine — etwaige — „Tunnel“-Sitzung mitzumachen. Dennoch schreibt er — ein ‚Protokoll‘:

Siebzehnte Sitzung

Ungewiße Anwesenheit.

Berlin den 26 Maerz 48.

Der Sekretair hatte sich Samstags nach Potsdam begeben, um den altpreussischen Geist zu suchen, wobei er sich über die Sitzungszeit zu verweilen ge-
drungen sah.

Ob und wie in Berlin gesessen worden, hat er zeithero nicht ermitteln können, was er sich begnügt zu registriren.

Immermann³²

Das ist ein offenes Bekenntnis zur Reaktion³³ und damit ein Bekenntnis gegen den Willen des Königs, jedenfalls gegen dessen momentan bekundeten;³⁴ ein Bekenntnis zur Reaktion nicht nur sinngemäß, sondern auch stilistisch; und zwar deswegen, weil das Protokoll die Potsdamer Rede Friedrich Wilhelms IV. geradezu parodiert. Dieser hatte nämlich im Potsdamer Schloß u. a. folgende Worte an das Offizierskorps gerichtet:

In Berlin herrscht ein so ausgezeichnete Geist in der Bürgerschaft, wie er in der Geschichte ohne Beispiel ist. — Ich wünsche daher, daß auch das Offizierscorps den Geist der Zeit eben so erfassen möge, wie ich ihn erfasset habe, und daß Sie alle von nun an eben so als treue Staatsbürger sich bewähren mögen, wie Sie sich als treue Soldaten bewährt haben.³⁵

Gegen den „Geist der Zeit“ — ein schon vom Ausdruck her höchst umstrittenes Phänomen —³⁶ hält der Protokollant am „altpreussischen Geist“ fest.

Am 29. März beruft Friedrich Wilhelm IV. ein zunächst als liberal geltendes Ministerium unter Camphausen,³⁷ vier Tage später kommt es zu einer — fast regulären — „Tunnel“-Sitzung:

Achtzehnte Sitzung

Anwesend:

Berlin den 2^{ten} April 48

Bürger, Fugger,
Immermann, Anacreon,
Tiedge, Cartesius,
Hafiz

Heute fanden sich Sieben zusammen; auf einer vorbereitenden Parthie Billard wurde auf den Wandtribünen die sehr prekäre Lage besprochen, in welcher sich die Wahrscheinlichkeit der Fortdauer des Tunnels möglicherweise befinden könne. Man ging, ohne die Zahl der Adressen zu vermehren, aus einander.

Immermann³⁸

Trotz seiner Kürze signalisiert dieses Protokoll zumindest zweierlei:

a) Die ausdrückliche Abstinenz in Sachen „Adressen“ bedeutet Treue gegenüber dem — „altpreussischen“ — König; denn seit Anfang März ist die Zahl der „Adressen“, in denen Versammlungen in Berlin dem König ihre Forderungen präsentieren, fast unüberschaubar.³⁹

b) Siegte die Revolution endgültig, entstünde für den „Tunnel“ eine „prekäre Lage“, die dazu führen könnte, daß sich über seine „Fortdauer“ nur mit größter Unbestimmtheit (die sprachlich dreifach abgesichert wird) etwas aussagen ließe. Mit anderen Worten: Die anwesenden „Tunnel“-Mitglieder — Fontane fehlt seit dem 19. März —

können sich eine Zukunft des Sonntags-Vereins nach einem endgültigen Sieg der Revolution nicht recht vorstellen. Bis zur Klärung der Lage gilt es also abzuwarten: Billard statt ‚Späne‘ — für den immer wieder auf ‚poetische‘ Produktion drängenden Merckel so etwas wie eine Ungeheuerlichkeit.

In ‚poetischer‘ Hinsicht gerät das nächste „Tunnel“-Treffen ganz nach Wunsche: In der 19. Sitzung vom 9. April dringt „das legitime Haupt in patriotischer Energie darauf, daß endlich wieder rite consulte getunnelt würde“.⁴⁰ Merckels Rede vom ‚legitimen Haupt‘ ist mit einiger Süffisanz formuliert. Denn ‚draußen‘, auf dem Schauplatz der Revolution, sind selbst die meisten Königstreuen davon überzeugt, daß das 1815 durch die ‚Heilige‘ Allianz wieder restaurierte Legitimitätsprinzip den Bereich des (dann bald aufgelösten) Deutschen Bundes nicht weiter absolut beherrschen kann, sondern zumindest die Konzession einer Selbstbindung durch eine Konstitution machen muß; und ‚drinnen‘ sitzt ein wahrhaft ‚legitimes‘ Haupt: der dieses überholte Legitimitätsprinzip ideologisch stützende Scherenberg, der seit 7. November 1847 amtiert.⁴¹ Und während ‚draußen‘ über die Zukunft verhandelt wird, wird ‚drinnen‘ ein „Gedicht vergangener Tage“ gelesen. Schließlich: Während ‚draußen‘ der ‚Vater‘ zu versagen scheint, flüchtet man ‚drinnen‘ zur ‚Mutter‘. Und endlich: Während ‚draußen‘ das ‚Kalkül‘ wie auf verlorenem Posten steht, zelebriert man ‚drinnen‘ den scheinbar apolitischen Kult des ‚Herzens‘: Friedrich Eggers <Anacreon> liest nämlich das Gedicht „An seine Mutter aus der Ferne“, einen Text, ganz nach dem Herzen Merckels, der protokolliert:

Kein Tadel erhob sich gegen die allgemeine Anerkennung, und das Urtheil lautete einstimmig auf: Gut!

So setzte Anacreon mit glücklicher Wahl die Poesie wieder in ihr gestörtes Recht ein, vom Herzen singend in einer Zeit, die des Herzens bedürfte, um glücklicher zu werden, als der kalte Verstand und die trotzige Kraft sie zu machen vermögen.⁴²

Einstimmig für „gut“ befunden; auch der — wieder anwesende — Fontane — er hatte Eggers in den „Tunnel“ eingeführt, hielt aber zeitlebens wenig von den poetischen Fähigkeiten dieses späteren Organisationsgenies⁴³ — hat offenbar nicht protestiert, bleibt aber den nächsten Sitzungen fern.

Derweil werden Merckel und die anderen „Tunnel“-Treuen noch lange nicht „glücklicher“. Diese „Tunnel“-Sitzung vom 9. April muß vielmehr als Ausnahme erscheinen, wie das Protokoll der nächsten zeigt:

Berlin den 16^{ten} April 1848.

Es fanden sich nur vier Mitglieder ein: Fugger, Leisewitz, Cartesius und der Sekretair.

Eine Sitzung wurde nicht gehalten, für den eisernen Fonds fiel keine Sammlung vor.

Politik, Religion u. Gespenstergeschichten wurden bei bairischem Bier abgewickelt.

Immermann⁴⁴

Der lakonische Parallelismus, die Hervorhebung des durch die Statuten verpönten Gegenstandes ‚Politik‘ — Merckels Unwillen wird stilistisch spürbar. Verblüffend ist die Rede von „Gespenstergeschichten“. Sollte es sich um eine Anspielung auf das „Kommunistische Manifest“ handeln?⁴⁵

Ins Protokoll der nächsten ‚Sitzung‘ — man versucht, auch zu Ostern zu tagen — schleicht sich — wiederum statutenwidrig — sogar das Berliner Hauptthema dieses Monats April ein: die am 1. Mai bevorstehenden Wahlen der Wahlmänner:

Campe, Leisewitz,
Büsch, Bürger,
Schulze, Cocce-
ji, Fugger, Hogarth,
Fouqué, Immermann

Berlin den 23^{ten} April 48.

Das Osterfest, welches heuer durch ein unglückliches Mißverständnis vier Wochen später, als die Auferstehung fiel,⁴⁶ vereinigte heute zehn Mitglieder.

[. . .]

Man saß, ohne Sitzung,⁴⁷ auf Stühlen, und diskutierte bei Bier u. Tabak über Barrikaden und Wahlen. Von Geldgeben war nicht die Rede.

Immermann.

Beim Fortgehen beschloß man, sich *am 7^{ten} May* zum erstenmale *früh*, und zwar um 9 Uhr zu versammeln.⁴⁸

„Wahlen“ — Wort und Sache sind natürlich in konservativ-adligen Kreisen eine höchst anstößige Angelegenheit, wie Fontane zu dieser Zeit erfährt.⁴⁹ Im übrigen könnte das Postskriptum so verstanden werden, als solle der nächste Sonntag — es ist der 30. April, also der Tag vor der Wahl — als „Tunnel“-Sitzungstag übersprungen werden; das ist jedoch nicht der Fall:

Berlin den 30^{ten} April 1848.

Als Sekretarius eintrat, saß Campe Solo beim Glase Thee, wie die Statue der guten alten Zeit, einsam. Später schlichen sich Büsch, Hufeland und Cartesius ein. Bei einigem Biere vertrieb man sich die spanlose Zeit mit Politik, und ging auseinander, ohne zu sammeln.

Immermann.⁵⁰

Am nächsten Tag ist „der große Wahltag in ganz Preußen“,⁵¹ und Fontane wird zum Wahlmann gewählt.⁵² In seiner Erinnerung zählen die Stunden der „Wahlmännerversammlungen“, die im Konzertsaal des Königlichen Schauspielhauses stattfinden, zu seinen „allerglücklichsten“, weil „alles voll Leben und Interesse“ ist.⁵³ Er genießt das herrliche „Revolutionswetter“, den „Verkehr, das Geplauder“.

Eine Befangenheit, zu der ich sonst wohl neige, kam nicht auf, weil niemand da war [. . .] der mir hätte imponieren können.⁵⁴

Am Sonntag, dem 7. Mai, — Varnhagen trifft Bettina von Arnim im Tiergarten,⁵⁵ und am nächsten Tage wird die Nationalversammlung gewählt — tagt der „Tunnel“ dann, wie angekündigt, erstmals am Vormittag. Sechs Mitglieder treffen nach und nach ein; Fontane ist nicht unter ihnen. Man verbringt „hochpolitische Stunden von 9–12 Uhr [. . .], heftig diskutierend und am Ende über Alles einig.“⁵⁶

Wollte man Merckels „Tunnel“-Protokolle des Jahres 1848 vom graphologischen Standpunkt her bewerten, wäre sicherlich das des folgenden Sonntags eines der interessantesten: Selbst dem graphologischen Laien fällt auf, wie energisch hier mit vieler Tinte und vielem Druck geschrieben worden ist. Man ahnt schon, warum: weil Merckel nicht umhin kann, wiederum von Politik zu berichten:

Dies ist
abspiel
zuvor
Demon
ren de
dem „C

Am 20.
den, lä
gut!“ u
Stadt“
Prinz f
burt“ -
gern B
gebet“
Meinur
Minist
welle a
von PL
unterze
nel“-Dr
über e
und de
Seite, v

Mercke
Varnha
der öff
fürchte
der Sa
Zeitzeu

Berlin den 14^{ten} May 1848.

Als Sekretarius eintrat, nemlich in die wenigen Quadratfuß Gartenland, über denen sich das Kaffee „Belvedere“ erhebt, saß Campe mit Büsch, Tasso und Anacreon im herzlichen Gespräch über Politik, was zur Folge hatte, daß [...] bis gegen 12 Uhr Politik getrieben wurde, freilich eine Politik, vor der kein Ministerium Camphausen stürzen dürfte.

Das werden diejenigen besorgen, die es nicht erwarten können, auch gestürzt zu werden.

Gesammelt wurde nichts.

Immermann.⁵⁷

Dies ist ein unmittelbarer Reflex auf das, was sich außerhalb des Cafés „Belvedere“ abspielt: „In einem reicheren Blätterschmucke hatten sich die Straßenecken Berlins zuvor noch nie gezeigt, als an diesem Sonntage, dem 14.“, an dem eine „Massen-Demonstration“ vorbereitet wird:⁵⁸ Es geht um den Prinzen von Preußen (den späteren deutschen Kaiser Wilhelm I.) und dessen Verhalten am 18. März, über das seitdem „Gerüchte“ umlaufen:

Es wird erzählt, der Prinz habe Bürgern, die sich für Zurückziehung der Truppen an die Umgebung des Königs vergebens gewandt hatten, zugerufen: „er wolle eher sein Fürstenblut verspritzen, als daß das Militär auch nur einen Zoll breit zurückgezogen würde.“ Es wird ferner behauptet, der Prinz habe im Schloßhof, bei Einlieferung der Gefangenen, die Soldaten zur Mißhandlung derselben aufgefordert.⁵⁹

Am 20. März will deswegen eine aufgebrachte Menge das Palais des Prinzen anzünden, läßt sich aber durch vier Aufschriften am Palais — „Volkseigenthum“, „Bürgergut!“ u. ä. — besänftigen.⁶⁰ Am Abend desselben Tages geht der „Angstruf durch die Stadt“: „Verrath! Der Prinz von Preußen überfällt mit den Truppen Berlin!“⁶¹ Der Prinz flieht jedoch, und zwar „am 22. März — dem fünfzigsten Jahrestag seiner Geburt“ — über Cuxhaven nach England.⁶² Angeblich gibt es danach „unter allen Predigern Berlins nur vier“, „welche den Namen des Prinzen in das übliche Sonntagsgebet“ einschließen.⁶³ Ende April mehren sich jedoch die Stimmen, die die öffentliche Meinung günstig für den Prinzen beeinflussen wollen;⁶⁴ schließlich beantragt das Ministerium Camphausen die Rückkehr des Prinzen⁶⁵ und löst damit eine Protestwelle aus;⁶⁶ diese erlebt an jenem Sonntag ihren Höhepunkt, und zwar meist in Form von Plakaten. Eines davon trägt 108 Unterschriften von Bürgerwehrleuten und ist unterzeichnet mit u. a. „A. W. Hayn. Stellvertreter des Hauptmanns“.⁶⁷ Selbst der „Tunnel“-Drucker⁶⁸ ist also dem „altpreussischen Geiste“ untreu geworden. Demgegenüber exponiert sich Louis Schneider <Campe>, Gründungsmitglied des „Tunnels“ und dessen erster und langjähriger Sekretär, öffentlich auf der entgegengesetzten Seite, wie Varnhagen unter dem 25. Mai 1848 notiert:

Der Schauspieler Louis Schneider <Campe> spielt eine Rolle bei den Bezeigungen für den Prinzen von Preußen. Ihm werden Hochs und Katzenmusiken gebracht, wie den Ministern.⁶⁹

Merckels Protokollformulierung zeigt, daß das Ministerium Camphausen, das nach Varnhagens Meinung „wahrlich die Ruthe“ verdient,⁷⁰ dessen Politik aber z. B. Schneider öffentlich unterstützt, von den anwesenden „Tunnel“-Mitgliedern nichts zu befürchten hat. Das aber ist — objektiv — eine Unterstützung der „Reaktion“.⁷¹ Denn der Sachverhalt ist offenbar eindeutig, wie der — in diesem Punkte unverdächtige — Zeitzeuge Varnhagen unter dem 17. Mai 1848 notiert:

Man sucht ihn [den Prinzen] vor allem rein zu waschen von dem Vorwurf, am 18. März Befehle gegeben zu haben, und beweist, er habe keine Befehlsführung gehabt; das steht allerdings fest, aber eben so fest begründet ist die That- sache, daß er unaufhörlich mitgesprochen, mitbefohlen, angeordnet und be- sonders seine Gesinnungen ausgesprudelt hat; der Auftritt mit Pful ist nicht der einzige dieser Art; den Militairdünkel, den Durst nach der Genugthuung, das Volk durch die Soldaten niederwerfen, zusammenhauen zu lassen, die Verachtung des Bürgerthums, den Wunsch, die Obergewalt durch Blutvergießen bestätigt zu sehen, hat er nicht nur in jenen Sturmtagen, sondern wochen- und monatelang vorher immerfort ausgesprochen.⁷²

Zur 25. „Tunnel“-Sitzung am 21. Mai finden sich sechs Mitglieder ein. Merckel liest am Vorabend der konstituierenden Sitzung der Nationalversammlung „einen statu- tenwidrigen Span über die französische Republik vor.“ Obwohl Werner Hahn <Car- tesius> „Schenkendorffs Campagne-Gedicht auf ‚Schleswigs Ostern‘, gleichsam das Regimentskind des ‚Tunnel‘,“ bei sich hat, kommt es nicht zu einer Verlesung, was den Protokollanten zu dem mit graphemischem Nachdruck unterstrichenen Ausruf „O tempora, o mores!“ veranlaßt.⁷³ Jeder „Ansatz zur alten zwanglos heiteren Ge- selligkeit“ ist also „erstickt, so daß der Verein im Sommer und Herbst des Revolu- tionsjahres immer wieder einzugehen“ droht.⁷⁴

Die 26. Sitzung vom 28. Mai besuchen nur fünf Mitglieder. Besonders erwähnt wird, daß Louis Schneider <Campe> fehlt, der sich der Revolution „entrückt“ habe, niemand wisse, wohin.⁷⁵

Die 27. Sitzung vom 4. Juni bringt dann den bisherigen Tiefststand des Sonntags- Vereins im Jahre 1848:

Sieben u. zwanzigste Sitzung

Berlin 4 Juny 1848.

Büsch

Immermann

Endlich heute war es erreicht, daß nur noch zwey im Jardin Belvedere zusam- mensaßen, einmüthig darüber, wie unerklärlich sey, daß so Wenige es inter- essant fänden, der alten Gewohnheit genugzuthun; daß so Wenige das Bedürf- niß fühlten, die alten Freunde zu suchen und vom Markt der Partheyen auf eine stille Stunde in den verarmten Kreis zu treten.

Immermann⁷⁶

Auf dem „Markt der Partheyen“ tummeln sich an diesem Sonntag „mindestens Zwei- drittheile [...] der gesammten berliner Bevölkerung“.⁷⁷ Denn an diesem Sonntag, dem 4. Juni, kommt es um 3 Uhr zu einem „Zuge nach dem Friedrichshain [...], um das Gedächtniß der dort Liegenden zu ehren“;⁷⁸ Initiator ist ein „Comité der Studen- tenschaft“, dem sich der „demokratische, der constitutionelle, der Bürgerwehr- und der Volksclub, wie auch der Verein für Volksrechte“ begeistert anschließen.⁷⁹ Das „Tunnel“-Mitglied Blesson <Carnot>, das soeben „einstweilen“ das „Commando der Bürgerwehr“ übernommen hat,⁸⁰ gerät an diesem Tag politisch zwischen die Fron- ten: Einerseits stellt er es in einem „Tagesbefehl“ „jedem Bürgerwehrmanne“ frei, „ohne Waffen daran Theil zu nehmen“;⁸¹ andererseits läßt er jedem Bürgerwehrmajor einen geheimen, versiegelten Brief zukommen, der den Befehl enthält, sich „in Bereit- schaft zu halten“ und „beim ersten Allarm auszurücken“.⁸²

Im „Tunnel“ verdoppelt sich am nächsten Sonntag die Zahl der Anwesenden, was aber auch nichts hilft:

Berlin 11 Juni 1848.

Anwesend waren :

Bürger,

Fugger,

Büsch,

Immermann.

und gingen wieder weg.

Immermann⁸³

Am 14. Juni wird dann das Zeughaus geplündert; „Tunnel“-Mitglied Blesson <Carnot> kann das nicht verhindern⁸⁴ und bringt sich dadurch um seinen Kommandeurposten.⁸⁵ Varnhagen notiert unter dem 19. Juni, wie Blessons Rolle in Berlin interpretiert wird:

Blesson erscheint den Leuten als ein Verräther, der absichtlich die Bürgerwehr als unzuverlässig angegeben, dann sie ohne Befehle gelassen, um die Nothwendigkeit der Herbeiziehung von Truppen darzuthun, was denn auch geschehen ist.⁸⁶

Vier Tage nach der Plünderung des Zeughauses kommt es zum — vorläufigen — Ende der „Tunnel“-Sitzungen :

Berlin 18 Juni 1848

Drei Monat nach der „glorreichen Revolution“ war der Tunnel soweit alle⁸⁷ geworden, daß Immermann allein war, und den einstimmigen Beschluß faßte, auch alle⁸⁸ zu werden.

Immermann

Ein Mann, Ein Wort!

er blieb sofort

fort⁸⁹

Der „Tunnel“ endet also mit dem, was an seinem Anfang stand, mit Wortwitz, genauer: mit einem jener Kalauer,⁹⁰ für die der „Tunnel“-Gründer Saphir berühmtberüchtigt war und von denen auch Fontane nie hat lassen können.⁹¹

Die Rückseite dieses Blattes ist leer, ebenso wie die nächsten beiden Seiten samt deren Rückseiten. Mehr als vier Monate wird es nun keine „Tunnel“-Sitzungen mehr geben. Das bedeutet jedoch keineswegs, daß die „Tunnel“-Mitglieder nicht aktiv wären, im Gegenteil: Sie sind aktiver denn je, und zwar in den verschiedensten Lagern.

3. Der „Tunnel“ zwischen Juni und Oktober 1848

3.1 Konterrevolutionäre Bemühungen

Zunächst einmal formiert sich die Reaktion: Am 1. Juli führen die bereits seit Mitte 1847 unternommenen Bemühungen Bismarcks und Ludwig von Gerlachs,⁹² eine konservative Zeitung zu gründen,⁹³ zum Erfolg: Die „Neue Preußische Zeitung (Kreuzzeitung)“ beginnt zu erscheinen,⁹⁴ gegründet ausdrücklich zum „Schutz von Thron und Altar gegen den Umsturz“;⁹⁵ zumindest zwei „Tunnel“-Mitglieder werden ihr später als Redakteure Profil geben: George Hesekiel, der 1849 mit Ernst Ludwig von Gerlach verkehrt,⁹⁶ und — von 1860 bis 1870 — Theodor Fontane.⁹⁷

Im August tagt das „Junkerparlament“.⁹⁸ In demselben August (oder im September) präsentiert Merckel, also der „Tunnel“-Protokollant dieses Revolutionsjahres, auf einem Flugblatt folgendes Gedicht:

Die fünfte Zunft.
(Mel.: Mein Herr Maler, will er wohl.“)

Als der Herr nach Seinem Plan
Alles hatt' erschaffen,
Däucht' Ihm Alles wohlgethan:
Engel — Menschen — Affen;
Jegliches in seiner Art
War nach Weisheit offenbart,
Und sogar am Teufel
Hatt' Er keinen Zweifel.

Aber dabei blieb es nicht!
Wer das meint, der irrt sich!
Eine Spielart kam ans Licht
Anno Acht und Vierzig.
Die Natur hielt Niederkunft
Und gebar die fünfte Zunft,
Obwohl sehr mißrathen:
Die der Demokraten!

Etwas haben sie an sich
Von jedweder Race:
Menschen sind sie äußerlich
Nach Gesicht und Masse,
Affen je nach Tracht und Bart,
Innerlich ist's Teufelsart,
Und mit Engelzungen
Kommen sie gesungen!

Ohne Heimath, ohne Paß,
Nirgends, allerwegen,
Wandern sie ohn' Unterlaß
Auf geheimen Stegen,
Wie der Kobold, immer nah',
Schnell aufs Hexenzeichen da,
Allezeit gewärtig,
Immer fix und fertig!

„Freiheit!“ ist das Feldgeschrei,
„Freiheit!“ die Parole;
Hintennach die Tyrannie
Schleicht auf weicher Sohle;
Lauernd lugt sie um die Eck',
„Freiheit!“ ist der frische Speck,
Putsche und Kravalle
Sind die Mäusefalle.

Vierzi
Verfas
gen¹⁰⁰
„Zitate
Ander
mit S
Schran
holen,
zeichn
souci“
Epos .
zu we
das: E
gedru
Schere
könne
sicher
Zu de
Preuß
halten
den st
ten wa
mungs
empfa
seinen
freulich
3.2 F
Dersel
fixiere
— auf
stande

„Alles für das Heil der Welt,
„Volk von Gottes Gnaden!
„Jeder Gauner wird ein Held
„Auf den Barrikaden!
„Immer drauf! Die Fürsten fort!
„Gotteslohn für Brand und Mord! —
„Euer sind die Thaten,
„Unser ist der Braten!“

Also hausen durch das Land
Die unsaubern Geister,
Bis das Kreuz mit fester Hand
Drüber schlägt der Meister;
Bei dem ersten Trommelklang
Fahren sie davon mit Stank.
Gegen Demokraten
*Helfen nur Soldaten!*⁹⁹

Vierzig Jahre später wird Fontane „in einer öffentlichen Erklärung Authentizität und Verfasserschaft jener Gedichtzeilen“ — gemeint sind die letzten beiden — bekräftigen¹⁰⁰ und ihnen damit Eingang in den ‚Büchmann‘ verschaffen. Seitdem sind sie im „Zitatenschatz“ jederzeit verfügbar.¹⁰¹

Andere „Tunnel“-Mitglieder machen sich derweil in Potsdam nützlich: Sie beginnen mit Scherenbergs „Waterloo“ als einem ideologischen Pfund zu wuchern. Julius Schramm <Hiob> läßt sich als „Rhetor“ von „den Gardeoffizieren nach Potsdam“ holen, „um ihnen das Epos zu rezitieren“;¹⁰² und Louis Schneider <Campe>, der bezeichnenderweise ausgerechnet „im Spätsommer 48 seine Vorleserlaufbahn auf Sanssouci“ beginnt,¹⁰³ leuchtet „sofort“ ein, daß das damals noch ungedruckte „Waterloo“-Epos „wie geschaffen“ ist, „um in so schwerer Zeit und an solchem Orte vorgelesen zu werden. Das geschah denn auch, und der König war entzückt.“¹⁰⁴ Und nicht nur das: Er will „Waterloo“ sowie diejenigen Gedichte Scherenbergs, welche noch nicht gedruckt sind, auf seine Kosten drucken lassen“;¹⁰⁵ die ganze Auflage soll dann Scherenberg gehören, um „aus dem Verkaufe derselben einen Gewinn ziehen“ zu können.¹⁰⁶ Auch Alexander von Humboldt, Kammerherr Friedrich Wilhelms IV., versichert, „daß er gern alles mögliche“ für Scherenberg tun wolle.¹⁰⁷

Zu denjenigen am Hofe, die Scherenberg feiern, zählt dann auch jener Prinz von Preußen (also der spätere Kaiser Wilhelm I.), der wegen des ihm nachgesagten Verhaltens in den Märztagen hat fliehen müssen, dessen Rückkehr als sicheres Indiz für den steigenden Einfluß der „Reaktion“ gilt und für den Schneider öffentlich eingetreten war. Der Prinz wird dann am 4. März 1849 Scherenberg für die mit einem Widmungsschreiben übersandte „Waterloo“-Ausgabe danken. Das mit „größter Freude“ empfangene „wunderbar schöne Gedicht“ enthalte „so viel patriotische Anklänge neben seinem dichterischen Werte, daß sein Erscheinen in diesem Augenblicke doppelt erfreulich ist.“¹⁰⁸

3.2 Fontanes journalistischer Einsatz für Demokratie

Derselbe Fontane, der vierzig Jahre später Merckels anti-demokratischen Spruch wird fixieren helfen, beginnt in diesem Herbst 1848 eine intensive journalistische Tätigkeit — auf der Gegenseite: bei der „Berliner Zeitungshalle“, einem im Oktober 1846 entstandenen Blatt,¹⁰⁹ das mit seiner Ausgabe von Montag, dem 20. März, die Revolution

sprachlich mitkonstituiert und damit zum diskursiven Ereignis gemacht hatte: Während „die anderen Organe mühsam nach Umschreibungen dieser Bezeichnung“ gesucht hatten, hatten die „ersten censurfreien Worte“ der „Berliner Zeitungshalle“ gelautet: „*Revolution in Berlin*“.¹¹⁰

Mit einer Extra-Beilage sorgt G. Julius, der Redakteur des Blattes, dann am Donnerstag, dem 23. März, für Aufsehen, indem er diejenige Institution attackiert, auf die Merckel baut: gegen die Soldaten, „die das tödtliche Blei auf unsere um Freiheit klopfende Brust gerichtet, die wüthend und mordend in unsere Häuser gedrunge“, könne es keinen Haß geben, da „jene armen Bauern, die wie eine Meute Hunde, nacheem (!) sie Tage lang gereizt und gehetzt waren, gegen uns losgelassen wurden“, nur „Werkzeug“ gewesen seien; Haß aber müsse es gegen das „Soldatenthum“ geben.¹¹¹ Im übrigen meint Julius, es sei „der Bruch zwischen der Bürgerklasse und Arbeiterklasse schon vollendet“, und deswegen zögen sich die Bürger von der Revolution zurück; doch das sei der falsche Weg; es komme darauf an, „vorwärts“ zu gehen, und zwar unter der Führung eines Königs, der „mit der bisherigen Denkweise, mit dem bisherigen Systeme ganz und ernst“ brechen und ein Ministerium „für die Untersuchung und Regelung der Arbeitsverhältnisse“ einsetzen müsse.¹¹²

Daraufhin werden in der Redaktion u. a. Deputationen der Bürgerwehr, der Studentenwehr, Minister Graf Schwerin und der Fabrikbesitzer Borsig vorstellig, um Erkundigungen über die Meinung des Redakteurs einzuziehen; während die Kaufmannschaft auf der Börse den Boykott des Blattes beschließt, erscheinen in Julius' Wohnung „Meister mit ihren Gesellen“, um „ihr einträchtiges Leben“ zu demonstrieren. . .¹¹³ In der „Spencerschen Zeitung“ schließlich mahnt ein Herr Zeller den Redakteur Julius, er solle nicht vergessen, „daß fast an allen Straßenecken *politisirende* Frauen stehen, welche den unschuldigsten Worten, die sie von Vorbeigehenden hören, häufig eine ganz entgegengesetzte Deutung geben, als sie wirklich haben.“¹¹⁴

Ende März hatte dann die „Berliner Zeitungshalle“ die Berliner Theaterintendantur wegen ihres apolitischen Spielplans kritisiert und Aufführungen von Schillers „Fiesco“ und Goethes „Götz“ gefordert. Während Blätter des alten Systems ihr Erscheinen einstellen müssen — der „Rheinische Beobachter“ erklärt sich für „besiegt“,¹¹⁵ „Janus“ tritt vor den „ganz neuen Verhältnissen [. . .] zurück“¹¹⁶ —, hatte sich die „Berliner Zeitungshalle“ vor Zuschriften kaum retten können: Anfang April hatte das Blatt „in den letzten Tagen allein zwischen 60 bis 70 größere Aufsätze erhalten“,¹¹⁷ hatte aber dennoch mit Finanzierungsproblemen zu kämpfen.¹¹⁸

In diesem Blatt also — dem Publikationsorgan des „Zentralausschusses der deutschen Demokraten“,¹¹⁹ dessen „treffliche“ Artikel und „nachhaltige Derbheit“ Varnhagen immer wieder lobt¹²⁰ und dessen Redakteur Julius er empfängt —¹²¹ schreibt Fontane am 31. August seinen Artikel „Preußens Zukunft“, der sogleich Beachtung findet:¹²² Preußen müsse in „der großen deutschen Republik“ aufgehen. „Preußen war eine Lüge, das Licht der Wahrheit bricht an und gibt der Lüge den Tod.“¹²³ Und am 13. September geht Fontane in seinem Artikel „Das Preußische Volk und seine Vertreter“ mit der preußischen Nationalversammlung ins Gericht, weil sie das „Volk“ als „noch jung und unerfahren“ betrachte und auf „Begeisterung“ mit „Mittelmäßigkeit“ reagiere.¹²⁴

Inzwischen kommt der König der Reaktion zu Hilfe: Friedrich Wilhelm IV. ernennt General Wrangel zum „Oberbefehlshaber in den Marken“¹²⁵ und am 21. September jenen General von Pfuell, der am 18. März die Truppen kommandiert hatte, zum Ministerpräsidenten und Kriegsminister.¹²⁶ Am selben Tag schreibt Fontane an seinen „Tunnel“-Freund von Lepel:

Ich bin nicht in der Stimmung, auf Deinen unendlich friedlichen Brief, der nach Abgeschiedenheit und nach jedem beliebigen Jahrgang — nur nicht nach 1848 schmeckt, einzugehn; die Ereignisse der letzten Tage: der Wrangelsche Armeebefehl und das Ministerium „Pfuel, Eichmann, Bonin“ erklären geradezu die Contre-Revolution und fordern zum Kampf heraus.¹²⁷

Ähnlich wie die „Berliner Zeitungshalle“ (die ‚natürlich‘ sofort, am 23. 9., als erste Zeitung nach den Märztagen beschlagnahmt wird)¹²⁸ am 20. März die „Revolution“ beim Namen genannt hatte, belegt Fontane jetzt die ‚Gegenbewegung‘ mit dem Terminus „Contre-Revolution“.¹²⁹ Aber Fontane will es nicht beim Benennen belassen:

Mit dürrn Worten: hast Du nicht auf väterlicher Rumpelkammer eine alte aber gute Büchse? Ich fordre es von Dir als einen Freundschaftsdienst mich nicht im Stich zu lassen, wenn Du meinen Wunsch erfüllen *kannst*, und sehe einige Zeilen, noch lieber aber dem Muskedonner in Person entgegen. Lache nicht, die Sache hat ihre sehr ernsthafte Seite. Wär' ich nicht, wie immer, in Geldverlegenheiten, ich würde mir auf die einfachste Weise helfen, und nicht einen so sonderbar klingenden Wunsch (manchem wird' er nach Renommisterei schmecken) Dir an's Herz legen.¹³⁰

Auf den ca. 400 Druckseiten in „Von Zwanzig bis Dreißig“ findet sich lediglich ein Dutzend Anmerkungen. Eine davon widmet Fontane der Paronomasie „Muskedonner“, um sie als Ironiesignal zu deuten, das es einem Königstreuen möglich gemacht habe, trotz eines solchen Wunsches mit einem Demokraten weiterhin Freundschaft zu halten;¹³¹ aber diese Deutung liest sich wie eine nachträgliche Verharmlosung; denn der Brief vom 21. September schließt auf unmißverständliche Weise:

Schande Jedem, der zwei Fäuste hat mit Hand ans Werk zu legen, und sie pomadig in die Hosentasche steckt. Hätt ich Zeit und namentlich Geld, ich wäre ein Wühler *comme il faut*, denn alles ist faul und *muß* unterwühlt werden, um im ersten Augenblick die Mine springen lassen zu können.¹³²

Fontane greift hier — offenbar unter Anspielung auf die bekannte „Hamlet“-Stelle —¹³³ das zentrale „Kampfeswort“ des Jahres auf,¹³⁴ das aus dem Bildfeld ‚Maulwurf‘ stammt¹³⁵ und „1848 als gang und gäbe Schelte der Demokraten sehr beliebt“ wird.¹³⁶ Allerdings benutzt Fontane — sehr zum Ärger Lepels —¹³⁷ den Terminus ‚Wühler‘ in einer Weise, die zeigt, daß er sich an dem Versuch der „Gescholtenen“ beteiligt, das Wort „im verdienstlichen Sinne umzubiegen“.¹³⁸ Ein solcher Versuch war z. B. am 20. Juni 1848 gemacht worden, und zwar in einer Rede jenes Robert Blum,¹³⁹ dessen Schwager Johann Georg Günther 1841 Redakteur der Leipziger „Eisenbahn“ gewesen war, für die Fontane damals Texte geliefert hatte.¹⁴⁰

In seiner Antwort vom 22. September arbeitet Lepel die Gegensätze zwischen den beiden „Tunnel“-Freunden klar heraus:

Deinen Brief [...] hab' ich erhalten u. glaube behaupten zu dürfen, daß wenn *ich* die Dosis Argwohn besäße, die ein fürchterlicher Apotheker in seiner berühmtesten infernalischen Giftbude für *Deine* Seele gemischt hat, ich diesen Brief, in welchem ich direkt u. indirekt Attaquen aushalten muß, wie Du sie unsern Truppen bei einem etwaigen Straßenkampf nicht heftiger zudenken kannst, unbedingt für eine Freundschaftskündigung halten würde. *Ich* huldige der Constitution, *Du* der Republik; *ich* habe mich vom Kampfplatz zurückgezogen, *Du* bist ein Mann der Tat; *ich* soll erröthen bei Deinem Ausruf „Schande Jedem, der zwei Fäuste hat, mit Hand ans Werk (Freund, Du meinst kein edles)

zu legen, u. sie pomadig in die Hosentasche steckt“, Du forderst mich auf, Dir eine Waffe zu geben, mit der Du vielleicht aus Freundschaft die Pflicht, die ich verabsäume, mit übernehmen willst. Zwei so verschiedene Leute — dies würde der Argwohn aus Deinem Brief lesen — können im Jahr 1848 keine Freunde sein, also auseinander mit ihren Herzen, die nur der Gesang zusammengeführt hatte, der jetzt kein Recht mehr hat zu leben.¹⁴¹

Lepel hält nur deswegen die Freundschaft nicht für erledigt, weil er sich sicher zu sein glaubt, Fontane als der „im *Finstern Tappende*“ werde als „ein unglücklich Verblendeter“¹⁴² den Weg ‚zurück‘ finden: „die *Gemeinheit* ist auf der *linken Seite*“;¹⁴³ „glaube nicht, daß [...] Deine Ansicht über kurz oder lang noch dieselbe sei.“¹⁴⁴ Fontane gesteht am 24. September zu:

Meine letzten Zeilen waren eine Uebereilung. Ich habe Dich verletzt und mich lächerlich gemacht. [...] Die Worte: „Schande Jedem, der u.s.w.“ rief ich nur mir selber zu. [...]

[...]

So weit kriech' ich zu Kreuz. Im Uebrigen hat Dein Brief gar keinen Eindruck auf mich gemacht, am allerwenigsten mich auch nur im geringsten umgestimmt. Was geht mich das an, daß sich Hahn im constitutionellen Klub befriedigt fühlt, und daß Eggers auf dem Punkt steht einer reactionairen mecklenburgischen Zeitung seine Feder zu leihen? [...] was bedarf ich der Entschuldigung, daß ich gradatim bis zur Republik gekommen bin, eine Entwicklung, die Millionen mit mir durchgemacht haben?¹⁴⁵

Lepel hatte versucht, Werner Hahn <Cartesius> und Friedrich Eggers <Anacreon> — beide hatten bis in den April und Mai 1848 hinein zu den wenigen gezählt, die noch zu „Tunnel“-Sitzungen gekommen waren — gegen Fontane auszuspielen.¹⁴⁶

Man sieht: Der „Tunnel“ tagt offenbar u. a. deswegen nicht mehr, weil seine Mitglieder sich auf entgegengesetzten Seiten engagieren. Hatte der „Tunnel“ vor dem März 1848 ‚Politik‘ deswegen leicht ‚ausschließen‘ können, weil sie durch den — thematischen — Konsens, von dem die ‚Poesie‘ weitgehend getragen wurde, immer schon präsent war, so konstatiert Fontane jetzt eine Dichotomie, die durch harmonistische Konzepte nicht gemildert werden könne. Hier der Schluß seines Briefes:

Einig dürften wir schwerlich werden; alles „Vereinbaren“ scheint heutzutage auf Hindernisse zu stoßen, aber sollten wir auch in Politicis als Antipoden uns gegenüberstehn, die Kunst wird von Zeit zu Zeit Brücken schlagen, und beim Klang einer guten Terzine werden wir uns fühlen wie ein Herz u. eine Seele. Nichts für ungut.¹⁴⁷

Damit aber läßt Fontane das „Tunnel“-Konzept, das auf der Fiktion eines apolitischen Status von „Kunst“ basiert, auf einer Art Schillerschen „Horen“-Konzeptes also, letztlich doch intakt.

Daß Fontane am 24. September Lepel gegenüber das Gefühl hat, sich „lächerlich gemacht“ zu haben,¹⁴⁸ hängt sicherlich auch mit der politischen Entwicklung in Berlin zusammen: Der für den 22. September erwartete Aufstand des Berliner Volkes¹⁴⁹ war ausgefallen, weil von Pfuel in der Nationalversammlung erschienen war und „durch sein ruhiges, würdiges Benehmen, sein ehrwürdiges Aeußere, die weißen Haare, das edle schöne Gesicht einen angenehmen Eindruck“ gemacht hatte.¹⁵⁰ Fontane, den am 15. September „ein Sonnenstrahl des Glücks“ getroffen hatte — er hatte in die Apotheke des Diakonissen-Krankenhauses Bethanien wechseln können, wo er täglich nur zwei Stunden lang zu arbeiten brauchte —,¹⁵¹ zieht am 1. Oktober ins dortige Doktorhaus um.¹⁵²

Von dort aus schreibt er am 12. Oktober an Lepel einen langen (heute ca. 6 Druckseiten umfassenden) Brief, der explizit als politisch-historische Abhandlung angelegt ist, die „die Berechtigung meines Standpunktes“ darlegen soll:¹⁵³ Scharf arbeitet er den „Charakterzug der Hohenzollern“ heraus: „erst sie und dann das Volk“.¹⁵⁴

Und ich sage Dir lieber Lepel, wenn wir noch heut am Tage 37 Fürsten nach Van-Diemensland schicken — es geht uns nicht um ein Haar schlechter, wir sparen viel Geld und sind in 8 Tagen auch reif für die schönste Republik.¹⁵⁵

Was Fontane hier seinem Freunde privat schreibt, ist zwei Tage später in der „Berliner Zeitungshalle“ u.d.T. „Die Teilung Preußens“ öffentlich nachzulesen:

Keine Partei hat unsere Herrscher gestürzt, die haben sich selbst gerichtet. Falsches Spiel, Blödsinn und Ungeschick haben den Stab über sie gebrochen. Sie sind tot in der öffentlichen Meinung.¹⁵⁶

Noch einmal: Zwischen Juni und Oktober tagt der „Tunnel“ u. a. deswegen nicht, weil seine Mitglieder sich auf entgegengesetzten Seiten engagieren. Dies gilt hinsichtlich aller Aspekte der „dreifachen Krise“ des Revolutionsjahres: der „Krise der Legitimität“, der „Krise der Integration“ und der „Krise der Partizipation“.¹⁵⁷ Hinsichtlich der „Krise der Legitimität tradierter Herrschaft“ ist die Mehrheit des „Tunnels“ für die Monarchie, Fontane für die Republik. Hinsichtlich der „nationalen Integrationskrise“ ist die Mehrheit für Preußen, Fontane für Deutschland. Hinsichtlich der „Krise der Partizipation“ ist die Mehrheit für das bisherige System, während Fontane die Rolle eines Wahlmannes übernimmt.

4. Der „Tunnel“ im Verhältnis zu anderen Vereinen 1848

Die letzten Kapitel haben gezeigt, wie sehr „Tunnel“-Mitglieder 1848 in den verschiedenen politischen Lagern tätig sind; und dies ohne jede Rücksicht darauf, ob der jeweilige „Tunnelbruder“ das billigt oder nicht.

Das Jahr 1848 macht also in besonderem Maße deutlich, daß der „Tunnel“ keine ideologisch homogene Gruppe ist. Wenn auch ein — namhafter — Teil der politisch aktiven „Tunnel“-Mitglieder der Konterrevolution nicht nur nahesteht, sondern sie nach Kräften befördert, so gibt es doch auch die Ausnahme Fontane, der sich offen und nachdrücklich für die Demokratie einsetzt.

Eine solche Inhomogenität mag in friedlichen Zeiten einen Verein nicht gefährden; und dies besonders dann nicht, wenn er sich deswegen zusammengefunden hat, weil er dem Kult einer als ‚friedlich‘ geltenden oder gar ‚Frieden‘ stiftenden ‚Poesie‘ huldigt. In Revolutionszeiten, in denen das ‚Politische‘ dominiert, ist das anders. Und zwar muß sich die ideologische Divergenz zum einen ganz allgemein als störend bemerkbar machen. Sie muß jedoch zum andern dann das Zentrum des Vereins tangieren, wenn es — wie 1848 allgemein zu beobachten — just der ideologische Konsens ist, der als nun möglich gewordenes Erlebnis auf allen Ebenen genossen wird und ringsherum zu überaus zahlreichen Vereinsgründungen führt.

Derselbe Drang, der, seit dem Beginn des neuen Zustandes, in der Presse eine bereitwillige Vermittlerin für Alles fand, was der Einzelne mitzuteilen, zu äußern, vorzuschlagen sich berufen fühlte, ließ allmählig in großer Zahl Vereine, Associationen, Clubs entstehen, zu denen sich gleiche praktische Interessen, verwandte politische, sociale und wissenschaftliche Zwecke verbunden hatten.¹⁵⁸

Es kommt also zu so etwas wie einer „Öffentlichkeit als Organisationsform der kollektiven gesellschaftlichen Erfahrung“:¹⁵⁹ „Die vormärzliche Zeit“ hatte sich „auf ge-

geschlossene Vereinigungen und Gesellschaften mit wissenschaftlichen, geselligen oder gemischten Tendenzen" beschränken müssen, „welche die Politik ganz ausschlossen oder sie nur unbemerkt und vorsichtig behandelten.“¹⁶⁰

Das Jenseits des nachmärzlichen Himmels nahm mehrere von ihnen auf, um sie jedoch nach seinen Ansprüchen und Bedingungen weiter existieren zu lassen; die meisten verfielen der Hölle, in der sie rettungslos untergingen.¹⁶¹

Genannt werden in diesem Zusammenhang der „Freimüthige“, die „Hutfreunde“ und der „Wissenschaftliche Kunstverein“.¹⁶² Von anderen Vereinen — wie dem „Juristen-Freihandelsverein“ und der „Philosophischen Gesellschaft“ — wird berichtet, sie zögen es vor, „einstweilen und bis auf günstigere Zeiten einen Winterschlaf zu halten“.¹⁶³ Von einer dritten Gruppe von Vereinen heißt es, sie entwänden sich „einer embryonischen Existenz“ und kämen als „Spätgeburten an das Licht“; so z. B. der 1844 gegründete „Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen“.¹⁶⁴ Auch die „Pestalozzi-Stiftung“, die seit 1845 auf die Bestätigung ihres u. a. von Diesterweg entworfenen Statuts gewartet hatte, erhält jetzt „vom Könige Corporationsrechte“.¹⁶⁵ An die Stelle der der „Hölle“ überlieferten Vereine alten Zuschnitts treten neue, mit neuen Forderungen: So tritt z. B. an die Stelle des „Wissenschaftlichen Kunstvereins“ der „Jüngere Künstlerverein“, der eine Reorganisation der Akademie der Künste verlangt.¹⁶⁶ Diese neuen Vereine sind nun nicht — wie die alten — geschlossene Gesellschaften, sondern offen: Der „Jüngere Künstlerverein“ läßt nicht nur Nichtmitglieder als Sprecher zu, sondern schreibt Versammlungen „sämtlicher bildender Künstler“ Berlins aus, so wie z. B. ein Comité „sämtliche Lithographen“ Berlins zusammenruft¹⁶⁷ und ein von Medizinstudenten gegründeter „Medicinischer Club“, der „neue klinische Institutionen und Besetzung von Lehrstellen“ verlangt, auch praktische Ärzte und akademische Lehrer teilnehmen läßt.¹⁶⁸ An der Universität tritt „bereits am 30. März ein Verein von 50 Lehrern, außerordentlichen Professoren und Privatdocenten, zusammen“; mit seinen Vorschlägen für „die zeitgemäße Reorganisation der deutschen Universitäten“ findet er jedoch „nur schwache Unterstützung“, da Männer wie Hotho „die eigentliche Organisationsfrage noch nicht anzurühren“ wagen.¹⁶⁹

Ein Aufruf an „sämtliche Militair-Oberärzte und Chirurgen“, sich zu vereinigen, führt zu einem Antrag vieler „auf sofortige Gewährung des ihnen längst versprochenen und zustehenden Offizier-Ranges“.¹⁷⁰ In ähnlicher Weise organisieren sich die Zahnärzte und die Pharmazeuten, die in einer „Pharmaceutischen Gesellschaft“ eine Reihe von Forderungen erheben.¹⁷¹ Außerdem wird u. a. ein „Verein jüngerer Juristen“ gegründet.¹⁷²

Associationen in gewerblichem Particular-Interesse entstanden gleichzeitig in kaum übersehbarer Anzahl. Bald gab es keinen Erwerbszweig, dessen Angehörige nicht zu einem Vereine zusammengetreten wären.¹⁷³

Am eifrigsten sind die Postbeamten;¹⁷⁴ aber auch die Eisenbahnbeamten,¹⁷⁵ die „Bureauvorsteher bei Justizcommissarien“, die „Versammlung der Civil-Numerarien aller Branchen“, die „Generalversammlung der Geheimen Kanzlei-Secretaire, Kanzlisten, Diätarien und Hilfsschreiber“ melden sich zu Wort.¹⁷⁶ Die „Victualienhändler“ wettern gegen die „Materialwaarenhändler“,¹⁷⁷ die „Kleinhändler“ u. a. gegen „das unbefugte Straßenhausiren der Arbeitsleute und Schlafstell-Mädchen“,¹⁷⁸ die „zünftigen Meister und Gesellen des Perrückenmacher-Gewerks“ u. a. gegen „sogenannte Frisir-Mamsells“¹⁷⁹ und der „Verein deutscher Köche zu Berlin“ gegen die französischen:

Es ist die Zeit gekommen, wo Deutschland seine Suppen allein kochen kann. Es wird eine Kraftbrühe werden. In den französischen Küchen wird jetzt so Manches gekocht was einem ehrlichen deutschen Magen zuwieder ist.¹⁸⁰

„Vereine fördern die Bestrebungen ihrer Mitglieder und stören die der anderen“, so Robert Musil. Aber diese partikularisierende ‚Vereinsmeierei‘, die dann mit Recht zu Spott herausfordert, ist nur die eine Seite des Vereinswesens von 1848. Auf der anderen Seite sind es gerade Vereine, die 1848 zum Träger von Ideen werden, die mittels der Erfüllung von Partikularinteressen auf eine Verbesserung der allgemeinen Lage zielen:

Die im medicinischen Club angestellten Debatten führten auf eine Reihe von Fragen über das Unterrichtswesen überhaupt, die Art des medicinischen Unterrichtes, die Verbindung des praktischen Unterrichtes mit dem theoretischen Theile der Wissenschaft, welche über den ursprünglichen Plan der Studirenden hinausgingen.¹⁸¹

Bei den Lehrern wird beschlossen, „daß Realschul- und Gymnasiallehrer, so wie die Lehrer der höheren Bürgerschulen vereinigt“ zusammenwirken sollen.¹⁸² Am 26. April kommt es zu einer Generalversammlung, an der außer den Berliner Lehrern ca. 300 aus den Provinzen teilnehmen: „die erste freie, preußische Lehrerversammlung“.¹⁸³ Sie fordert in nicht weniger als zwanzig Punkten u. a. Fortbildung für Volksschulabsolventen, „Klein-Kinder-Bewahr-Anstalten in Verbindung mit der Volksschule“, Verwissenschaftlichung der Lehrerausbildung, „Gründung von Bildungs-Anstalten für Lehrerinnen, angelehnt an die höhere Töchterschule“, Beginn der Lehrer-„Laufbahn in der untersten Stufe der Volksschule“, Umwandlung der Privatschulen in „Staats-Anstalten“, „Entfernung der Geistlichen von der Schulaufsicht“ und Lehrerfortbildung.¹⁸⁴ Das sind Forderungen, die sich zwar auf ein bestimmtes *berufliches* Feld beziehen, letztlich jedoch *politische* Implikationen enthalten. Diesem Feld — der Politik — widmen sich ausdrücklich politische Vereine und Klubs,¹⁸⁵ in denen sich — wie oben angedeutet — auch einzelne „Tunnel“-Mitglieder engagieren.

5. Die Diskussion über eine „Reorganisation“ des „Tunnels“ ab Oktober 1848

Am 22. Oktober 1848 kommt es endlich wieder zu einer „Tunnel“-Sitzung; die letzte Sitzung hatte am 18. Juni stattgefunden; es war die 29. gewesen. Um so verblüffender wirkt, daß die Sitzung vom 22. Oktober im Protokoll als „Sieben und vierzigste Sitzung“ ausgewiesen wird: Merckel, der Protokollant, zählt einfach weiter, als wäre nichts gewesen; obwohl die „lange Unterbrechung“ nicht verschwiegen wird:

Sieben u. vierzigste Sitzung

Berlin den 22^{ten} October 1848

Anwesend:

Petrarka	Zehn Mitglieder, und ein auswärtiges Mitglied (Vetruvius) als
Leisewitz	Gast, hatten sich heute, nachdem
Büsch	schon am 8 ^{ten} u. 15 ^{ten} Okt.
Bürger	versuchsweise Zusammenkünfte
Schulze	stattgefunden hatten, versammelt,
Immermann	um nach langer Unterbrechung wieder
Carnot	die Rechte des souverainen
Tiedge	Schutzpatrons Till anzuerkennen
Tasso	u. zu wahren.
(als Gast: Vitruv)	Carnot übernahm, als Cooks
	Stellvertreter, den Vorsitz, und
	der Sekretair verlas die Proto-

kolle vom 19^{ten} März ab, deren Verlesung im Wechsel und Drang der Zeiten sich verzögert hatte, bis zum 18. Juny, wo Al lens uffjehört¹⁸⁶ hatte.

Sodann nahm Petrarka das Wort, um zu beantragen, daß eine sorgfältige Prüfung der Statuten erfolgen möge, inwiefern dieselben Anlaß geben könnten, ihre Bestimmungen mit den Forderungen einer bewegteren frischeren Zeit in Einklang zu setzen. Er enthielt sich jedoch einstweilen aller speziellen Anträge.

Leisewitz entwickelte, diesen Antrag verfolgend, insbesondere die Nothwendigkeit, daß der Verein von seinem Boden aus auch ins Publikum wirke, und deutete an, daß das wichtigste Mittel hierzu ein belletristisch-kritisches Journal seyn möchte.

[...]¹⁸⁷

Diese Idee „lag auf der Hand und verwundert angesichts der bis zu diesem Zeitpunkt geübten Praxis doch“;¹⁸⁸ zumal der sprachliche Kontext, in dem die Idee entwickelt wird, keineswegs konterrevolutionär ist: Mit der Rede von der „bewegteren [...] Zeit“;¹⁸⁹ die zudem noch „frischer“ sei,¹⁹⁰ greift Lesser Termini der vormärzlichen Opposition auf.

Während u. a. Merckel <Immermann> und Hugo von Bülow <Tasso> beide Anträge unterstützen, ist u. a. Blesson <Carnot> – der interimistische und problematische Bürgerwehr-Kommandeur vom Juni des Jahres – „dagegen, daß der Verein als solcher in dergleichen Publizitäten verwickelt würde“; zwar könne ein solches Unternehmen „aus dem Schooße des Vereins hervorgehen“, müsse „aber ostensibel als Privatunternehmen gelten“.¹⁹¹ Damit werden jene konträren Positionen wiederum vertreten, die seit je die im „Tunnel“ geführten Diskussionen über dessen „Öffentlichkeitsverhalten“ prägen und denen Roland Berbig im einzelnen nachgegangen ist.¹⁹²

Die alten Diskussionen stehen jedoch unter einem neuen Vorzeichen: In einer Zeit, in der ringsum – ich wiederhole noch einmal diese Formel – „Öffentlichkeit als Organisationsform der kollektiven gesellschaftlichen Erfahrung“¹⁹³ aggressiv auf die Tagesordnung gesetzt ist, wird die Frage, ob der „Tunnel“ als solcher öffentlich präsent sein soll oder nicht, offenbar als eine angesehen, deren Beantwortung über die weitere Existenz oder Nichtexistenz des Vereins mitentscheidet.

Entsprechend reagiert man am 22. Oktober mit Hilfe jenes institutionellen Instrumentariums, das zur Verfügung steht: Man gründet erstens eine Kommission, der Bernhardi <Leisewitz>, Hugo von Bülow <Tasso> und Merckel <Immermann> angehören, und man beschließt zweitens, am 5. November einen „Deliberationstunnel“ zu halten, und dazu die heute abwesenden Mitglieder durch Zirkular einzuladen.¹⁹⁴

Zu diesen gehört auch Fontane, der auch der nächsten ordentlichen Sitzung fernbleibt, die am 29. Oktober stattfindet, nur von sieben Mitgliedern besucht wird und einen

,Span'
sein kö
Remin
spruch
Inzwis
ist. Es

An
die He
Kaufm
Komm
Dr.phil
Geh.RF
Dr.med
Maler
Pharm

Dr. Eg
Dr. We
Dr. Lo

Man s
Herbst
Anschr
auch d
Das –
derum

„Span“ zu begutachten hat, der genausogut zwanzig Jahre zuvor hätte geschrieben sein können: Hermann Kette <Tiedge> liest ein Gedicht m.d.T. „Heisterbach“, „eine Reminiszenz vom alten Rhein“, bei der „die Naturbeschreibung [...] ohne Widerspruch“ gefiel.¹⁹⁵

Inzwischen kursiert jenes „Zirkular“, von dem im Protokoll vom 22. Oktober die Rede ist. Es hat folgenden Wortlaut:

Den verehrlichen Mitgliedern des Sonntags-Vereins bringe ich hierdurch im Auftrage des Hauptes zur Kenntniß, daß auf den

5ten November 4 Uhr nm.

ein DeliberationsTunnel stattfinden wird, theils zur gewöhnlichen Haupt-Wahl, insbesondere aber zur Berathung

von Vorschlägen, welche zur größeren
Belebung und theilweisen Reorgani-
sation des Vereins gemacht sind.

Es wird deshalb ein möglichst vollständiger Besuch gewünscht und erforderlich.

Berlin 25. October 1848

I. A.

Immermann

An

die Herren

Kaufmann Arnoldt <Tacitus>, Linden 20.

Kommerz.Rath Heymann <Heyne>, Heil. Geiststr. 7.

Dr.phil. Stern <Collin>, Jägerstr. 10.

Geh.RRath v Mühler <Cocceji>, Thiergartenstr. 10.

Dr.mediz. Loewenstein <Hufeland>, Heil-Geiststr. 46.

Maler Hosemann <Hogarth>, Louisenstr. 67.

Pharmazeut Fontane <Lafontaine>, Neue Königstr. 50

(Jungsche Apotheke)

Dr. Eggers <Anacreon>, Dorotheenstr. 60.

Dr. Werner Hahn <Cartesius>, Ritterstr. 65.

Dr. Loewenstein (Spinoza)¹⁹⁶

Man sieht: Offenbar haben die späteren Freunde Merckel und Fontane in diesem Herbst 1848 keinen Kontakt miteinander; denn sonst wüßte Merckel, daß Fontanes Anschrift seit fast einem Monat nicht mehr stimmt. Dennoch erreicht das „Zirkular“ auch dieses „Tunnel“-Mitglied, das unterschreibt: „gelesen Th. Fontane“.

Das — z. T. syntaktisch arg holprige — Protokoll des Deliberationstunnels, das wiederum von Merckel verfaßt wird, ist das erste, in dem manches durchgestrichen ist.

SonntagsVerein

49te Sitzung,

Sonntag d. 5ten November 1848

Um 5 1/4 Uhr eröffnet das Haupt die Sitzung.

Anwesend sind die Mitglieder Petrarka, Leisewitz, Büsch, Collin, Schultze, Cocceji, Fugger, Cook, Carnot, Lafontaine, Tiedge, u. Cartesius, Immermann als Sekretair.

Bürger hat sich schriftlich mit Amtsgeschäften entschuldigt.

Ohne Entschuldigung abwesend sind: Tacitus, Heyne, Hufeland, Hogarth, Tasso, Spinoza. Campe und Fouqué haben zur Zeit ihr Domizil in Potsdam.¹⁹⁷

Damit ist der Verein gemäß § 4 der Statuten beschlußunfähig; mithin kann man lediglich mit einer vorläufigen „Besprechung der im Zirkulare angedeuteten Angelegenheiten“ beginnen.¹⁹⁸

Diese „Besprechung“ zeigt, daß der „Tunnel“ unter einem Modernisierungsdruck steht, der vor allem 4 Problemkreise betrifft, die eng miteinander zusammenhängen und dem „Tunnel“ von der Berliner Vereinslandschaft des Jahres 1848 aufgezwungen werden:

5.1 Wirkung nach außen

Thomas Nipperdey hat für die Anfänge des bürgerlichen Vereinswesens in Deutschland „vier Motiv- und Zielkomplexe“ benannt,¹⁹⁹ von denen der „Tunnel“ bis 1848 nur zwei realisiert: 1. sich unterhalten, 2. sich belehren.²⁰⁰ Für unseren Zusammenhang hilfreich ist zum einen, daß Nipperdey beide ‚Komplexe‘ zusammenfaßt, indem er von Wilhelm Roefler den Begriff ‚arbeitende Geselligkeit‘ übernimmt,²⁰¹ und zum anderen, daß er dabei insbesondere auch das Zusammenwirken von Bürgern und Adligen berücksichtigt:²⁰² Es ging um „Austausch von Welt- und Lebenserfahrung und -kenntnis aus verschiedenen Lebenskreisen, um sich gegenseitig zu belehren“.²⁰³ Das Stichwort lautet: „sich bilden“.²⁰⁴ „In diesem Prozeß wird Kultur zum Gegenstand eines allgemeinen Interesses von Privatleuten.“²⁰⁵ Hierhin gehört ein Phänomen, das auch im „Tunnel“ eine wichtige Rolle spielt: der ‚Dilettant‘. Er ist nach Nipperdey der „eigentlich legitime Repräsentant der bürgerlichen Kultur und ihrer Organisation in Vereinen.“²⁰⁶

An dritter Stelle nennt Nipperdey „mehr oder weniger spezielle gesamtgesellschaftliche Zwecke, die über den Verein selbst hinausweisen“,²⁰⁷ also das ‚Gemeinwohl‘ betreffen. In dieser Hinsicht ist der „Tunnel“ ganz und gar abstinent; ebenso hinsichtlich des vierten Punktes, einer Sache nämlich, z. B. der Kunst, „dienen“ zu wollen.²⁰⁸ Dieser Verzicht auf jegliche Wirkung nach außen, der z. T. auch Reaktion auf die seit 1819 immer wieder verschärften Restriktionen des Staates ist, wird im Frühjahr 1848 – wie oben gezeigt – von Privatpersonen wie Vereinen aufgegeben. Als Privatpersonen folgt ein Teil der „Tunnel“-Mitglieder – wie ebenfalls gezeigt – ziemlich bald diesem Drang, für die eigene Position in der – neu gewonnenen – Öffentlichkeit tätig zu werden; als Vereinsmitglieder aber müssen sie sich – wenigstens ‚offiziell‘ – noch immer zurückhalten.

Entsprechend heißt es im „Tunnel“-Protokoll vom 5. 11. 1848:

Leisewitz entwickelt seine Ansichten über Reorganisation des Vereins. Er beginnt mit einer Kritik der Statuten, wird aber vermocht, vom Allgemeinen zum Besonderen überzugehen, und beschränkt sich nun auf seine Idee über Entfaltung einer *nach außen* gerichteten produktiven und kritischen Tätigkeit in Gebieten der Kunst, und der Wissenschaft im weitesten Sinne durch Begründung eines Journals.²⁰⁹

5.2 Offenheit auch für Nichtmitglieder

Nipperdey formuliert:

In den 40er Jahren kann man allgemein eine Welle der ‚Demokratisierung‘ bemerken: das Vereinswesen, von der Oberschicht inauguriert, hatte sich ungeheuer ausgebreitet und war damit populär geworden. Alle Volksteile fanden in den Vereinen ein Feld der Aktivität. Ältere Vereine betonten generell ihre Offenheit für Beitrittswillige aus allen Schichten.²¹⁰

Insbes
wie die
die ma

Entsp

Man s
Sorge,

5.3 GL

Bereits
Gleich
durch
Deckn
schafft
sucht.
weilen
mulier
Zuzeit
einen
gleichs
nel“-Si
der T
z. B. in
stizmi
tigen S
„Korre

5.4 Zu

Die in
heit de
der Hi
mit ih
heim
diese o

Insbesondere die 1848 neu gegründeten Vereine sind — wie oben gezeigt — nicht — wie die alten oft und der „Tunnel“ in jedem Falle — geschlossene Gesellschaften, in die man erst durch relativ umständliche Verfahren Einlaß finden kann, sondern offen.

Entsprechend heißt es im „Tunnel“-Protokoll vom 5. 11. 1848:

Er [Leisewitz] hebt namentlich hervor, daß auch Nichtmitglieder als Mitarbeiter [für das zu gründende Journal] müßten angenommen werden können und alsdann eo ipso die Mitgliedschaft erlangen sollten. Dem Vereine sey die Vorkritik der Arbeiten vorzubehalten. Welche Wege in Ansehung des ökonomischen Theils des Unternehmens, zE der Form, Auflage, des Preises und Verlags, einzuschlagen seyn würden, überläßt der Antragsteller späterer Berathung.

Es folgt eine längere Debatte.

Carnot meint, der Verein würde auf diese Weise sich in eine Redaktion verwandeln und seine jetzige Natur verlieren, die ihm zu erhalten sey.

Petrarka vermißt in Leisewitzens Vortrag Vorschläge für Erhöhung der *innern* Thätigkeit des Vereins, und führt hierdurch die Debatte auf ein neues Feld.

Collin weist das Bedürfniß nach, neue Kräfte heranzuziehen, so wie die Nothwendigkeit, Kunst u. Wissenschaft gegen die politisirende Richtung der Jetztzeit zu beschützen; ein solcher Vorsatz würde viel Theilnehmen finden [...].²¹¹

Man sieht: Die Frage der Offenheit des Vereins weckt in manchen Mitgliedern die Sorge, sein ‚Wesen‘ könne verlorengehen.

5.3 Gleichheit der Mitglieder

Bereits die Vereine der vierziger Jahre betonen „die in ihrem Kreis herrschende Gleichheit“.²¹² Dieser Forderung nach „Gleichheit“ wird der „Tunnel“ bekanntlich dadurch gerecht, daß er von Anfang an von der Wiener „Ludlamshöhle“ das Institut der Decknamen übernimmt und damit — wie immer wieder betont wird —²¹³ die gesellschaftliche Differenz zwischen Bürgerlichen und Aristokraten zu überspielen versucht. Allerdings konterkariert der „Tunnel“ die Forderung nach „Gleichheit“ bisweilen auf eine Weise, die z. B. den rückblickenden Fontane zu relativ scharfen Formulierungen veranlaßt.

Zuzeiten gibt es nämlich neben dem ‚offiziellen‘ Teil der „Tunnel“-Sitzungen noch einen ‚inoffiziellen‘; und für diejenigen, die davon ‚betroffen‘ sind, dürfte es der vergleichsweise wichtigere sein: die Einladung, im Anschluß an die ‚offiziellen‘ „Tunnel“-Sitzungen am Inner Circle teilzunehmen, d. h. am „gesellschaftlichen Mittelpunkt der Tunnelaristokratie“,²¹⁴ die von Adel und Militär dominiert wird und die sich z. B. im Hause des Assessors Heinrich Friedberg trifft, des späteren preußischen Justizministers.²¹⁵ Dieser Inner Circle übernimmt z. B. im Falle des für 1848/49 so wichtigen Scherenberg die Funktion des Arbeitsamtes: Man verschafft Scherenberg eine „Korrektorstellung“, bezeichnenderweise „an einem militärischen Journal“.²¹⁶

5.4 Zurückdrängen des Zeremoniellen

Die in den vierziger Jahren, besonders aber 1848, erhobene Forderung nach Gleichheit der Mitglieder wird im „Tunnel“ außerdem indirekt konterkariert: An die Stelle der Hierarchie der Klassengesellschaft setzt der „Tunnel“ die der Vereinsbürokratie mit ihren verschiedenen Chargen. Demgegenüber wird von einem Verein in Mannheim folgender Satz überliefert: „Möge kein Ceremoniell und keine Titelsucht in diese dem Frohsinn und der Kultur geweihten Säle eingehen“.²¹⁷

Entsprechend heißt es im „Tunnel“-Protokoll vom 5. 11. 1848:

Ein solcher Vorsatz [nämlich „neue Kräfte heranzuziehen“] würde viele (!) Theilnehme (!) finden, aber nicht sofort unter den jetzigen Vereinsformalitäten, an denen Mancher sich zunächst stoßen möchte, wie sie überhaupt zeither Manchen abgeschreckt hätten; dies Letzteres bestätigt Lafontaine.²¹⁸

*

Man hat davon gesprochen, „im Herbst des Sturmjahres“ habe „eine regelrechte Neukonstitution“ des „Tunnels“ stattgefunden.²¹⁹ Zirkulare und Protokoll vom 5. 11. 1848 sprechen demgegenüber von „Reorganisation“²²⁰ und verwenden damit — wie oben berichtet — den zeit- und ortsüblichen Terminus für die durch die Revolution erzwungenen Reflexionen innerhalb jener Vereinigungen, die im Vormärz gegründet worden waren und die die Selbstauflösung vermeiden wollen. Daß die „Reorganisation“ allerdings die Substanz betreffen soll, wird bereits formal durch zweierlei deutlich: Der Bankkaufmann Ludwig Lesser <Petrarka> — ein Gründungsmitglied, das, „mit Paragraphen gepanzert“, als „Wahrer der Tradition“ und „Polizist des Tunnels“ gilt —²²¹ beantragt — wie oben gezeigt — am 22. Oktober 1848 förmlich die „Prüfung der Statuten“. Und Merckel <Immermann> stellt — wie oben angedeutet — am 5. November die Beschlußunfähigkeit unter Berufung auf § 4 der Statuten fest, der lautet:

Aenderungen dieser Statuten können nur in Gegenwart sämtlicher ordentlichen Mitglieder des Vereins und auch dann nur durch eine Majorität von drei Viertheilen der Stimmen beschlossen werden. Ordentliche Mitglieder, welche wegen Krankheit nicht erscheinen können, und dies schriftlich dem Vereine anzeigen, werden hier jedoch ausnahmsweise nicht mitgezählt.²²²

Mithin geht es um den — für Vereine in der Regel seltenen — Ernstfall einer Satzungsänderung; dennoch ist trotz spezieller Einladung Beschlußfähigkeit nicht zu erreichen: Zeichen für den desolaten Zustand des Vereins oder Taktik derer, die alles beim alten lassen wollen?

Diejenigen jedenfalls, die zur entsprechenden Sitzung erscheinen, sorgen dafür, daß der ‚Ernst der Stunde‘, der formal deutlich signifiziert wird, u. a. zwei inhaltliche Entsprechungen findet:

Lafontaine macht darauf aufmerksam, daß die Zulassung der Politik bei der Diskrepanz der im Verein vorhandenen Elemente eine Sprengung des Vereins herbeiführen könnte.

[...]

ESchultze findet, daß man am Ende dazu gedrängt werden würde, die jetzige Gesellschaft aufzulösen und neue Statuten zu schaffen.²²³

Ist eine Diskussion an einem solchen Punkte angelangt, verfallen deutsche Gremien in der Regel auf ein bewährtes Mittel: Man gründet einen Ausschuß. Aber ein entsprechender Vorschlag von Siegmund Stern <Collin> findet keine Resonanz: „Ein definitiver Beschluß wird [...] noch nicht gefaßt.“²²⁴

Eine wichtige Fortsetzung der Diskussion erfolgt in der Sitzung vom 19. November; jedenfalls nach Meinung von Lepels, der bedauert, daß Fontane daran nicht teilgenommen hat, und deswegen einen Tag später ausführlich berichtet:

Hahn hat daselbst einen Entwurf einer Organisation nicht sowohl des Tunnels, als vielmehr eines großen, durch ganz Deutschland verzweigten Schriftsteller-

Zumin
Lepel
daß er
Diskur
tinen
„durch
daß er
sonder
Oben
— um
deutsc
seit Be
sche „J
„Tunn
zelle „
Allerd
„Einhe
tungs
scharf

Damit
„Einig
könne

Von A
nichts
der St
„Viell
nen J

vereins vorgelesen. Die Sache würde bei aller (anscheinenden) Phantasterei wenigstens endlich (schlimmstenfalls) auf eine Reorganisation des Tunnels hinaus laufen, der übrigens, wenn das Unternehmen im *Großen* gelingen sollte, demselben schon immer für den Anfang einen Halt böte. Hahns Vortrag hat, wie viel Einwürfe auch von manchen Seiten gemacht wurden, doch allgemeinen Beifall gefunden. Es thut mir leid, daß Du ihn nicht gehört hast; vielleicht gehst Du in dieser Woche einmal zu ihm (Ritterstr. 65), um Dir diesen Entwurf vorlesen zu lassen. Von der Möglichkeit eines trennenden Einflusses versch. pol. Ansichten unter *Gebildeten* ist darin gar nicht die Rede. Das politische Gedicht soll, wie jedes andere, durch die Macht der *Schönheit* für sich einnehmen, u. kraft derselben wird es jeden Gebildeten zur Anerkennung vermögen.²²⁵

[...]

Komm' am Sonntag in den Tunnel. —²²⁶

Zumindest zweierlei ist an dieser Textpassage in unserem Zusammenhang interessant: Lepel versucht erstens, den politischen Streit mit Fontane dadurch zu entschärfen, daß er einerseits zwar an der für den „Tunnel“ wichtigen Dominanz des ‚poetischen‘ Diskurses festhält, andererseits aber die Gattung ‚politisches Gedicht‘ zu einem legitimen Bestandteil desselben erklärt; zweitens hat für von Lepel die Vision eines „durch ganz Deutschland verzweigten Schriftstellervereins“ eine solche Faszination, daß er Fontane auf den Weg schickt, sich dieses Konzept nicht entgehen zu lassen, sondern genauer zu studieren.²²⁷

Oben konnte gezeigt werden, wie die Berliner Bemühungen — etwa im Lehrerbereich — um „Reorganisation“ im Jahre 1848 die Tendenz haben, überregional, d. h. ‚gesamtdeutsch‘, zu wirken und damit auf dem jeweiligen partikulären Feld eines der beiden seit Beginn des Jahrhunderts immer wieder ‚von unten‘ geforderten Ziele — die deutsche ‚Einheit‘ — vorwegzunehmen. Allein die Tatsache, daß eine derartige Vision im „Tunnel“ vorgetragen und beifällig aufgenommen werden kann, zeigt, wie stark einzelne „Tunnel“-Mitglieder in den ‚Sog‘ des ‚Aufbruchs‘ von 1848 geraten sind.

Allerdings müssen Zweifel angemeldet werden, ob es Fontane möglich ist, Lepels ‚Einheits‘-Begeisterung zu teilen: In seinem am 7. November in der „Berliner Zeitungshalle“ erschienenen Artikel „Einheit oder Freiheit?“ wendet er sich nämlich scharf gegen alles Einheitsstreben, so wie es im Augenblick praktiziert wird:

Unsere Einheit ohne das *ganze Maß* der Freiheit ist ein Unding [...]. Ohne Freiheit gibt es wohl eine Einheit der Kabinette, eine Einheit der Polizei, eine Einheit von allem möglichen, nur nicht eine Einheit des deutschen Volks. Nein, keine Einheit um jeden Preis, überhaupt kein *Streben* nach Einheit; sie muß sich geben wie die Liebe, — aller Zwang ist ihr Tod. Nur „Freiheit um jeden Preis!“²²⁸

Damit bekräftigt Fontane eine Überzeugung, die er bereits 1842 in seinem Gedicht „Einigkeit“ vertreten hatte, das damals in der „Eisenbahn“ nicht hatte erscheinen können.²²⁹

*

Von Aufbruchstimmung ist auch bei von Merckel — man möchte sagen: natürlich — nichts zu spüren. Sein „General-Bericht über das 21^{te} Tunneljahr 1847/48“, der auf der Stiftungsfeier am 3. 12. 1848 erstattet wird, fällt mager und pessimistisch aus: „Vielleicht seit dem Bestehen unsres Vereins ist die Thätigkeit des heute beschlossenen Jahres die geringfügigste, wenigstens ihrem Umfange nach, gewesen.“²³⁰ Im

übrigen erfährt man nun auch offiziell, daß es in der sitzungslosen Zeit keineswegs an Kontakten gefehlt hat:

In der Zwischenzeit vom 12ten März bis 22ten October haben häufige Privat-Versammlungen stattgefunden, die freilich sich auf tête-à-tête's reduzirten bis

„es fern am Blumenstrand
„still verschwand!“

Die Präsenzliste hat dadurch aber so große Lücken erlitten, als die Künste Ausfälle.²³¹

Dies klingt sehr verhalten; und man wundert sich, daß der so streitbare Merckel sich so sehr zurücknimmt. Doch bald merkt man, daß sich Merckel seine Pfeile für den Schluß seines Berichtes aufbewahrt hat. Nach der üblichen „Mitgliedertafel“, die „sich wenig verändert“ habe, heißt es nämlich in aller Deutlichkeit:

Die unnatürliche Erschütterung, welche unser Vaterland betroffen hat, über deren Ursprung, Charakter und Wirkungen die Geschichte noch mit dem Urtheil zögert, hat auch unser Stilleben erfaßt und unsere poetische Einsiedelei eingenommen.

Es gilt: Auswandern oder Neubauen! Noch geht gleichsam der Herbstwind über die leere Stätte, und wir wohnen unter einem einstweiligen Verschlage.

Hin ist hin! Kein Neues ersetzt das Alte vollständig. Vielleicht dem Auge und dem Verstande, nimmer dem Herzen und der Erinnerung!

So lassen Sie uns denn heute noch einmal in alter Weise unsrer Gewohnheit genugthun!

Vielleicht ist unser heutiges Fest das Letzte seiner Art. Lassen Sie uns denn diese Stunden auf die einzig mögliche Weise verbringen — durch ihren Genuß!²³²

Hier wird also — wie im reaktionär-konservativen Lager seit rund 60 Jahren üblich — zunächst der Versuch gemacht, die Revolution durch Naturmetaphorik aus dem Bereich des von Menschen Gewollten auszugrenzen und durch Überführung in die Jahreszeiten-Zyklik zu mythisieren.²³³ Aber der Gedanke an einen möglicherweise neuen ‚Frühling‘ tröstet offensichtlich nicht; zu stark ist das Gefühl, unumkehrbaren Ereignissen ausgesetzt zu sein. Wird der Verein sich ihnen stellen?

Das Protokoll der Ersten Sitzung vom 3. Dezember verrät, wie es nach Merckels apokalyptischem „General-Bericht“ weitergeht:

Hierauf wird zur Arbeit geschritten. Es liegen drei Späne von Lafontaine, Cocceji und Tasso vor, und demnächst die zufolge Beschlusses vom 19ten Novbr zu reproduzierenden Cartesianischen Vorschläge.

Der Verein bewilligt den Spänen die Priorität.²³⁴

Wieder erhält also — als sei nichts gewesen — die ‚Poesie‘ den Vorrang. So trägt u. a. Fontane sein Gedicht „Chevy-Chase oder die Jagd im Chevy-Forst“ vor,²³⁵ das mit „sehr gut“ bewertet wird.²³⁶

Merckels Protokoll-Passagen, die der dann endlich doch einsetzenden Reform-Diskussion gewidmet sind, bedienen sich ganz der beliebten Haus-Metaphorik, durch die — gepaart mit dem stilistischen Mittel pathetischer Übertreibung — das Modernisierungsunternehmen mehr und mehr ins Komische verschoben wird, wo es sich — offenbar nach Meinung des Protokollanten — gleichsam selbst erledigt:

Jetzt tritt Cartesius abermals mit seinen Vorschlägen zur Restauration der Kunst in Deutschland auf. Er läßt nur Weniges unvorgetragen. Der schon früher geschilderte Riesenbau wächst vor schwindelnden Augen auf; ein Pyra-

midenkolof, das aus SpezialVereinsQuadern sich systematisch bis zum GeneralQuader auf der Spitze, mit Namen Berlin, erhebt; für den Märkischen Sand fast nicht tragbar.

Das alte Gefühl macht sich geltend: Das ist zu breit, zu hoch und zu schwer!

Die Frage: wo will das hinaus?, ist klar durch die Sache selbst beantwortet.

Aber die Frage: wo soll das herkommen? ist gleichsam der Namensruf, der den Nachtwandler umwirft.

Hic haeret aqua!

Das Ganze erscheint wie das ägyptische Labyrinth, ein unendlicher Bau, ein Haus, wie eine Stadt — aber todtenstill ohne Bewohner!

Wer will in diese Läger Heere sammeln!

Ergo: Man bewundert die Größe; man schaut hinauf zu den Spitzen, hinunter die Terrassen, wo Alles schweigt; und dann — denkt man an sein enges heimisches Stübchen, wo Leben und Gegenwart webt und wirkt!

Cartesius selbst, der Baumeister, fühlt, was Alle fühlen.

„Zuviel und zu wing
„Ist immer en Ding!“²³⁷

Die Sitzung wird aufgehoben und es wird gedeckt.

Das Theater verwandelt tief.

Heute werden zu Ehren des Belagerungszustandes keine Toaste ausgebracht u. der Becher bleibt im Schranke, und auf Ex. v. Wrangels Wunsch unterbleibt auch die bisher übliche „Illumination“.

Man ißt stärker, als man trinkt. Es wird sehr viel u. gut, aber sehr leise gesprochen; und man geht gegen 11 Uhr, wie die Funken auf einem Fidibus, stillknisternd, aus einander.

Gesammelt wurde Nichts.²³⁸

Das Protokoll hält die Hilflosigkeit, mit der man der neuen Situation gegenübersteht, deutlich fest; allerdings eher implizit. Denn die Klimax der Ratlosigkeit steht noch bevor: die letzte Sitzung dieses denkwürdigen Jahres 1848, die an dessen letztem Tage stattfindet und an der teilzunehmen Merckel „durch Unpäßlichkeit“²³⁹ verhindert ist. Deswegen protokolliert Werner Hahn <Cartesius>:²⁴⁰

4te Sitzung des Sonntagsvereins

Sonntag den 31. December 1848.

Tunnel vom 31. December kommen — Gott sei Dank — nur selten vor. Der Sekretair fehlte; die Tunnelglieder sparsam vorhanden. Nach langem Zögern setzte sich das Vicehaupt; ihm folgten die Anwesenden. Sonst der heitere Anknüpfungspunkt, das Protokoll fehlte. Der Verein fühlte sich außer Ordnung u. Gesetz. Nur in diesem Augenblick konnte Leisewitz, das Haupt, fragen: ob der Tunnel die Wahlanglegenheit zu den bevorstehenden Kammern betreiben wolle? Der Tunnel war in seiner ganzen Rechtswürde verletzt; er vermifste die Beaufsichtigung durch eine Polizei- oder Magistratsperson. Leisewitz fragte weiter: ob überhaupt getagt werden sollte oder nicht? Man tagte schon lange u. fragte erst, ob getagt werden sollte? So weit war es mit dem Tunnel gekommen: es war der letzte Dezember des Jahres 48, welches, wie man erzählt, alle Gemüther verwirrt hat. Leisewitz wollte die Sitzung nicht fallen lassen: er riß ein Thema nach dem andern vom Zaun; fragte, warum man bloß lyrische Gedichte in den Sonntagsverein brächte. Bürger versprach einen historischen Roman ohne dergleichen Intermezzi. Das genügte nicht. Leisewitz wollte durchaus Kritik. Man warf ihm die Frage zurück, er mußte sie beschämt einstecken.

So war auch dieser Punkt erledigt.

Cocceji erschien; aber kein Spahn (!) mit ihm. Darauf Tiedge; u Tiedge hatte Spähne; ihrer drei. Er las.

[...]²⁴¹

Wenn auch die Ratlosigkeit, die dieses Protokoll belegt, groß ist, es wird — wie Berbig im einzelnen gezeigt hat —²⁴² weitergehen; u. a. auch deswegen, weil die „neuen Kräfte“, nach denen immer wieder gerufen worden war, sich inzwischen — fast unbemerkt — eingestellt haben: In der 2. Sitzung vom 10. Dezember 1848 waren zwei „Runen“ erschienen: George Hesekei und Paul Heyse,²⁴³ zwei Namen, die für zwei unterschiedliche Richtungen stehen, die preußisch-deutsche Literaten im Jahrzehnt nach der 48er Revolution einschlagen und die die „neue, um 1850 beginnende Periode des Vereins“²⁴⁴ mit prägen werden.

Anmerkungen

- 1 General-Bericht über das XX. Tunneljahr 1846/47. In: Pb 1847/48 / 21. Jg. / 4. Dezember 1847. — Dieses Zitat ist — wie alle folgenden Daten und Zitate, soweit sie sich auf die „Tunnel“-Protokolle der Jahre 1847 und 1848 beziehen — entnommen dem [unpaginierten] Protokollbuch [Pb], das sich im „Tunnel-Schrank“ in der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität, Berlin/DDR, befindet. Ich danke der Universitätsbibliothek, insbesondere deren verantwortlicher Mitarbeiterin, Frau Dr. Christa Schwarz, für die freundliche Genehmigung zur Veröffentlichung und den Herren Prof. Dr. Peter Wruck und vor allem Dr. Roland Berbig für kollegiale Hilfe bei der Erschließung des Materials.
- 2 In spitzen Klammern stehen die „Tunnel“-Namen der Mitglieder.
- 3 Vgl. Theodor Fontane: Autobiographische Schriften. Hg. v. Gotthard Erler, Peter Goldammer u. Joachim Krueger. Bd. III/1: Christian Friedrich Scherenberg. Tunnel-Protokolle und Jahresberichte. Autobiographische Aufzeichnungen und Dokumente. Bearbeiter des Bandes: Joachim Krueger. — Berlin/DDR u. Weimar: Aufbau-Verlag 1982 [künftig zitiert: AFA, Bd. III/1], S. 191.
- 4 Vgl. „General-Bericht“ über das XX. Tunneljahr.
- 5 Nach § 11 der Statuten von 1835 wurden die „künstlerischen Produktionen der Mitglieder“ in „ironischer Bescheidenheit“ ‚Späne‘ genannt (vgl. Joachim Krueger: Sitzungsprotokolle und Jahresberichte des Tunnels über der Spree. In: Theodor Fontane: Autobiographische Schriften (s. Anm. 3), Bd. III/2: Anmerkungen zu Band III/1. Bearbeiter des Bandes: Gotthard Erler, Peter Goldammer, Joachim Krueger. — Berlin/DDR u. Weimar: Aufbau-Verlag 1982 [künftig zitiert: AFA, Bd. III/2], S. 59–94, hier: 62.
- 6 Vgl. ebd. / „Makulatur“ hier in ironischer Umkehrung verwendet.
- 7 Pb 1847/48 / 21. Jg. / 4. Dezember 1847.
- 8 Pb 1847/48 / 21. Jg. / 12. Dezember 1847.
- 9 Ebd.
- 10 Ebd.
- 11 Eine Marginalie zur Fontane-Forschung: An der 7. Sitzung vom 16. Januar 1848 nimmt Fontane lt. Protokoll nicht teil. Das ist kein Wunder, trifft doch an die-

sem Sonntag Wilhelm Wolfsohn in Berlin ein (vgl. Hermann Fricke: Theodor Fontane. Chronik seines Lebens. — Berlin/W. 1960, S. 17; Theodor Fontanes Briefwechsel mit Wilhelm Wolfsohn. Hg. v. Christa Schultze. — Berlin/DDR u. Weimar 1988, S. 214). Dieser hatte Fontane offenbar gebeten, ihn zu beherbergen; das muß Fontane ablehnen, bewohnt er doch „eine Schandkneipe, einen Hundestall, eine Räuberhöhle mit noch zwei andern deutschen Jünglingen“ und hat „keine freie Verfügung über diese Schlafstelle, die viel vor Erfindung dessen, was man Geschmack, Eleganz und Komfort heißt, vermutlich von einem Vandalen erbaut wurde“ (Fontane am 10. 1. 1848 an Wolfsohn, ebd., S. 77 f.). Fontane wird wohl deswegen nicht an der „Tunnel“-Sitzung teilnehmen, weil er wahrmacht, was er Wolfsohn versprochen: „Ich erwarte Dich dann am Bahnhofe, führe Dich zu meiner Braut, wo Du Tee und überhaupt alles, was zur Leibes Nahrung und Notdurft nötig ist, nebst freundlichen Gesichtern vorfinden sollst“ (ebd., S. 78).

12 Vgl. Theodor Schieder: Vom Deutschen Bund zum Deutschen Reich 1815–1871. — München 1975 u. ö. (Gebhardt: Handbuch der deutschen Geschichte. Neunte, neu bearb. Aufl. Hg. v. Herbert Grundmann, Bd. 15 [dtv WR 4215]), S. 83.

13 Ebd., S. 83.

14 Pb 1847/48 / 21. Jg. / 12. März 1848.

15 Zum Ausdruck vgl. unten, Anm. 33.

16 Adolf Wolff: Berliner Revolutions-Chronik. Darstellung der Berliner Bewegungen im Jahre 1848 nach politischen, socialen und literarischen Beziehungen, Bd. 1. — Berlin 1851 [Reprint: Vaduz/Lichtenstein 1979], S. 61 f.

17 Schieder (s. Anm. 12), S. 83.

18 Vgl. Wolff, Bd. 1 (s. Anm. 16), S. 124 ff.

19 Ebd., S. 126.

20 Theodor Fontane: Autobiographische Schriften (s. Anm. 3), Bd. II: Von Zwanzig bis Dreißig. Bearbeiter des Bandes: Peter Goldammer. — Berlin/DDR u. Weimar: Aufbau-Verlag 1982 [künftig zitiert: AFA, Bd. II], S. 347 f. — Fontanes Schilderung der Situation zeigt deutliche Parallelen zum Wortlaut bei Wolff: „die [...] Volksmasse [...] zerstob in ihre Quartiere“.

21 Ich übergehe an dieser Stelle erst einmal Fontanes Schilderung seiner eigenen Aktivitäten an diesem Tage. Denn seine autobiographische Schrift „Von Zwanzig bis Dreißig“ (s. Anm. 20) gehört nicht in den Kontext des Jahres 1848, sondern in die ganz andere Situation, so wie sie sich Fontane ein halbes Jahrhundert später darstellt.

Schon früh hat man gesehen, daß bei der Abfassung der Schrift „Von Zwanzig bis Dreißig“ Fontanes „bemerkenswert treues Gedächtnis doch in manchen Fällen versagt hat“ (Hermann Michel: Nachwort. In: Theodor Fontane: Die Berliner März Tage 1848. Mit Einl., Nachw. u. erläuterndem Reg. v. H. M. — Leipzig [1915] [Deutsche Revolution. Eine Slg. zeitgemäßer Schriften. Hg. v. H. H. Houben u. E. Menke-Glückert VIII], S. 56–65, hier: 56). Deswegen gilt diese Autobiographie generell als „besondere Irrtumsquelle“, die „teilweise ein verzeichnetes Bild“ bietet (Charlotte Jolles: Fontane und die Politik. Ein Beitrag zur Wesensbestimmung Theodor Fontanes. Textredaktion u. Nachw. v. Gotthard Erler. Mit 20 Abb. — Berlin/DDR u. Weimar 1983 [E: 1936/37], S. 19); sie kann deswegen „nicht ungeprüft als Quelle für die Biographie des Dichters genommen werden“ (Peter

- Goldammer: Einleitung. In: Theodor Fontane: Autobiographische Schriften [s. Anm. 3], Bd. I: Meine Kinderjahre. Bearbeiter des Bandes: Gotthard Erler, ebd. 1982 [künftig zitiert: AFA, Bd. I], S. XX).
- Als zeitgenössisches „Kontrollmaterial“ (Michel, S. 56) gilt zum einen Fontanes Dramenfragment „Karl Stuart“ (vgl. ebd., S. 62; Theodor Fontane und Bernhard von Lepel. Ein Freundschafts-Briefwechsel. Hg. v. Julius Petersen. Bd. 1. Mit fünf Tafeln. — München 1940, S. 128 ff.), zum andern eben der Briefwechsel mit von Lepel: „Depuis que la correspondance de Théodore [!] Fontane avec son ami Bernard [!] de Lepel a été publiée, il est apparu que le romancier, dans le récit qu'il a fait de ses actes et de ses pensées en 1848, n'avait pas tenu compte de tous ses souvenirs“ (Pierre Grappin: Théodore Fontane et la révolution de 1848. In: Études Germaniques 13 [1958], S. 18–31, hier: 18). Insbesondere Fontanes Schilderung seiner aktiven Beteiligung an den Märzereignissen gilt als „aus der Rückschau [...] beschönigt“ (Jürgen Kolbe. In: Theodor Fontane: Aufsätze und Aufzeichnungen. Politische Korrespondenzen. Aufsätze und Berichte aus England. Hg. v. J. K. — Frankfurt a. M., Berlin, Wien 1979 [Th. F.: Werke u. Schriften. Für die Taschenbuchedition [der Hanser-Ausgabe der „Sämtlichen Werke“] eingerichtet v. Andreas Catsch u. Helmuth Nürnberger, Bd. 27 [Ullstein Buch 4534]; künftig zitiert: UFA, Bd. 27, S. 209).
- Der Sachverhalt selbst ließ sich schon früher ‚zugeben‘, wenn man nur die ‚richtige‘ ideologische Position einnahm, also Fontanes Verhalten z. B. ins Quasi-Pathologische verschieben konnte: „Fontane hatte einen, wie wir wissen, ins rein demokratische gehenden Rückfall, was seine anders denkenden Freunde wie v. Lepel mit großer Geduld ertrugen“ (Fritz Behrend: Geschichte des Tunnels über der Spree, o. O. 1938, S. 32).
- 22 Vgl. Wolff, Bd. 1 (s. Anm. 16), S. 201 ff.; K. A. Varnhagen von Ense: Tagebücher, Bd. 5, Leipzig 1862, S. 183.
- 23 Vgl. AFA, Bd. II, S. 367 f.
- 24 Pb 1847/48 / 21. Jg. / 19. März 1848.
- 25 Adolf Streckfuß: 500 Jahre Berliner Geschichte. Vom Fischerdorf zur Weltstadt. Geschichte u. Sage. 2. Aufl., Bd. 2. — Berlin o. J., S. 1007, Anm.
- 26 Bereits in einem Augenzeugenbericht ist die Rede von einer „Scene, welche an tragischem Pathos Alles überbietet, was jemals in Trauerspielen der antiken und romantischen Kunst an den erschütterten Gemüthern vorüber gezogen ist“ (zit. bei Wolff, Bd. 1 [s. Anm. 16], S. 249).
- 27 Schieder (s. Anm. 12), S. 84. — Die Zeitgenossen betonen ein Detail, das ihnen wichtig ist: „Der Ruf: ‚Hut ab!‘ erschallte. Der König zuckte beleidigt zusammen, aber er zollte den Todten seine Achtung, indem er das Haupt entblößte.“ (Streckfuß [s. Anm. 25], S. 1007; vgl. Wolff, Bd. 1 [s. Anm. 16], S. 249.) Nach einem anderen Bericht lautete der Ruf: „Mütze ab!“ (Karl Ludwig von Prittwitz: Berlin 1848. Das Erinnerungswerk des Generalleutnants Karl Ludwig von Prittwitz und andere Quellen zur Berliner Märzrevolution und zur Geschichte Preußens um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Bearb. u. eingel. v. Gerd Heinrich. — Berlin/W. 1985 [Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin, Bd. 60. Quellenwerke, Bd. 7], S. 330). — Vgl. Varnhagen (s. Anm. 22), S. 208, 246, 350.
- 28 Der Streit darüber, welche der beiden Farben öffentlich gezeigt werden soll, ist dann in den nächsten Monaten in Berlin Teil der öffentlichen politischen Aus-

- einandersetzung (vgl. z. B. unten, Anm. 46, und Varnhagen [s. Anm. 22], S. 142, 144, 146, 148, 150 f.
- 29 AFA, Bd. II, S. 370 (Von Zwanzig bis Dreißig); vgl. Wolff, Bd. 1 (s. Anm. 16), S. 293 ff.; Schieder (s. Anm. 12), S. 84.
- 30 Friedrich Wilhelm IV. lt. Vossische Zeitung; zit. nach Wolff, Bd. 1 (s. Anm. 16), S. 424.
- 31 Ebd., S. 425.
- 32 Pb 1847/48 / 21. Jg. / 26. März 1848.
- 33 Varnhagen (s. Anm. 22) verwendet den Ausdruck ‚altpreußisch‘ im Sinne von ‚reaktionär‘, z. B. am 22. 7. 1848 in Zusammenhang mit Potsdam und dem Königshaus (vgl. S. 126).
- 34 Varnhagen (s. Anm. 22) notiert unter dem 17. 6. 1848, wie „der König nur dem Zwange nachgegeben hat“ (S. 73).
- 35 Friedrich Wilhelm IV. lt. Vossische Zeitung; zit. nach Wolff, Bd. 1 (s. Anm. 16), S. 424. — Über die Reaktion der Offiziere auf diese Worte wird Unterschiedliches berichtet (vgl. ebd., S. 425).
- 36 Vgl. Wulf Wülfing: Schlagworte des Jungen Deutschland. Mit einer Einführung in die Schlagwortforschung. — Berlin/W. 1982 (Philologische Studien u. Quellen, H. 106), S. 133 ff.
- 37 Vgl. Schieder (s. Anm. 12), S. 84 f.
- 38 Pb 1847/48 / 21. Jg. / 2. April 1848.
- 39 Vgl. Wolff, Bd. 1 (s. Anm. 16), S. IX ff. — In der preußischen Nationalversammlung gehen 1848/49 über 13 500 Petitionen ein (vgl. Dieter Langewiesche: Die Anfänge der deutschen Parteien. Partei, Fraktion und Verein in der Revolution von 1848/49. In: Geschichte und Gesellschaft 4 [1978], S. 324–361, hier: 347). Von der „Lüge des Adressenwesens“ schreibt Varnhagen (s. Anm. 22) unter dem 19. 12. 1848, also zu einer Zeit, da die Reaktion wieder an Boden gewinnt: „Die Leute unterschreiben das Gegentheil dessen, was sie denken, sobald eine Körperschaft, eine Behörde, ein Kollegium im Spiel ist“ (S. 349 f.).
- 40 Pb 1847/48 / 21. Jg. / 9. April 1848.
- 41 Vgl. Zur Geschichte des Literarischen Sonntags-Vereins (Tunnel ueber der Spree) in Berlin. 1827 bis 1877, S. 12.
- 42 Pb 1847/48 / 21. Jg. / 9. April 1848.
- 43 Vgl. Roland Berbig: „... wie zum Dilettantismus prädestiniert“. Theodor Fontane und Friedrich Eggers. Neues und wenig bekanntes Material. In: Fontane-Blätter, H. 49 (1990), S. 12–23.
- 44 Pb 1847/48 / 21. Jg. / 16. April 1848.
- 45 Der erste Satz lautet bekanntlich: „Ein Gespenst geht um in Europa — das Gespenst des Kommunismus.“ (Karl Marx / Friedrich Engels: Werke, Bd. 4. — Berlin/DDR 1959 u. ö., S. 461). Das „Manifest der Kommunistischen Partei“ erschien zuerst im Februar 1848 in London (vgl. Faksimile, ebd., vor S. 461) in einer 23 Seiten umfassenden Ausgabe (vgl. ebd., S. 648) und wurde dort von März bis Juli in der „Deutschen Londoner Zeitung“ abgedruckt (vgl. ebd.).

- 46 Der Sinn dieser Formulierung bleibt dunkel: Rechnet man vom 23. April vier Wochen zurück, kommt man auf den 26. März. Am Nachmittag dieses Sonntags hatte vor dem Schönhauser Tor die größte Volksversammlung stattgefunden, „die Berlin bisher gesehen hatte. Etwa 20,000 Menschen [...] standen um eine große Pappel, von welcher eine schwarz-roth-goldene Fahne wehte und an der eine Art Tribüne aus übereinander gestellten Tischen errichtet war“ (Berliner Zeitungshalle; zit. nach Wolff, Bd. 1 [s. Anm. 16], S. 435). Merckels Text könnte sich aber auch auf das beziehen, was am Vormittag dieses 26. März in Berlin geschehen war: Am 23. hatte der Magistrat die Kirchen aufgefordert, am Vormittag des 26. „einen Trauergottesdienst zum Andenken an die in den Tagen des großen Kampfes Gefallenen“ zu veranstalten (Bekanntmachung des Magistrats; zit. ebd., S. 434). „Zu diesem ‚Trauergottesdienst‘ am 26sten waren die Kirchen (deren Dienst am Sonntage vorher völlig gestockt hatte, während ihre inneren Räume die Leichen der bürgerlichen Gefallenen aufgenommen), ‚bis zum Drücken erfüllt‘“ (Vossische Zeitung; zit. ebd.). Sollte sich Merckels Text auf dieses Ereignis beziehen, müßte die Formulierung als ironisch-zynisch bezeichnet werden.
- 47 Die gerade auch im „Tunnel“ beliebte rhetorische Figur der Paronomasie wird auch in „prekärer Lage“ gepflegt („saß“ — „Sitzung“).
- 48 Pb 1847/48 / 21. Jg. / 23. April 1848.
- 49 Vgl. Fontane, AFA, Bd. II, S. 374 (Von Zwanzig bis Dreißig).
- 50 Pb 1847/48 / 21. Jg. / 30. April 1848.
- 51 Varnhagen (s. Anm. 22), S. 1.
- 52 Vgl. Fontane, AFA, Bd. II, S. 375 ff. (Von Zwanzig bis Dreißig).
- 53 Ebd., S. 375.
- 54 Ebd., S. 376.
- 55 Vgl. Varnhagen (s. Anm. 22), S. 9 f.
- 56 Pb 1847/48 / 21. Jg. / 7. May 1848.
- 57 Pb 1847/48 / 21. Jg. / 14. May 1848.
- 58 Wolff (s. Anm. 16), Bd. 2, Berlin 1852 [Reprint: Vaduz/Liechtenstein 1979], S. 516.
- 59 Wolff, Bd. 1 (s. Anm. 16), S. 197.
- 60 Ebd., S. 278.
- 61 Ebd., S. 283 f.
- 62 Ebd., S. 340.
- 63 Wolff, Bd. 2 (s. Anm. 58), S. 492 f.
- 64 Vgl. ebd., S. 493 ff.
- 65 Vgl. ebd., S. 498.
- 66 Fontane am 12. 10. 1848 an von Lepel: „Die Zurückberufung des Prinzen v. Preußen. Leute des alten Regime haben mir's eingestanden, etwas dummeres, plumperes und perfideres als die Art dieser Zurückberufung existire nicht“ (Theodor Fontane: Briefe. Erster Band 1833—1860. Mit einem Essay von Helmuth Nürnberger. Hg. v. Otto Drude u. H. N. Für die Taschenbuchausg. durchges. v. H. N. u. Michael Stitz. — Frankfurt a. M., Berlin 1987 [UFA, Bd. 51], S. 48 f.).

- 67 Wolff, Bd. 2 (s. Anm. 58), S. 508. — Am 17. 5. wird in der Versammlung der Majore und Hauptleute der Bürgerwehr ein Antrag eingebracht, Hayn wegen des Plakats aus der Bürgerwehr auszustoßen; man geht jedoch „von dem Antrage zur Tagesordnung über“ (ebd., S. 547).
- 68 Vgl. AFA, Bd. III/2, S. 215.
- 69 Varnhagen (s. Anm. 22), S. 40.
- 70 Ebd., S. 54.
- 71 „Immer lauter und zahlreicher werden die Stimmen für den Prinzen von Preußen, das heißt die Stimmen der Reaktion“ (Varnhagen [s. Anm. 22], S. 7, unter dem 5. 5. 1848). — Varnhagen verwendet den Terminus ‚Reaktion‘ (vgl. Wülfing: Schlagworte [s. Anm. 36], S. 76–85) durchgängig (z. B. S. 23, 95, 98, 106, 110, 117 f., 132, 156, 160, 166, 176 ff., insbesondere in Zusammenhang mit Potsdam: S. 83 f.).
- 72 Varnhagen (s. Anm. 22), S. 24; vgl. auch S. 13–27, 39–41, 45, 53–55 usw.
- 73 Pb 1847/48 / 21. Jg. / 21. May 1848.
- 74 Ernst Kohler: Fontane im „Tunnel über der Spree“. In: Brandenburgische Jbb. 9 (1938), S. 23–34, hier: 29.
- 75 Pb 1847/48 / 21. Jg. / 28. May 1848.
- 76 Pb 1847/48 / 21. Jg. / 4. Juny 1848.
- 77 Vossische Zeitung; zit. nach Wolff (s. Anm. 16), Bd. 3, Berlin 1854 [Reprint: Vaduz/Liechtenstein 1979], S. 129.
- 78 Ebd., S. 120; vgl. Varnhagen (s. Anm. 22), S. 54.
- 79 Wolff, Bd. 3 (s. Anm. 77), S. 120 f.
- 80 Ebd., S. 109; vgl. Streckfuß (s. Anm. 25), S. 1085; Varnhagen (s. Anm. 22), S. 52, 56 („mit Recht wird er verworfen“).
- 81 Wolff, Bd. 3 (s. Anm. 77), S. 126.
- 82 Ebd., S. 127; vgl. Streckfuß (s. Anm. 25), S. 1086; Varnhagen (s. Anm. 22), S. 55.
- 83 Pb 1847/48 / 21. Jg. / 11. Juni 1848.
- 84 Vgl. Wolff, Bd. 3 (s. Anm. 77), S. 265 ff.; Varnhagen (s. Anm. 22), S. 67–69.
- 85 Vgl. Wolff, Bd. 3 (s. Anm. 77), S. 343 ff.; Streckfuß (s. Anm. 25), S. 1105; Varnhagen (s. Anm. 22), S. 71.
- 86 Varnhagen (s. Anm. 28), S. 76.
- 87 Interessant ist, wann von Merckel Dialekt benutzt: Offenbar immer dann, wenn er protokollieren muß, was er mißbilligt.
- 88 Vgl. ebd.
- 89 Pb 1847/48 / 21. Jg. / 18. Juni 1848.
- 90 Zur Paronomasie (hier: „sofort“ — „fort“) vgl. Anm. 47.
- 91 Vgl. Wulf Wülfing: Stil und Zensur. Zur jungdeutschen Rhetorik als einem Versuch von Diskursintegration. In: Das Junge Deutschland. Kolloquium zum 150. Jahrestag des Verbots vom 10. Dezember 1835. Hg. v. Joseph A. Kruse / Bernd Kortländer. — Hamburg 1987 (Heine-Studien), S. 193–217, hier: 193, 203.

- 92 Varnhagen (s. Anm. 22) notiert unter dem 25. 7. 1848, in Magdeburg habe die „Reaktion“ eine „offne Vertretung“ und dort „unter dem Vorsitze des berüchtigten Präsidenten von Gerlach eine große Versammlung gehalten, durch die zwar nichts bewirkt worden, die aber ein sprechendes Zeichen bleibt, wie wenig die Revolution gilt; dergleichen müßte gar nicht gewagt werden!“ (S. 132; vgl. 211, 246, 248, 276, 312, 325).
- 93 Vgl. Hellmut Diwald: Einleitung. In: Von der Revolution zum Norddeutschen Bund. Politik u. Ideengut der preußischen Hochkonservativen 1848–1866. Aus d. Nachlaß v. Ernst Ludwig von Gerlach. Hg. u. eingel. v. H. D. Erster Tl.: Tagebuch 1848–1866. — Göttingen 1970 (Deutsche Geschichtsquellen des 19. u. 20. Jahrhunderts, Bd. 46/I), S. 47.
- 94 Vgl. Wolff, Bd. 3 (s. Anm. 77), S. 526 f.; Schieder (s. Anm. 12), S. 85.
- 95 Artikel zum 75. Jubiläum: In: NPZ, Nr. 274 (16. 6. 1923). Zit. nach: Luise Berg-Ehlers: Fontane und der Konservatismus. Überlegungen zu Spezifika der Fontane-Rezeption der konservativen Presse am Beispiel der „Neuen Preußischen (Kreuz-)Zeitung“. In: Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit. Beiträge zur Fontane-Konferenz vom 17. bis 20. Juni 1986 in Potsdam. Mit einem Vorw. v. Otfried Keiler. — Berlin/DDR 1987 (Beiträge aus der Deutschen Staatsbibliothek 6), S. 189.
- 96 Vgl. Ernst Ludwig von Gerlachs Tagebuchnotiz vom 13. 10. 1849. In: Von der Revolution zum Norddeutschen Bund (s. Anm. 93), S. 223.
- 97 Vgl. AFA, Bd. II, S. 258 ff. (Von Zwanzig bis Dreißig).
- 98 Vgl. Streckfuß (s. Anm. 25), S. 1123; Schieder (s. Anm. 12), S. 85; Varnhagen (s. Anm. 22), S. 166.
- 99 W[ilhelm] von Merckel: Zwanzig Gedichte. — Berlin: Verlag von Alexander Duncker. Königl. Hofbuchhändler 1850 [Druck: Gustav Schade, Berlin, Oranienburger Str. 27], S. 58–60.
- 100 Gotthard Erler: Einleitung. In: Die Fontanes und die Merckels. Ein Familienbriefwechsel 1850–1870. Hg. v. G. E., Bd. 1: 30. Juli 1850 — 15. März 1858. — Berlin/DDR u. Weimar 1987, S. VIII.
- 101 Vgl. Geflügelte Worte. Der Zitatenschatz des deutschen Volkes gesammelt und erläutert von Georg Büchmann fortges. v. Walter Robert-Tornow u. a. 36. Aufl. Bearb. v. Winfried Hofmann. — Frankfurt a. M. u. Berlin 1987, S. 163.
- 102 Vgl. AFA, Bd. III/1, S. 49 (Scherenberg).
- 103 Ebd., S. 51; vgl. AFA, Bd. III/2, S. 43.
- 104 AFA, Bd. III/1, S. 51.
- 105 Louis Schneider <Campe> am 23. 10. 1848 von Potsdam aus an Christian Friedrich Scherenberg <Cook> (abgedruckt ebd., S. 52).
- 106 Ebd.
- 107 Ebd.
- 108 Abgedruckt ebd., S. 55.
- 109 Vgl. Wolff, Bd. 1 (s. Anm. 16), S. 273.
- 110 Ebd.

- 111 Berliner Zeitungshalle; zit. ebd., S. 383 f.
- 112 Berliner Zeitungshalle; zit. ebd., S. 384.
- 113 Ebd., S. 386 f.
- 114 Spenersche Zeitung; zit. ebd., S. 389.
- 115 Rheinischer Beobachter; zit. nach Wolff, Bd. 2 (s. Anm. 58), S. 33.
- 116 Janus; zit. ebd., S. 34.
- 117 Ebd., S. 9.
- 118 Vgl. Wolff, Bd. 3 (s. Anm. 77), S. 530 ff.; Streckfuß (s. Anm. 25), S. 1110.
- 119 Vgl. Michel: Nachwort (s. Anm. 21), S. 61; Jolles: Fontane und die Politik (s. Anm. 21), S. 51; dies.: Zu Fontanes literarischer Entwicklung. Bibliographische Übersicht über seine Beiträge in Zeitschriften, Almanachen, Kalendern und Zeitungen 1839—1858/59. In: JDSG 4 (1960), S. 400—424, hier: 415; Christa Schultze: Theodor Fontane und K. A. Varnhagen von Ense im Jahre 1848 (mit einem Brief Varnhagens an Fontane vom 11. Februar 1852). In: Fontane Bll. 1 (1967) H. 4, S. 139—153, hier: 140. Zum Organisationsgrad der „demokratischen Vereine“ und zur Kompetenz des „Zentralausschusses“ vgl. Werner Boldt: Die Anfänge des deutschen Parteiwesens. Fraktionen, politische Vereine und Parteien in der deutschen Revolution 1848. — Paderborn 1971 (Sammlung Schönigh zur Geschichte u. Gegenw.), S. 93.
- 120 Vgl. Varnhagen (s. Anm. 22), S. 18, 28, 46, 52 f., 66, 77, 86 f., 137, 140, 171, 184, 200, 237, 259, 330 f., 358.
- 121 Vgl. ebd., S. 61 („Die Thorheit der Regierung, darüber sind wir einig, treibt alles zum Aeußersten!“).
- 122 „Ein kleiner, trefflich geschriebener Aufsatz in der ‚Zeitungshalle‘ hier, von Th. Fontane unterschrieben, sagt gradezu, Preußen stirbt, und muß sterben, es soll seinen Tod sogar eigenhändig vollziehen! Dies hat mich sehr ergriffen. Es ist viel Wahres darin. Und ich schreibe für einen Verurtheilten, Sterbenden, Todten! Es ist entsetzlich! —“ (Varnhagen [s. Anm. 22], S. 178. — Vgl. UFA, Bd. 27, S. 212).
- 123 Ebd., S. 9.
- 124 Ebd., S. 10 f. — Immer wieder bekundet Fontane, daß für ihn die Rede von der ‚Unreife‘ eines Volkes eine „Phrase“ ist: Das „geizige Zurückhalten“ der „Freiheit“, die z. B. mit der zuletzt 1815 von Friedrich Wilhelm III. angekündigten Verfassung versprochen worden sei, könne man nicht „mit der Phrase [...] entschuldigen: ‚das Volk war noch nicht reif‘; ich aber erwiedere darauf: ‚ein gutes und gesittetes Volk ist immer reif für die Freiheit.‘ Wir haben jetzt eine constitutionelle Monarchie, und — mag man über unsre Zustände denken wie man will — kein Mensch wird behaupten, wir wären nicht reif dafür, oder unsre Unreife wäre der Quell aller Wehen dieser Zeit“ (Am 12. 10. 1848 an von Lepel [UFA, Bd. 51, S. 44—50, hier: 46]).
- Wenn Fontane in diesen Monaten — etwa in seinen Zeitungsartikeln oder eben den Briefen an von Lepel — von ‚Freiheit‘ spricht, erinnert das in Argumentation und Wortwahl auffällig an jenen Ludwig Börne (vgl. Wülfig: Schlagworte [s. Anm. 36], S. 237—242), den die „Eisenbahn“ zu Beginn des Jahrzehnts favorisiert (vgl. Wulf Wülfig: Fontane und die ‚Eisenbahn‘. Zu Fontanes ‚literarischen Beziehungen‘ im vormärzlichen Leipzig. In: Theodor Fontane im literarischen Le-

- ben seiner Zeit [s. Anm. 95], S. 40–66, hier 48 ff.). So interpretiert Fontane z. B. die Freiheit als ein „Darlehn“, daß die Völker den Königen gegeben haben und nun von diesen zurückfordern (UFA, Bd. 27, S. 211), ganz wie Börne (vgl. Wülfing: Schlagworte, S. 240).
- 125 Streckfuß (s. Anm. 25), S. 1131.
- 126 Vgl. ebd., S. 1131 ff. — Fontane am 24. 9. 1848 an von Lepel: „soll ich Dir die Frechheit noch erst beweisen, die darin liegt, nach einem Siege der Linken, ihr die Helden der Märztage als Minister aufzudrängen“ (UFA, Bd. 51, S. 44). Am 12. 10. 1848 spricht Fontane gegenüber Lepel von der „Bildung des in allen seinen Elementen als *volkfeindlich* bezeichneten Ministeriums Pfuel“ (ebd., S. 49). — Dergleichen Töne finden sich bei Varnhagen (s. Anm. 22) nicht, wird er doch von Pfuel am 18. 9. gefragt, ob er „nicht Lust hätte, ein Ministerium zu übernehmen“ (S. 197; vgl. 199–202, 220 f., 224 f., 242 ff.).
- 127 UFA, Bd. 51, S. 42.
- 128 Vgl. Varnhagen (s. Anm. 22), S. 205; vgl. 339, 363.
- 129 Varnhagen (ebd., S. 246) verwendet den Ausdruck am 23. 10. 1848.
- 130 UFA, Bd. 51, S. 42.
- 131 „Nun würde mir, glaub ich, auf solch Ansinnen hin [sc. ein Gewehr zu verleihen], jeder andere Königstreue die Freundschaft gekündigt haben, es entsprach aber ganz Lepels Wesen, daß ihm meine provozierende Tollheit nur spaßhaft vorkam — und wenn er vielleicht doch noch geschwankt hätte, so würde mich das von mir gebrauchte Wort ‚Muskedonner‘ unter allen Umständen gerettet haben. Solchem grotesken Ausdruck konnte er nicht widerstehen“ (AFA, Bd. II, S. 287 Anm.).
- 132 UFA, Bd. 51, S. 42. — Varnhagen (s. Anm. 22) notiert unter dem 21. 9. 1848: „aller Boden ist vulkanisch“ (S. 202); zur Boden-Symbolik vgl. ebd., S. 242, 336, 350, und — generell für den Umkreis der 48er Revolution — Axel Drews / Ute Gerhard: Der Boden, der nicht zu bewegen war. Ein zentrales Kollektivsymbol der bürgerlichen Revolution in Deutschland. In: Bewegung und Stillstand in Metaphern und Mythen. Fallstudien zum Verhältnis von elementarem Wissen und Literatur im 19. Jahrhundert. Hg. v. Jürgen Link / Wulf Wülfing. — Stuttgart 1984 (Sprache und Geschichte, Bd. 9), S. 142–148.
- 133 Vgl. Karlheinz Stierle: Der Maulwurf im Bildfeld, ebd., S. 121–141, hier: 125.
- 134 Otto Ladendorf: Historisches Schlagwörterbuch. Ein Versuch. — Straßburg u. Berlin 1906 [Reprint: Hildesheim 1968], S. 345.
- 135 Vgl. Alfred Opitz / Ernst-Ulrich Pinkert: Der alte Maulwurf. Die Verdammten dieser Erde. Geschichte einer revolutionären Symbolfigur, Berlin 1976; Stierle: Der Maulwurf im Bildfeld (s. Anm. 133).
- 136 Ladendorf (s. Anm. 132), S. 345. — Vgl. Varnhagen (s. Anm. 22), S. 362.
- 137 In der Armee werde „nicht *gewählt*, nur *offen* gehandelt u. Du kannst nicht läugnen, daß das *Wühlen*, dem Du so huldigst, schon an sich Geradheit ausschließt u. die Kunstgriffe niedriger Hinterlist voraussetzt“ (Theodor Fontane und Bernhard von Lepel [s. Anm. 21], S. 112). „Scheitere bei Deinem Republikanismus nicht an der Klippe den *gentleman* dran geben zu müssen. Rühme Dich nicht, ein *Wühler* zu sein“ (ebd., S. 114).

- 138 Ladendorf (s. Anm. 133), S. 346.
- 139 Ebd.
- 140 Vgl. Wülfing: Fontane und die ‚Eisenbahn‘ (s. Anm. 124), S. 40–66. — Eine andere Weise, den Spieß umzudrehen, praktiziert Varnhagen (s. Anm. 22), wenn er unter dem 1. 9. 1848 schreibt: „Die Polizei wirthschaftet, wühlt und wüthet ohne alles Maß“ (S. 178 f.; vgl. 214).
- 141 Theodor Fontane und Bernhard von Lepel (s. Anm. 21), S. 110.
- 142 Ebd., S. 113.
- 143 Ebd., S. 111.
- 144 Ebd., S. 114.
- 145 UFA, Bd. 51, S. 43.
- 146 „Du verläßt Deine alten Bekannten, weißt Jedem etwas nachzusagen (Hahn ist vom constitutionellen Club befriedigt u. Eggers kann seine meklenburgische Abkunft nicht verläugnen) während Du nur mit Solchen verkehrst, die die auf-rührerischen Ueberzeugungen immer *mehr* bei Dir nähren.“ (Theodor Fontane und Bernhard von Lepel [s. Anm. 21], S. 113.) — Zum politischen Profil des „con-stitutionellen Clubs“ vgl. Streckfuß (s. Anm. 25), S. 1031, und Varnhagen (s. Anm. 22) im August 1848: „Der konstitutionelle Klub ist mit den Ministern in Verbindung, ihr Vorstand fragt öfters an und erbietet sich zu Diensten, die Mi-nister wissen aber selten davon den rechten Gebrauch zu machen“ (S. 171). „Der konstitutionelle Klub ist für das Aufbruchgesetz und will es in einer Volksversamm-lung empfehlen! Der Klub ist im gänzlichen Verfall, wenig besucht, ohne hervor-ragende Talente. Die elende Verbindung mit dem Ministerium richtet die Leute zu Grunde. —“ (S. 172 f.; vgl. 132.)
- 147 UFA, Bd. 51, S. 44.
- 148 Am 12. Oktober 1848 bittet Fontane Lepel aus diesem Grund ein weiteres Mal „um Entschuldigung“ (UFA, Bd. 51, S. 45).
- 149 Vgl. Varnhagen (s. Anm. 22), S. 198 ff.
- 150 Streckfuß (s. Anm. 25), S. 1134.
- 151 Am 17. 9. 1848 an Lepel (UFA, Bd. 51, S. 41).
- 152 Vgl. AFA, Bd. II, S. 497.
- 153 UFA, Bd. 51, S. 45.
- 154 Ebd.
- 155 Ebd., S. 46.
- 156 UFA, Bd. 27, S. 12.
- 157 Langewiesche (s. Anm. 39), S. 358.
- 158 Wolff, Bd. 2 (s. Anm. 58), S. 338.
- 159 Oskar Negt / Alexander Kluge: Öffentlichkeit und Erfahrung. Zur Organisations-analyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit. — Frankfurt a. M. 1972 (edition suhrkamp 639), S. 17.
- 160 Wolff, Bd. 2 (s. Anm. 58), S. 338.

- 161 Ebd., S. 338 f.
- 162 Ebd., S. 339.
- 163 Ebd., S. 340.
- 164 Ebd., S. 344.
- 165 Ebd., S. 346.
- 166 Ebd., S. 340.
- 167 Ebd.
- 168 Ebd., S. 341.
- 169 Ebd., S. 340.
- 170 Ebd., S. 342.
- 171 Ebd.
- 172 Ebd.
- 173 Ebd., S. 351.
- 174 Vgl. ebd., S. 358 f.
- 175 Vgl. ebd., S. 357.
- 176 Ebd.
- 177 Ebd., S. 352.
- 178 Ebd.
- 179 Ebd., S. 356.
- 180 Ebd., S. 353.
- 181 Ebd., S. 341. — Die Bestrebungen des „Medicinisches Clubs“ werden von einer Wochenschrift, „Die medizinische Reform“, unterstützt, deren erste Ausgabe am 10. 7. 1848 erscheint (vgl. ebd., S. 342).
- 182 Ebd., S. 343.
- 183 Ebd.
- 184 Ebd., S. 344.
- 185 Vgl. ebd., S. 362 ff.
- 186 Vgl. Anm. 87.
- 187 Pb 1847—49 / 22. Okt. 1848.
- 188 Roland Berbig: Der „Tunnel über der Spree“. Ein literarischer Verein in seinem Öffentlichkeitsverhalten. In diesem Heft, S. 18—46.
- 189 Vgl. Wülfing: Schlagworte (s. Anm. 36), S. 201 f.
- 190 Vgl. ebd., S. 357.
- 191 Pb 1847—49 / 22. Okt. 1848.
- 192 Vgl. Berbig (s. Anm. 188).
- 193 Vgl. Anm. 159.

- 194 Pb
ge
- 195 Pb
- 196 Pb
- 197 Pb
- 198 Pb
- 199 Th
un
se
- 200 Vg
- 201 Eb
- 202 Vg
- 203 Eb
- 204 Eb
- 205 Eb
- 206 Eb
- 207 Eb
- 208 Eb
- 209 Pb
- 210 Ni
- 211 Pb
- 212 Ni
- 213 Vg
- 214 Al
- 215 Vg
- 216 Eb
- 217 Zi
- 218 Pb
- 219 Er
lin
An
- 220 So
An
- 221 Be
- 222 St
A.
- 223 Pb

- 194 Pb 1847—49 / 22. Okt. 1848. — Zum Institut des ‚Deliberations-Tunnels‘ vgl. Krueger: Sitzungsprotokolle (s. Anm. 5), S. 67.
- 195 Pb 1847—49 / 29. Okt. 1848.
- 196 Pb 1847—49 / 25. Okt. 1848.
- 197 Pb 1847—49 / 5. Nov. 1848.
- 198 Pb 1847—49 / 5. Nov. 1848.
- 199 Thomas Nipperdey: Verein als soziale Struktur in Deutschland im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert. Eine Fallstudie zur Modernisierung. In: Th. N.: Gesellschaft, Kultur, Theorie. — Göttingen 1976, S. 174—205, hier: 177.
- 200 Vgl. ebd., S. 177.
- 201 Ebd., S. 185.
- 202 Vgl. ebd., S. 184 f.
- 203 Ebd., S. 185.
- 204 Ebd., S. 177.
- 205 Ebd., S. 181.
- 206 Ebd., S. 192 f.
- 207 Ebd., S. 178.
- 208 Ebd.
- 209 Pb 1847—49 / 5. Nov. 1848.
- 210 Nipperdey (s. Anm. 199), S. 187.
- 211 Pb 1847—49 / 5. Nov. 1848.
- 212 Nipperdey (s. Anm. 199), S. 187.
- 213 Vgl. Krueger: Sitzungsprotokolle (s. Anm. 5), S. 63, 66.
- 214 AFA III/1, S. 37 (Scherenberg).
- 215 Vgl. ebd.
- 216 Ebd.
- 217 Zit. Nipperdey (s. Anm. 199), S. 443, Anm. 56.
- 218 Pb 1847—49 / 5. Nov. 1848.
- 219 Ernst Kohler: Die Balladendichtung im Berliner „Tunnel über der Spree“. — Berlin 1940 [Reprint: Nendeln/Liechtenstein 1969] (Germanische Studien 223), S. 18, Anm. 27.
- 220 So auch von Lepel am 20. November 1848 an Fontane (vgl. das Zitat, auf das Anm. 225 verweist).
- 221 Behrend (s. Anm. 21), S. 10.
- 222 Statuten des Sonntags-Vereins zu Berlin. Als Manuscript gedruckt. — Berlin: A. W. Hayn (1835), S. 8.
- 223 Pb 1847—49 / 5. Nov. 1848.

- 224 Ebd.
- 225 Theodor Fontane und Bernhard von Lepel (s. Anm. 21), S. 137.
- 226 Ebd., S. 143. — Merckels „Tunnel“-Protokoll der Sitzung vom 19. 11. 1848, auf die sich von Lepel bezieht, bedient sich hinsichtlich des Hahnschen Entwurfs jener Hyperbolik, die zwar einerseits vom traditionellen ‚Witz‘-Stil des Sonntagsvereins gedeckt wird, andererseits aber dem Protokollanten erlaubt, das Projekt in eine komische Ecke zu lancieren: „Der Plan geht auf nichts Geringeres aus, als die Kunst zu einem deutschen Reichsbundesstaat zu machen, Berlin zum deutschen Reichskunst Vorort, und den Sonntagsverein zur Reichskunst Zentral Gewalt. Die Idee ist so kühn, daß sie nichts zu wünschen läßt, als ihre volle Ausführbarkeit. Für heute erklärt die Versammlung ihren Beifall und vertagt die nähere Beleuchtung auf die Mußezeit des Stiftungsfestes“ (zit. ebd., S. 434).
- 227 Fontane folgt jedenfalls der Schlußaufforderung von von Lepels Brief und erscheint zur 52. „Tunnel“-Sitzung am 26. November (vgl. Pb 1847—49 / 26. Nov. 1848). Im übrigen wird dann für Sonnabend, den 16. Dezember, ein Treffen Fontane — Hahn — von Lepel geplant, das dann offenbar aber nicht zustande kommt; wenigstens nicht an diesem Tage (vgl. UFA, Bd. 51, S. 61).
- 228 UFA, Bd. 27, S. 15.
- 229 Vgl. Wülfing: Fontane und die ‚Eisenbahn‘ (s. Anm. 124), S. 51 ff.
- 230 General-Bericht über das 21^{te} Tunneljahr 1847/48. In: Pb 1848/49 / 22. Jg. / 3. Dezember 1848.
- 231 Ebd.
- 232 Ebd.
- 233 Vgl. Gerhard Plumpe: Zyklisch als Anschauungsform historischer Zeit. Im Hinblick auf Adalbert Stifter. In: Bewegung und Stillstand (s. Anm. 132), S. 201—225.
- 234 Pb 1848/49 / 22. Jg. / 3. Dezember 1848.
- 235 Theodor Fontane: Gedichte. Hg. v. Joachim Krueger u. Anita Golz, Bd. 1: Gedichte (Sammlung 1898). Aus den Sammlungen ausgeschiedene Gedichte. — Berlin/DDR u. Weimar 1989, S. 303—309.
- 236 Pb 1848/49 / 22. Jg. / 3. Dezember 1848.
- 237 Vgl. Anm. 87.
- 238 Pb 1848/49 / 22. Jg. / 3. Dezember 1848. — Zum Belagerungszustand vgl. Varnhagen (s. Anm. 22), S. 278 ff., 302 f., 319 ff., 335 („gibt es eine größere Ungesetzlichkeit, eine nichtsnutzigere Willkür, eine schändlichere Verschwendung?“), 350, 354, 364.
- 239 Pb 1848/49 / 22. Jg. / 7. Januar 1849.
- 240 Vgl. Pb 1848/49 / 22. Jg. / nach: 17. Dezember 1848.
- 241 Pb 1848/49 / 22. Jg. / 31. Dezember 1848.
- 242 Vgl. Berbig (s. Anm. 188).
- 243 Vgl. Pb 1848/49 / 22. Jg. / 10. Dezember 1848.
- 244 Kohler: Fontane im „Tunnel über der Spree“ (s. Anm. 74), S. 30.

Walter Hettche, München

Von Flußkrokodilen, Eidechsen und Nashörnern. Anmerkungen zu Fontanes Aufenthalt in München 1859

München gehört nicht zu den Städten, die man ohne weiteres mit Theodor Fontane in Verbindung bringt. Allenfalls als Sitz zweier Verlage, die sich um die Edition seiner Werke verdient gemacht haben, spielt die Stadt in der Fontane-Forschung eine nicht unbedeutende Rolle. Doch die vier Wochen vom 25. Februar bis zum 28. März 1859, die Fontane in der bayerischen Haupt- und Residenzstadt zubrachte – in einem der hundert Zimmer des Augsburger Hofes logierend, einem guten Hotel „in der Schützenstraße nahe am Bahnhofs, mit Billard und Bierlokalitäten zu ebener Erde, [und] einem Speisesaale im ersten Stocke“,¹ wie es in einem zeitgenössischen Stadtführer heißt –, sind kaum Gegenstand gründlicher Untersuchungen geworden. Ein 1962 erschienener Band mit dem Titel „Fontane und München“ versammelt – verdienstvoll genug – Dokumente über Fontanes Beziehung zu der Stadt, stellt sich aber im übrigen als eher heimatkundliche Publikation dar; im Vorwort bedauert man, „daß wir [gemeint sind die Münchner] nicht auch Fontane zu unseren Wahlbürgern zählen dürfen.“² Die großen Fontane-Monographien haben für den Münchner Aufenthalt nur wenige Sätze übrig. Hans-Heinrich Reuter, um kräftige Worte nie verlegen, spricht von einem „gespenstisch anmutenden Intermezzo“ und kommt alsbald zum Schluß: „Der vierzigjährige Fontane [...] in der klassizistischen Poetenrunde am Hofe des Wittelsbachers ... Wir dürfen abrechnen.“³ Auch Helmuth Nürnberger bringt in seinem „Frühen Fontane“ wenig mehr als einen gedrängten Überblick über die Münchner Tage,⁴ die Zeittafel seiner Rowohlt-Monographie „Theodor Fontane in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten“⁵ unterschlägt sie ganz, und für Walter Müller-Seidels Untersuchung der „sozialen Romankunst“ Fontanes geben sie ohnehin nicht viel her.

Ich möchte versuchen, anhand einiger wenig beachteter Dokumente aufzuklären, warum Fontane München den Rücken gekehrt hat, nachdem er im „Wirrwarr widerstreitender Gefühle“⁶ Heyses Einladung vom 11. Februar gefolgt war. „Alle Dinge haben ein paar Ursachen“, heißt es in Goethes „Götz von Berlichingen“, und so stellt sich die Lage auch in diesem Falle dar: Die Gründe für Fontanes Heimkehr nach Berlin sind vielfältiger Art, und sie liegen nicht nur in den äußeren Umständen, die er in München vorfand.

Der Anlaß für Fontanes Reise nach München war die Hoffnung, die Stelle eines Privatbibliothekars und Vorlesers am Hofe König Maximilians II. zu erhalten. Heyse schreibt am 11. Februar 1859 an Fontane:

Löher, der Privatbibliothekar des Königs, soll [...] demnächst zur Universität übergehen. Es fragt sich, ob er dann die mancherlei Pflichten seiner bisherigen Stellung noch versehen kann. Wir wissen, daß der König noch immer einen literarischen Amanuensis sucht, der ihm Berichte über Novitäten, kleine Auszüge od. dergl. macht. Ist ein solcher nebenbei ein Poet, um so besser. Ist er gar ein Poet wie Ew. Liebden, um so tausendmal besser. Bei dieser Stelle kommt aber natürlich, da sie so sehr persönlich ist, alles auf die Persönlichkeit an. Wie wir den König und seine Vorliebe für wohlgewachsene, gewandte, reingewaschene Männer kennen, zweifeln wir alle nicht, daß gerade Du ihm mächtig zusagen würdest.⁷

Heyse fügt aber sogleich hinzu: „[...] die Aussichten sind durchaus günstig, obwohl ich mich gleich dagegen verwahren muß, als eröffnete ich Dir irgendwelche Aussichten.“⁸ Dieses Warnzeichen erwies sich bald als allzu berechtigt, denn Franz Löher blieb auf seiner Stelle, und der König hatte kein großes Interesse an der Berufung weiterer ortsfremder Literaten an seinen Hof. Er erinnerte sich an die Konflikte, die es seit der Berufung Geibels im Jahre 1852 zwischen den einheimischen Hofbeamten und Mitgliedern der königlichen Tafelrunde auf der einen und den berufenen ‚Nordlichtern‘ auf der anderen Seite immer wieder gegeben hatte, Auseinandersetzungen, die sich vor allem an dem Einfluß entzündeten, den der König seinen gelehrten Günstlingen auch in wichtigen Personalfragen, z.B. Universitätsberufungen, gewährte. Er dachte also vorderhand gar nicht daran, einen weiteren ‚Preußen‘ nach München zu holen. Fontane jedoch betrachtete seine Anwesenheit in München in erster Linie als eine Art Manöver, um mit Hilfe Heyses und Geibels den König, für sich einzunehmen und die Bibliothekarsstelle doch noch zu erhalten — während Heyse, wie er schon in seinem Brief vom 11. Februar andeutete, den Aufenthalt in München als einen Wert an sich betrachtete, gleichgültig, ob Fontane eine Anstellung erhielt oder nicht. Aus Heyses unveröffentlichtem Tagebuch⁹ geht hervor, daß er keine Mühen gescheut hat, Fontanes Tage in München so angenehm und ereignisreich wie möglich zu gestalten. Ausflüge nach Nymphenburg, nach Neuhausen und in die Menterschwaige — am Faschingsdienstag, der in München in der Rangfolge der Feiertage bis heute gleich nach Weihnachten kommt —, Besuche bei der geistigen Elite Münchens und Festlichkeiten im Hause Kugler-Heyse sind ebenso verzeichnet wie der Besuch dreier Sitzungen der ‚Krokodile‘, jener Münchner Dichtergesellschaft, die Heyse am 5. November 1854 mitbegründet hatte, um mit ihr den Streit zwischen den ‚Nordlichtern‘ und den ihrerseits im ‚Poetenverein an der Isar‘ organisierten einheimischen Dichtern aufzuheben. Der Name ‚Krokodil‘, den man sich erst eine Zeitlang nach der Gründung gab, leitete sich von Hermann Linggs Gedicht ‚Das Krokodil zu Singapur‘ her und bezeichnete das poetische Programm des Münchner Dichterkreises. Heyse zitiert das Gedicht in seinen 1900 erschienenen „Jugenderinnerungen und Bekenntnissen“ und erläutert seine Bedeutung für den Verein:

Das Krokodil zu Singapur

Im heil'gen Teich zu Singapur
Da liegt ein altes Krokodil
Von äußerst grämlicher Natur
Und kaut an einem Lotosstiel.

Es ist ganz alt und völlig blind,
Und wenn es einmal friert des Nachts,
So weint es wie ein kleines Kind,
Doch wenn ein schöner Tag ist, lacht's.

Der erhabene Charakter dieses Amphibiums schien uns trefflich zum Vorbild idealistischer Poeten zu taugen, und wir hofften, in unserm Münchener ‚heiligen Teich‘ dermaleinst ebenso gegen die schnöde prosaische Welt gepanzert zu sein, wie jener uralte Weise, der nur noch für den Wechsel der Temperatur empfindlich war.¹⁰

Die Besuche in diesem „heiligen Teich“ haben zu Fontanes Entschluß, München wieder zu verlassen, ganz offenkundig entscheidend beigetragen.

In den
über d
Staats
hatten
zwang
anpack
nel“ e
Zusam
als im
die di
lebens
man s
Tierre
frei zu
Bezug
‚Kroko
Biblio
das A
Verein
man e
Seiten
unern
nannt
gesam
den e
Behäl
Ausst
mit d
wo es
Direk
Die C
zung
dern
All d
Gesch
in de
Aufm
inter
der V
Das I
von c
deutl
pflich
nur i
würd
schon
zung
an de
Die S
gab,

In den „Jugenderinnerungen und Bekenntnissen“ spricht Heyse vom Berliner ‚Tunnel über der Spree‘ und kritisiert dabei vor allem „die würdigen alten Herren, die hohen Staatsbeamten, Schulräthe, pensionirten Majore, die im ‚Tunnel‘ die Mehrzahl gebildet hatten“ und ein „pedantisches Censurenertheilen“,¹¹ das dort an die Stelle eines zwanglosen Austauschs über Literatur getreten sei. In München wollte er es anders anpacken und, wie es im Tagebuch vom 26. Oktober 1854 heißt, einen „neuen Tunnel“ einrichten, der die Mängel des alten in Berlin nicht wiederholen sollte. Die Zusammensetzung der ‚Krokodile‘ ist auch ein Ausdruck dieses Neuen, denn anders als im ‚Tunnel‘ waren hier die professionellen Dichter in der Mehrheit, während die dichtenden Dilettanten fast ganz fehlten. Doch auch die Strukturen des Vereinslebens unterschieden sich grundsätzlich von den im ‚Tunnel‘ gepflegten. Zwar gab man sich auch bei den ‚Krokodilen‘ Decknamen wie im ‚Tunnel‘, aber die aus dem Tierreich entnommenen Pseudonyme sind nicht in allen Fällen ihren Trägern zweifelsfrei zuzuordnen, und von dem im ‚Tunnel‘ immerhin noch spürbaren Bemühen, einen Bezug zwischen dem Vereinsnamen und der Person herzustellen, ist im Falle der ‚Krokodile‘ begreiflicherweise nicht viel übrig geblieben. Zwar gründete man eine Bibliothek, aber ihre von den Mitgliedern gestifteten Bestände blieben mager, und das Ausleihbuch zeigt sich einigermaßen lückenhaft. Auch mit der Ausarbeitung von Vereinsstatuten nahm man es bei weitem nicht so genau wie im ‚Tunnel‘. Zwar legte man ein Rechnungsbuch an, aber die Energie, es zu führen, reichte nur für ein paar Seiten. Zwar wurde über die einzelnen Sitzungen Protokoll geführt, aber in durchaus unernster Manier, gelegentlich in Versform und auf einzelnen Zetteln, den sogenannten ‚Lotosblättern‘, von denen sich nur ganz wenige erhalten haben. Sie wurden gesammelt und in einer Pyramide aus Pappmaché aufbewahrt, deren Anschaffung den ersten Posten im Rechnungsbuch des Vereins bildet, aber erhalten hat sich dieses Behältnis ebensowenig wie das tönernerne Krokodil, von dem es im Katalog zur Heyse-Ausstellung der Bayerischen Staatsbibliothek im Jahre 1981 heißt, daß es „zusammen mit dem Nachlaß Heyses in den Besitz der Bayerischen Staatsbibliothek über[ging], wo es bis zur Ausbombung im 2. Weltkrieg einen Stahlschrank im Dienstraum des Direktors der Handschriftenabteilung zierte.“¹²

Die Gründe für dieses Pflege des Nonsens liegen nicht nur in der bewußten Abgrenzung gegenüber dem ‚Tunnel‘, der von solcher Narretei ja auch nicht frei war, sondern in einer weiteren Besonderheit des Münchner literarischen Lebens dieser Zeit. All die Sorgfalt und ins Pedantische reichende Strenge, mit der der ‚Tunnel‘ seine Geschäfte führte, kennzeichnet in München die Symposien, die Abendunterhaltungen in der Residenz bei König Maximilian. Anders als sein Vater Ludwig I., dessen größte Aufmerksamkeit der bildenden Kunst und der Architektur galt, war der historisch interessierte Ranke-Schüler Maximilian um eine besondere Pflege der Literatur und der Wissenschaften bemüht, deren damals führende Vertreter er an seinen Hof berief. Das Berufungsschreiben seines Beraters Wilhelm von Dönniges an Paul Heyse zeugt von der Großzügigkeit, die der König walten ließ, macht aber auch deren Grenzen deutlich: „Sie würden im Fall [...] Ihrer Uebersiedlung hieher keine weitere Verpflichtung als die des hiesigen Aufenthalts zu übernehmen haben und zwar auch nur in den Zeiten des Jahres, so Se. Majestät sich hier in München befinden. Sonst würden Sie ganz freier Herr Ihrer Zeit bleiben.“¹³ Im gleichen Brief heißt es indessen schon andeutend, daß der König den Berufenen zwar „eine großherzige Unterstützung zur Entwicklung aller ihrer Kräfte“ angedeihen lassen wolle, „allerdings auch an den höheren Genüssen eines geistreichen Umgangs Theil zu nehmen“ wünsche.

Die Symposien waren trotz Billardspiels, Bier und Sandwiches, denen man sich hingab, gegen Ende der fünfziger Jahre nicht mehr die zwanglos-unverbindlichen

Herrenabende, die sie noch wenige Jahre zuvor gewesen waren. Der König hatte mittlerweile von ihrem Ablauf feste Vorstellungen entwickelt. So legte er detaillierte Listen mit Themen vor, die in den Symposien abzuhandeln waren und deren Diskussion ausführlich protokolliert wurde — meist von eben jenem Franz Löher, dessen Stelle Fontane erben sollte. Er mag sich dabei mit Schrecken an seine Verpflichtungen als ‚Tunnel‘-Protokollant erinnert haben. Schließlich wurden den Mitgliedern der Tafelrunde Spezialgebiete zugewiesen, aus denen sie dem Monarchen das Neueste zu referieren hatten. Justus von Liebig war für die Naturwissenschaften zuständig, Heinrich von Sybel für die Geschichte, Friedrich Bodenstedt für die neuesten Reiseberichte, und Heyse und Geibel mußten über die schöne Literatur in Geschichte und Gegenwart auf dem laufenden sein, damit beispielsweise der Protokollant am 24. Februar 1859 als Gesprächsgegenstände festhalten konnte:

1. über hydraulischen Mörtel, Lavakalk, Alfresco und Stereochromie
2. Klopstock am Hofe in Karlsruhe.¹⁴

Es ist verständlich, daß die beiden führenden Köpfe der ‚Krokodile‘, Heyse und Geibel, keinen besonderen Wert darauf legten, solch strengem Reglement auch bei den Sitzungen des Dichtervereins wiederzubegegnen. Aber ebenso verständlich ist es, daß Fontane, der sich um diese Zeit vom ‚Tunnel‘ auch und vor allem wegen dessen Kindereien zu lösen begann, an der gesteigerten Zwanglosigkeit und Unernsthaftigkeit der ‚Krokodil‘-Sitzungen keinen Gefallen finden konnte. Die Protokolle der Sitzungen vom 10., 17. und 25. März 1859,¹⁵ an denen er teilnahm, haben sicher auch nicht dazu beigetragen, ihm die ‚Krokodile‘ in einem günstigeren Licht erscheinen zu lassen. Sie stammen aus der Feder Sigmund Lichtensteins, einem nach Heyses Urteil „ganz unproductiven“¹⁶ Mitglied des Vereins. Lichtenstein verfaßte die Protokolle vom 10. und 17. März ausgerechnet in der Form des Ghasels — wegen der Notwendigkeit, eine große Zahl von Wörtern auf den gleichen Reim zu finden, bekanntlich eine der schwierigsten lyrischen Formen überhaupt. Entsprechend schaurig sind die Versprodukte des Unproduktiven denn auch geraten.¹⁷

Es werden nun, wenn aus der Feder Protokolle fließen
Nilschlammgaselen wie die Pilze in die Höhe schießen.

Flußkrokodilus las die Verse eines Ungenannten.

Man konnte sie nach Lust gefeilt und ungefeilt genießen.

Die Ungefeilten schmeckten gut. Flußkrokodilus meinte:
Poetischschönes sei vor metrisch Richtigem zu kiesen.

Wer hats gemacht? Die Mehrzahl stimmt: das Nashorn sei Urheber.

Ein Feinohr hörts vom guten Nashorn amorgleich beniesen.

Drauf bringt ein Fremdling Fontane Legitimationspapiere
Die einen wohlproportionirten Dichter sehen ließen.

Prinz Louis Ferdinand saust prächtig hoch zu Roß vorüber;
Er sinkt, als sich erhoben seines Landes Unglücksriesen.

Flußkrokodil vergleicht die Dichtung mit dem glatten Rocke,
Den ohne Fäserchen als makellosen Alle priefsen.

Als Fontane Manches durch des Raums Ökonomie erklärte,
Sprach Eidechs: den Poëten muß Ökonomie verdrießen.

Nun gings ans Reinigen; das war gar herrlich anzuschauen
Wie an den Fäserchen die Krokodile mächtig bliesen.

Flußkrokodil allein hat Eines völlig weggeblasen.
Es wußte einen Makelvers ganz trefflich umzugießen.

Es las den Vers und alles das Gethier stimmt an den Chorus:
Wir halten diesen für den rechten Mustervers, ja diesen.

Dann hörten wir vom Untergang der Britten durch Afghanen,
Und wie den einzigen Flüchtling Viele bang willkommen hießen.

Und durch die Nacht zu suchen die verlornen Brüderschaaren
Schallt Sang und Klang hinüber über grabesschwarze Wiesen.

Ergreifend wars, ergreifend auch noch eine Mordsballade.
Recht froh des Gastes wollen wir nun dieß Gasel beschließen.

Eine Woche später, am 17. März 1859, las Friedrich Bodenstedt, der im ‚Krokodil‘ nach dem heiligen Stier von Memphis „Apis“ genannt wurde, aus seiner Übersetzung von Fords „Chronicle Historie of Perkin Warbeck“. Das Protokoll dieser Sitzung ist Lichtenstein nicht viel besser gelungen als das der Vorwoche, es endet aber wenigstens mit einer echt Münchenerischen Pointe:

Vom Nilstrand sprang ins englische Revier
An diesem Tag Egyptens heilger Stier.

Er hob auf seinem Nacken Herren Ford,
Und diesen Trefflichen begafften wir.

John Ford erstaunt; denn was er englisch spricht,
Das spricht auf deutsch das sprachbegabte Thier.

Egyptisch, russisch, englisch, persisch, deutsch,
Und Andres noch sind dieses Apis Zier.

Sein Deutsch hat Kraft und viel Gelenkigkeit;
Ganz leichte Zunge hat der Apis hier.

Wird sie nicht schwerer werden, wenn wir bald
Zur Tränke gehen beim Salvatorbier?

Ein Vereinsumfeld, in dem solche Blüten gedeihen konnten, ist gewiß einer der Gründe für die Langeweile und das Entsetzen angesichts des Gedankens, sich in München „noch wochenlang ‚rumtreibe[n]“¹⁸ zu sollen, über die Fontane in seinem Brief an Emilie vom 5. März 1859 klagt. Indessen liegt ein gut Teil seiner Mißstimmung sicher auch in den falschen Vorstellungen, die er sich von der zu besetzenden Stelle einerseits, aber auch von der Wichtigkeit seiner Person andererseits machte. Im Brief an Emile vom 2. März 1859 läßt er zwar durchblicken, daß ihm einiges an „Persönlichkeit“¹⁹ fehle, um sich für diese Stelle — deren geringe Bedeutung ihm durchaus bewußt ist — anzubieten, übersieht dabei aber, daß die „Persönlichkeit“ noch das wenigste ist, was ihm mangelt, sondern daß es ganz einfach an einer nachweisbaren Vor- und Ausbildung für diesen oder gar einen besseren Posten gebricht. Der Kabinettssekretär Maximilians II., Franz Seraph Pfistermeister, hatte auf Vermittlung Sybels und Heyses zwar mit dem König gesprochen, um die Möglichkeiten einer Anstellung Fontanes auszuloten, und der König hatte geantwortet, „Fontane solle sich“, da Löher „fürs Erste“ auf seiner Stelle bleibe, zunächst „qua Poet melden“.²⁰ Aber ganz abgesehen vom Fehlen jeglicher akademischer Vorbildung, die das Gros der von Maximilian II. Berufenen vorzuweisen hatte und auf die der König, seinem Ideal des *poeta doctus* entsprechend, großen Wert legte, war

Fontane als Schriftsteller zu unbekannt — und, wenn man ehrlich ist, nach den bis dahin vorliegenden Arbeiten auch schlicht zu unbedeutend —, um sich in *dieser* Eigenschaft dem König zu empfehlen. Die von Heyse angeregte Vorstellung, Fontane müsse nur einige bayerische Nationalballaden verfassen, um dem König seine Qualifikation zu demonstrieren, nimmt sich angesichts der zumindest quantitativ unbestreitbar größeren Leistungen etwa Heyses und Geibels geradezu grotesk aus. Im übrigen hat das Verlangen Maximilians II., die bayerische Geschichte in Balladenform bedichtet zu sehen, schon 1854 einen „heiligen Schreck“²¹ bei Heyse ausgelöst, und Fontane schien ihm ein willkommenes Opfer, den 1859 noch immer unbefriedigten königlichen Lieblingswunsch endlich zu erfüllen.

Zu der Fehleinschätzung sowohl der Erwartungen, die von seiten des Hofes an den Aspiranten auf die Stelle eines königlichen Privatbibliothekars gerichtet wurden, wie auch seiner eigenen persönlichen Voraussetzungen für die Übernahme einer solchen Position tritt ein weiterer Wesenszug des frühen Fontane, eine Eigenschaft, die ihm selbst wohl nur in Ansätzen bewußt gewesen ist. Er äußert einmal in einem Brief an Emilie vom 2. August 1856: „Für einzelne Menschen muß ich in meinem Wesen etwas Unleidliches haben.“²² Dieses ‚Unleidliche‘ äußert sich bisweilen in einer Voreingenommenheit gegenüber Menschen und Orten, einem Hang zu nörgelnder Wehleidigkeit, der besonders in den Briefen aus London gelegentlich pathologische Züge annimmt und sich erst im Alter zu jener Skepsis und kritischen Ironie klärt, die man an den Werken und Briefen der achtziger und neunziger Jahre schätzt. Wenn Fontane als 37jähriger Nürnberg einen Kurzbesuch abstattet, schreibt er: „Nürnberg, das vielberühmte, ist interessant, aber durchaus nicht schön“;²³ drei Tage später besichtigt er das Heidelberger Schloß, das ihn „anfangs enttäuschte, bis ich schließlich doch in volle Bewunderung überging“,²⁴ in Mannheim — wie später in zahllosen anderen Orten — zieht es ihm zu sehr,²⁵ und kaum hat er Paris betreten, bringt er diesen säuerlichen Reisebericht zu Papier:

Das Großartigste, was ich von Paris bis jetzt gesehn habe, ist das Hotel, in dem ich wohne. Im übrigen läßt sich mein Entzücken halten. Etwas mag an meiner Stimmung liegen, aber nicht alles. Es kommt mir alles so räuberhaft vor; eine Unmasse konfiszierter Gesichter, und bei aller Pracht und Schönheit doch auch furchtbar viel Plunder. — Mein Entzücken wird schwerlich sehr wachsen. Die Größe der Stadt imponiert mir nicht, denn gegen London ist es ein Quark; die Kinkerlitzchen und ‚geschmackvollen Arrangements‘ aber lieblich nicht, wenn sie nicht mehr sind als Schein. [...] ich [...] wollte, ich hätte die pflichtschuldige Besichtigung dieser Sehenswürdigkeiten hinter mir.²⁶

Wenn man eine solche Abhängigkeit von Stimmungen, ersten Eindrücken und einem Teil Voreingenommenheit in Erwägung zieht und das Unterhaltungsprogramm, das Heyse seinem Gast in München geboten hat, Fontanes Klagen über Langeweile entgegenhält, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, als habe er sich von Anfang an vorgenommen, München nicht zu mögen. In den Briefen, die er in diesen vier Wochen schreibt, fällt denn auch kein einziges Wort über die Schönheit der Stadt und ihrer Umgebung — wohl aber über den „halbfußtief[e] Schmutz in den Straßen“²⁷ —, kein Wort über die Menschen, die er kennenlernt (darunter immerhin Persönlichkeiten wie Justus von Liebig, Heinrich von Sybel, Ferdinand von Miller und Wilhelm Heinrich Riehl), nichts über die Ausflugsorte, die er besucht — wenigstens Schloß Nymphenburg hätte dem historisch interessierten Fontane doch eine Zeile wert sein können —, und ähnlich wie Lessing, dem als einzige sinnliche Erfahrung seiner Italienreise die dort verzehrten „Mehlknöteln“ in Erinnerung geblieben sind, lobt Fontane lediglich das „Rindfleisch mit Meerrettig-sauce und hinterher

„Dampfnudeln“²⁸ mit denen er bei Heyses bekocht wurde. Nur die Audienz bei König Maximilian, die ihm der Monarch am 19. März 1859 gewährte — „Heut um 3 3/4 Uhr stieg ich also die marmornen Stufen hinauf; die weiße Krawatte saß untadelhaft und mit Hülfe von 3 paar wollnen Strümpfen hatt' ich meinen Fuß so dick und elastisch gemacht, daß alle Rissen und Falten in meinen Lackstiefeln wie ausgeplättet waren. Dies machte mich sehr glücklich und war mir eine gute Vorbedeutung.“²⁹ —, und die Teilnahme am Symposium fünf Tage später schildert Fontane mit spürbarer Begeisterung,³⁰ so daß man politische Bedenken gegen die Stelle eines Beamten am Hof des bayerischen Königs aus der Reihe der möglichen Gründe für Fontanes Entscheidung gegen München wird ausschließen können.

Ein Indiz für Fontanes ganz offenbar grundsätzliche Unlust, an München und den Münchnern Gefallen zu finden, ist der Umstand, daß er mit keinem einzigen der Schriftsteller und Gelehrten, mit denen Heyse ihn bekannt gemacht hat, einen Briefwechsel eröffnete. Nur je ein Briefchen an Hermann Lingg und an Moriz Carrière sind überliefert,³¹ beide von einem unpersönlich floskelhaften Geschäftston, den man bei Fontane kaum sonst findet. In dem Brief an Lingg vom 26. März 1859 wird die mangelnde Bereitschaft zur Anknüpfung persönlicher Beziehungen besonders deutlich, vor allem, wenn man ihn mit einem Brief an Wilhelm von Merckel vom Tag zuvor vergleicht. An Lingg schreibt Fontane:³²

Sonnabend

Sehr geehrter Herr.

Das wirklich erbarmenswerthe Wetter, das mich während meines Aufenthalts in München um so vieles gebracht hat, bringt mich nun schließlich auch noch um das Vergnügen, Sie, vor meiner auf Montag früh festgesetzten Abreise, noch mal zu sehn. Empfehlen Sie mich Ihrer lieben Frau und bewahren Sie mir ein freundliches Andenken. Ihr aufrichtig ergebenster

Th: Fontane

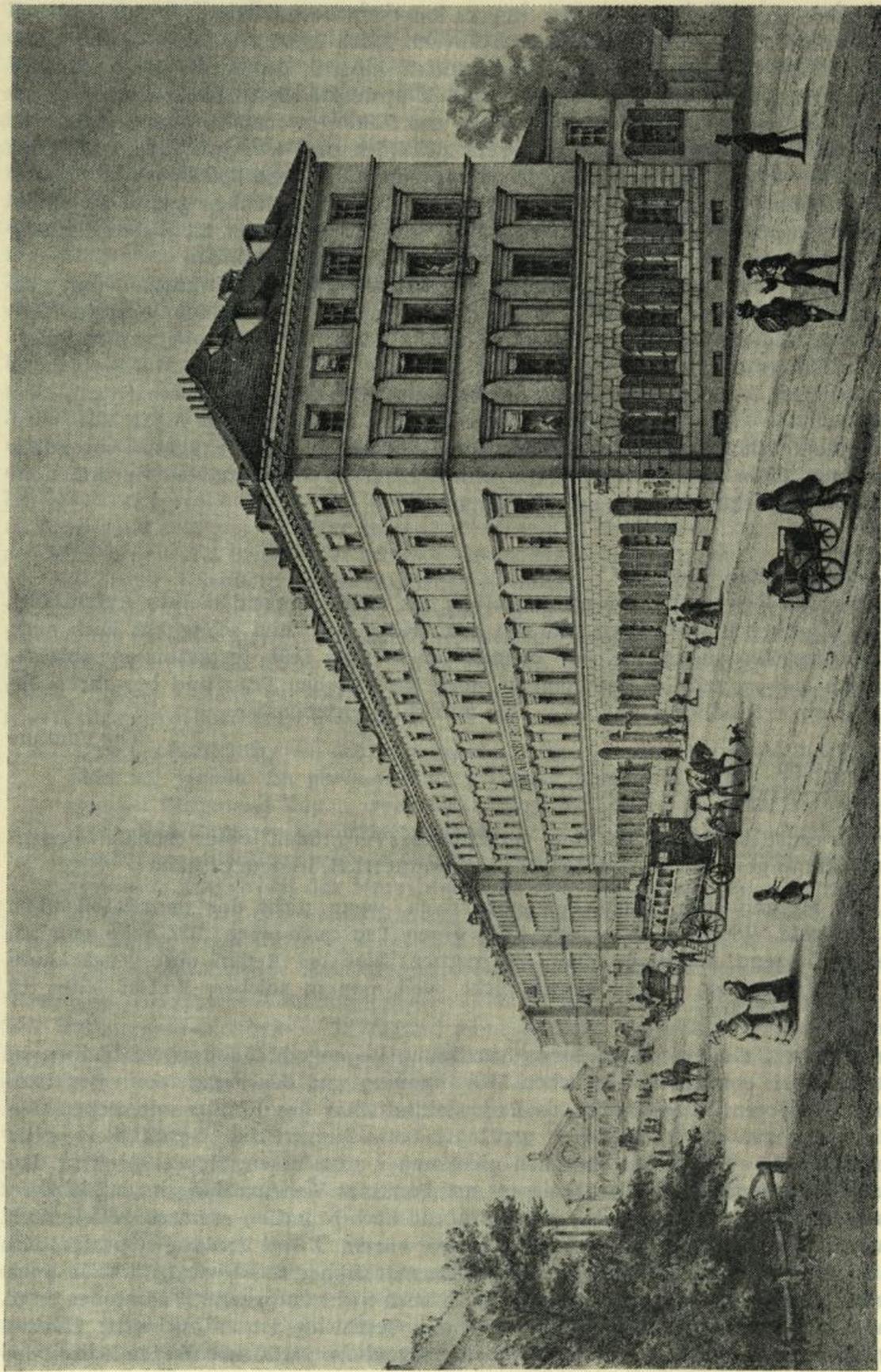
München

d. 26. März 59

Wie wenig ernst es Fontane mit dem versäumten „Vergnügen“ einer erneuten Begegnung mit Lingg gewesen ist, verrät der Brief an Merckel, in dem es heißt:

Am Montag früh gedenk ich abzureisen, wenn nicht das ganz erbärmlich schlechte Wetter mich zwingt, noch einen Tag zuzugeben. Ich habe nämlich ein Dutzend Abschiedsvisiten zu machen, was bei Regen und Wind kaum auszuführen ist, schon deshalb nicht, weil man in solchem Wetter jeden zu Hause trifft.³³

Neben all den Gründen für Fontanes Abneigung gegen ein längeres Verbleiben in München, neben einer grundsätzlichen Mißstimmung und der mangelnden Begeisterung für die potentielle Aufgabe als Privatbibliothekar des Königs und neben den Vorbehalten gegen die in München gepflegte Form literarischer Geselligkeit sollte man auch einige eher banale Ursachen nicht außer acht lassen. Heyse spielt in den „Jugenderinnerungen und Bekenntnissen“ auf Fontanes Verwurzelung im märkischen Kulturraum an und vermutet, daß eine Berufung nach München „dem eingefleischten Märker auf die Länge schwerlich behagt haben würde“,³⁴ und Fontane selbst gesteht in einem Brief an Henriette von Merckel: „den märkischen Sand würd ich enfin doch vorziehn. Ich bin sehr entberlinert, aber doch noch nicht entpreußt.“³⁵ Fontanes enge Verknüpfung mit preußischer Lebenswelt und Geschichte ist es auch, die Heyses Anregung, Fontane solle dem König zuliebe bayerische Nationalballaden schreiben,



Der Augsburg Hof in München

von An
sei, hi
Histori
sowohl
die FO
nach P
der ma
rischer
leidet,
So ben
benen
parthi
Dir be
17. Jan
und n
hin al
von d
man a
längen
Ich ha
wenn
schein
oder K
ebenso
gefunde
mit gr
sind c
Bedeu
sollte
Brief
Münch
zum E

von Anfang an zum Scheitern verurteilte. Heyse glaubte, wer grundsätzlich imstande sei, historische Balladen zu schreiben, könne ebensogut bayerische wie preußische Historie zum Stoff wählen, und er bedachte nicht, daß es dazu einer Vertrautheit sowohl mit bayerischer Geschichte wie bayerischer Gegenwart bedurft hätte, über die Fontane, wie er selbst zugab,³⁶ nicht verfügte. Doch seine Erkenntnis, im Grunde nach Preußen, nach Berlin zu gehören, und die daraus resultierende Sehnsucht nach der märkischen Heimat nähren sich nicht nur aus den großen kulturellen und historischen Zusammenhängen. Die freudlose Stimmung, unter der Fontane in München leidet, gründet zu einem Teil sicher auch in purem Heimweh nach Frau und Kindern. So bemerkt Fontane in einem undatierten, wahrscheinlich am 8. März 1859 geschriebenen Brief an Emilie: „Wir machten heut in etwas stürmischem Wetter eine Landparthie die ganz nett war, nur hab ich doch keine rechte Ruhe und wäre lieber mit Dir bei der alten Perlewitz'en.“³⁷ Man sollte nicht vergessen, daß Fontane erst am 17. Januar 1859 von einem vierjährigen Aufenthalt in London zurückgekehrt war und nur fünf Wochen später schon wieder alleine nach München aufbrach — immerhin als Stellungssuchender mit Existenzsorgen, die trotz aller Selbstaufmunterung, von der seine Briefe an Emilie zeugen, nicht leicht zu verdrängen waren. Nimmt man all diese Umstände zusammen, mußte man sich wundern, wenn er mit Freuden länger in München verweilt hätte.

Ich halte es für müßig, darüber zu spekulieren, was aus Fontane geworden wäre, wenn er München zu seiner Wahlheimat gemacht hätte. Denn wenn auch die Wahrscheinlichkeit groß ist, daß er heute ein ebenso vergessener Poet wäre wie Lingg oder Leuthold, daß er ebenso belächelt würde wie Heyse oder Geibel, so ist doch ebenso denkbar, daß er auch in München den Stoff für große Gesellschaftsromane gefunden und dazu beigetragen hätte, daß man sich des Münchner Dichterkreises mit größerer Achtung erinnert, als es weithin der Fall ist. Eine unwichtige Episode sind die vier Münchner Wochen im Leben Fontanes in keinem Fall gewesen. Ihre Bedeutung für die Klärung der eigenen literarischen wie gesellschaftlichen Position sollte man ebensowenig unterschätzen, wie Fontane sie unterschätzt hat. In einem Brief an Heyse vom 28. Juni 1860 spricht er aus, was ihm durch die Reise nach München und die Begegnung mit dem literarischen und kulturellen Leben dort erst zum Bewußtsein gekommen ist:

Eine Übersiedlung nach München [...] liegt nicht mehr innerhalb meiner Wünsche. So vieles mir dort gefallen hat, so sehr fühl ich doch, daß es auf die Dauer kein Boden für mich wäre. Glänzende Aussichten (d. h. viel Geld) würden natürlich meine Sprödigkeit besiegen, aber wie käm' ich zu „glänzenden Aussichten“, worauf sollten sie basieren? Ich weiß es selber nicht, wie sollten es andre wissen! Unter gewöhnlichen, bescheidenen Verhältnissen leb ich aber doch lieber hier als in irgendeiner andern deutschen Residenz, nur Wien könnte mich verführen, wenn es nicht gerade wiederum Wien wäre. Es ist mir im Laufe der Jahre, besonders seit meinem Aufenthalte in London, Bedürfnis geworden, an einem großen Mittelpunkte zu leben, in einem Zentrum, wo entscheidende Dinge geschehn. Wie man auch über Berlin spötteln mag, wie gern ich zugebe, daß es diesen Spott gelegentlich verdient, das Faktum ist doch schließlich nicht wegzuleugnen, daß das, was hier geschieht und nicht geschieht, direkt eingreift in die großen Weltbegebenheiten. Es ist mir Bedürfnis geworden, ein solches Schwungrad in nächster Nähe sausen zu hören, auf die Gefahr hin, daß es gelegentlich zu dem bekannten Mühlrad wird.³⁸

Zu diesen Erkenntnissen hat der Aufenthalt in der bayerischen Hauptstadt ohne Zweifel beigetragen — und so gesehen hat München vielleicht doch einen bescheidenen Anteil an Fontanes Entwicklung vom mittelmäßigen Feuilletonisten zum Romanautor von Weltgeltung.

Anmerkungen:

- 1 Wegweiser durch München (München 1859); zitiert nach: Werner Pleister (Hrsg.): Theodor Fontane und München. Briefe und Berichte. München 1962, S. 30. Künftig abgekürzt: Pleister.
- 2 Pleister, S. 7 (Vorwort von Hans Schmeer).
- 3 Hans-Heinrich Reuter: Fontane. Berlin 1968, Bd. I, S. 342.
- 4 Helmuth Nürnberger: Der frühe Fontane. Politik, Poesie, Geschichte. 1840 bis 1860. Frankfurt/Berlin/Wien 1975 (zuerst: Hamburg 1967), S. 284—288.
- 5 Helmuth Nürnberger: Theodor Fontane in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek 1968, S. 166.
- 6 Fontane an Heyse, 15. Februar 1859; Der Briefwechsel zwischen Theodor Fontane und Paul Heyse. Hrsg. Gotthard Erler. Berlin/Weimar 1972, S. 43. Künftig abgekürzt: FH.
- 7 FH, S. 41.
- 8 ebda.
- 9 Heyses Tagebücher befinden sich in seinem Nachlaß in der Bayerischen Staatsbibliothek in München (Signatur Heyse I 39); ich zitiere sie unter Angabe des Datums.
- 10 Paul Heyse: Jugenderinnerungen und Bekenntnisse. Berlin 1900, S. 216. Künftig abgekürzt: JEB.
- 11 JEB, S. 218.
- 12 Sigrid von Moisy (Hrsg.): Paul Heyse. Münchner Dichtorfürst im bürgerlichen Zeitalter. Ausstellung in der Bayerischen Staatsbibliothek, 23. Januar bis 11. April 1981. München 1981, S. 84. Künftig abgekürzt: HK.
- 13 HK, S. 48.
- 14 Pleister, S. 27.
- 15 Es ist in der Forschung bisher nicht bemerkt worden, daß Fontane tatsächlich an drei Sitzungen der ‚Krokodile‘ teilgenommen hat, wobei er nur in der ersten, am 10. März 1859, eigene Gedichte las, nämlich ‚Prinz Louis Ferdinand‘ und ‚Das Trauerspiel von Afghanistan‘. Ob Fontane auch die im Protokoll genannte ‚Mordsballade‘ vorgetragen hat, ist nicht zu klären. Fontane selbst sagt im Brief an Emilie vom 11. März 1859, er habe „ein paar Sachen unter großer Zustimmung“ gelesen (Theodor Fontane: Briefe 1833—1860. Hrsg. Otto Drude und Helmuth Nürnberger. München 1976 [Hanser-Briefausgabe Bd. I], S. 659. Künftig abgekürzt: HAB I); Hermann Lingg, ein Zeuge von Fontanes Auftritt bei den ‚Krokodilen‘, nennt nur die beiden erwähnten Gedichte. In seinem schwer entzifferbaren Tagebuch schreibt er am 10. März 1859, also noch am Tag der Sitzung: „Abends in d Krokodilen, wo Theod. Fontane ein Gedicht, Prinz

Louis Ferdinand vorlas u eines ‚das Trauerspiel in Afghanistan‘ nicht übel, es ist die realistisch-alerte [?] Manier, mit etwas Volkston des eigentlich preußischen Genre“ (Bayerische Staatsbibliothek, Handschriftenabteilung, Sammlung Linggiana), und in seiner Autobiographie „Meine Lebensreise“ heißt es: „Im Krokodil fand damals Felix Dahn sich ein, und auf Besuch erschien Theodor Fontane am 10. März 1859 und las ein Gedicht: ‚Prinz Louis Ferdinand von Preußen‘ und eines, betitelt: ‚Das Trauerspiel in Afghanistan‘, mit welchem er großen Beifall erntete.“ (zit. nach Pleister, S. 53). — In den Sitzungsprotokollen vom 17. und 25. März wird Fontanes Anwesenheit nicht erwähnt, sie ist jedoch durch Eintragungen in Heyses Tagebuch belegt. Am 17. März notiert Heyse: „Mit ihm [Fontane] zu den Crocodilen. Bodenstedt lies't zwei Acte aus dem Perkin Warbeck Fords“; am 25. März heißt es: „Mit Fontane in die Crocodile. [Moriz] Carrieres Gedicht in Distichen gegen Louis Napoleon. [Heinrich] Leuthold lies't die Übers. der [Pierre-Jean de] Beranger'schen Fourmis.“ Das Protokoll vom 25. März ist auf den 24. datiert; am Abend dieses Tages fand jedoch das Symposion bei König Maximilian II. statt, bei dem Fontane zu Gast war. Heyses Datierung ist also zutreffend. Sigmund Lichtensteins Protokoll dieses Abends lautet:

Es sang uns Scarabäus [Carrière], wie wir geizen
Nach Zeiten in Natur und in Geschichte,
Die wie die jetzge Zeit mit grellem Lichte
Urplötzlich unsre Nervenstränge reizen.

Er sang, wie sich die bösen Geister spreizen
Auf grausigem Napoleongesichte
Das machen möchte alle Welt zu Nichte.
Die Deutschen sollen ihm die Hölle heizen.

Der Alligator [Leuthold] ließ Ameisen krabbeln
Civilisierend, während sie als Sieger
Das andere Geziefer lassen zappeln.

Der Alligator dröhnte stark; dann schwieg er.
Teichkrokodilus [Lingg] zeigte noch das Rappeln
Der Amoretten im gemeinen Krieger.

(Bayerische Staatsbibliothek, Handschriften-Abteilung, Signatur Cgm 6536)

16 JEB, S. 216.

17 Beide Protokolle: Bayerische Staatsbibliothek München, Handschriften-Abteilung, Signatur Cgm 6536. — „Flußkrokodilus“ ist Emanuel Geibel, „Nashorn“ der Lehramtskandidat und Lyriker Max Beilhack (1835–1885) und „Eidechs“ der wegen seiner Gedichte ‚Von Lazerten‘ so genannte Paul Heyse.

18 Pleister, S. 42.

19 Pleister, S. 36.

20 Heyse, Tagebuch, 9. März 1859.

21 Heyse an seine Eltern, 11. Dezember 1854; HK, S. 56.

22 Fontane an Emilie, 2. August 1856; HAB I, S. 519.

23 Fontane an Emilie, 10. Oktober 1856; HAB I, 532.

- 24 Fontane an Emilie, 13. Oktober 1856; HAB I, 532.
- 25 Fontane an Emilie, 13. Oktober 1856; HAB I, 532f.
- 26 Fontane an Emilie, 14. Oktober 1856; HAB I, 533.
- 27 Fontane an Wilhelm von Merckel, 5. März 1859. Die Fontanes und die Merckels. Ein Familienbriefwechsel 1850–1870. Hrsg. Gotthard Erler. 2 Bde. Berlin/Weimar 1987, Bd. II, S. 185. Künftig abgekürzt: FM.
- 28 Fontane an Emilie, 11. März 1859; HAB I, 658.
- 29 Fontane an Emilie, 19. März 1859; HAB I, 661.
- 30 Vgl. die Briefe an Emilie vom 19. März 1859 und an Wilhelm von Merckel vom 19. und 25. März 1859; FM II, 190f. und 196f.
- 31 Der Brief an Hermann Lingg befindet sich in dessen Nachlaß in der Bayerischen Staatsbibliothek, Sammlung Linggiana; der Brief an Moriz Carrière wird in der Biblioteka Jagiellońska, Uniwersytet Jagielloński, Kraków aufbewahrt.
- 32 Der Brief ist bisher ungedruckt; ich zitiere nach der Handschrift in der Bayerischen Staatsbibliothek.
- 33 FM II, S. 196.
- 34 JEB, S. 236.
- 35 23. März 1859; FM II, S. 192.
- 36 An Heyse, 4. Februar 1855; FH, S. 28.
- 37 Pleister, S. 77.
- 38 FH, S. 85f.

Wienczysław A. Niemirowski, Lublin

Zum Polenthema in Theodor Fontanes „Vor dem Sturm“.*

Das 1878 erschienene Buch „Vor dem Sturm. Roman aus dem Winter 1812 auf 13“ brachte Theodor Fontane weniger Ruhm, als er sich erhofft haben mag. Der schwache Widerhall eines nicht weniger als vier Bände umfassenden Werkes enttäuscht doppelt, wenn man sich seines mühseligen Werdegangs erinnert. Die Arbeit am Roman begann Anfang der sechziger Jahre. Mehrmals unterbrochen, wurde sie mit Hilfe akribischer Studien preußischer Geschichte und mit großer Standhaftigkeit zu Ende geführt. Schon die zeitliche Fixierung des Stoffes auf die Jahreswende direkt vor dem Ausbruch der preußischen Erhebung gegen Napoleon deutet auf Fontanes künstlerische Absicht, die Klischees der gängigen historischen Romane zu vermeiden

* Der folgende Beitrag ist ein überarbeitetes Referat, das der Autor auf dem Fontane-Tag der Humboldt-Universität Berlin 1989 hielt.

Nach seiner Meinung hätte der Untertitel „Zeit- und Sittenbild aus dem Winter 12 auf 13“ die Beschaffenheit des Werkes besser ausgedrückt.¹

Die Motive, die einen Lyriker und Journalisten wie Fontane dazu bewogen, sich nunmehr in einer so anspruchsvollen prosaischen Gattung zu versuchen, sind letztendlich nicht geklärt. Unverkennbar spielten aber bei der Entstehung des Buches die Erinnerungen des märkischen Junkers Friedrich August Ludwig von der Marwitz, die 1852 in Buchform erschienen, eine große Rolle. Es wurden nicht nur etliche Episoden entlehnt, auch Marwitz selbst diente bekanntlich ursprünglich als Muster für die Hauptfigur in „Vor dem Sturm“, den Herrn auf Hohen-Vietz, Bernd von Vitzewitz.

Den Marwitzschen Memoiren wurde großes Interesse entgegengebracht, nicht nur auf konservativer Seite. Aus ihnen schöpfte schon Willibald Alexis bei der Gestaltung des Titelhelden in „Isegrimm“ (1854). Daß Friedrich von der Marwitz, ein erzkonservativer Gegner von Reformen im preußischen Staate, nicht das beste Muster für eine positive Romangestalt abgab, kann Fontane nicht allzu sehr angelastet werden: Bernd von Vitzewitz, wie wir ihn in der Endfassung des Romans vorfinden, hat mit seinem ursprünglichen Vorbilde nur noch wenige Gemeinsamkeiten.

Das Verfahren im „Roman aus dem Winter 1812 auf 13“, gemäß dem Scottschen Prinzip mittels kleiner Lebenskreise die Geschichte en gros anschaulich zu machen,bürdet dem Verfasser allerdings eine beträchtliche Verpflichtung auf. Die literarischen Gestalten, die aus der Anonymität herausgehoben werden, genießen nunmehr das Privileg, stellvertretend für eine Gemeinschaft zu stehen. Zwangsläufig zieht dies eine Typisierung jener Gestalten nach sich. Ein ausgewogenes Fingerspitzengefühl ist für den Autor gerade da geboten, wo ein enger Personenkreis mit besonderer Prägnanz das Repräsentative verkörpern soll. Die Polen in „Vor dem Sturm“ gehören ohne weiteres zu jener Kategorie.

Der alte Vitzewitz samt seinen beiden Kindern bildet einen der zwei „kleinen Lebenskreise“, die die Handlung vorwärtstreiben. Das Haus Vitzewitz repräsentiert, kurz gesagt, im positiven Sinne das Preußentum. Die aus Polen expatrierte Familie von Ladalinski – Vater, Sohn und Tochter – bildet den zweiten, einen kompositionellen Ausgleich bietenden Lebenskreis im Roman.

Fraglich ist natürlich – um es gleich anfangs zu unterstreichen –, ob im Rahmen dieser Familienkonstellation das polnische Element dem preußischen das Gegengewicht halten kann. Auf das preußisch-patriotisch gesinnte Haus von Vitzewitz wird im Roman die Familie eines Polen bezogen, der sich von seinem Volk lossagt. Der Geheimrat Alexander von Ladalinski, einst durch eine unglückliche Ehe mit der preußischen Comtesse Sidonie von Pudagla verbunden (wodurch er mit dem Hause von Vitzewitz verwandt ist), ehemaliger Kämpfer in der polnischen Insurrektion von 1794, tritt nach Polens Fall in den preußischen Ministerialdienst. Das bedeutet im Roman mehr als das in der Realität nicht ungewöhnliche Überwechseln von Adeligen in fremde Dienste. Denn er wechselt auch zur protestantischen Kirche über und wird schließlich „preußischer als die Preußen selbst“.² Ladalinskis national entwurzelter Sohn Pertubal identifiziert sich in keiner Weise mit den Interessen seiner angestammten Heimat. Im Gegenteil – er findet auf den letzten Seiten des Buches, beim geglückten Versuch, den jungen Lewin von Vitzewitz aus der Gefangenschaft zu retten, einen Heldentod durch französische Kugeln für . . . Preußens Sache.

Für den alten Ladalinski, dessen Abkehr von den patriotischen Freiheitsidealen auf der Hand liegt, und für seine Kinder lassen sich nicht dieselben Bewertungsmaßstäbe setzen. Das stellenweise vom Verfasser betonte Leiden Tubals und Kathinkas unter dem Mangel an nationalem Identitätsgefühl kann in psychologischer Sicht nur wenig

überzeugen. Als Kinder um das Jahr 1795 nach Preußen gebracht, hatten sie (mütterlicherseits selbst preußischer Herkunft) Zeit genug, sich hier als quasi Eingeborene heimisch zu fühlen. An ihrer Gesinnung aber liegt es, daß es zu einer von beiden Familien angestrebten Doppelheirat mit dem Hause Vitzewitz nicht kommt, was den Geheimrat Ladalinski in Preußen hätte festen Fuß fassen lassen. Kathinka folgt dem Rufe des in Berlin weilenden polnischen Grafen Bninski und flieht mit ihm nach Polen. Tubal erzeigt sich in seiner Beziehung zu Renate von Vitzewitz unstetig. Diese Unstetigkeit ist bei Fontane als ein an der Gesinnung haftendes Erbe aufgefaßt. Ebenso als angeerbt erscheint der vermeintlich polnische Nationalcharakter, der Fontane insbesondere an der Haltung der jüngeren Generation der polnischen Gestalten festmacht. Er haftet ihnen ungeachtet der veränderten äußeren Umstände an und ist als solcher der Hauptgrund, warum es im Buch zu einem polnisch-preußischen Ausgleich nicht kommt. Das Treuemotiv, zu dessen Hauptträger die Figur des Bernd von Vitzewitz aufsteigt, verdeutlicht den Kontrast. An diesem Kriterium bewährt sich in mancherlei Hinsicht keine der polnischen Gestalten. Fontane liegt es natürlich fern, bei der Charakterschilderung³ einseitig zu verfahren. Im ganzen hebt sich jedoch der preußische Nationalcharakter vom polnischen Hintergrund eindeutig positiv ab. Unbestreitbar bildet jener Hintergrund ein Mittel zum Zweck, preußische Tugenden vorzuführen.

Gegen die „polnischen Charaktere“, wie sie bei Fontane gezeichnet sind, sträubt sich ein polnisches Identitätsgefühl, es leidet darunter ähnlich, wie es schon beim Erscheinen des Romans gelitten haben mag. Eine solche Auflehnung ist möglicherweise auch sonst nichts Ungewöhnliches bei einem Versuch, einen „Nationalcharakter“ auf einige wenige Züge zu reduzieren. Was der Handlungskreis Ladalinski im übrigen realiter aufzuweisen hat, ist nur seine polnische Abstammung. Ist das nicht etwas zu wenig, um zum Hause Vitzewitz ein legitimes Gleichgewicht herzustellen?

Im Vergleich zur preußischen Geschichte, die in „Vor dem Sturm“ leider allzu oft nur durchs Spektrum von militärischen Siegen und Niederlagen gesehen wird, kommt auch die Geschichte Polens entschieden zu kurz. Dies läßt einen kurzen Exkurs angebracht erscheinen.

Infolge angestrebter expansiver Bestrebungen Preußens erlebte das innerlich zerrüttete, von außen durch mächtige Nachbarn umgebene Land 1772 seine erste Teilung. Das Rückgrat von Polens Außenwirtschaft, der Weizenhandel entlang der Weichsel, wurde dadurch lahmgelegt. Im Mai 1791 wurde in Polen eine Verfassung durchgesetzt, die damals in Europa die fortschrittlichste war. Das Volk gedenkt bis heute der Männer, die diesen angestrebten Versuch unternahmen, Polen innerlich zu stabilisieren. Ihre Absicht wurde ein Jahr darauf durch eine russische Militärintervention zu Fall gebracht. Die Folge der in der nächsten Etappe durchgeführten zweiten Teilung Polens war der nationale Aufstand von 1794 unter Tadeusz Kościuszko, der nach halbjährigem Ringen durch die vereinten Kräfte der Preußen und der Russen niedergeworfen wurde. Der polnische Staat wurde zerschlagen, die dritte Teilung war nurmehr eine Formalität.

Die Polen verbanden nun ihren Stern mit Napoleon. Das Lied der unter Dąbrowski gebildeten polnischen Legionen in Italien wurde zur Nationalhymne. Preußens Niederlage bei Jena war die Losung, die Fremdherrschaft zu brechen und erneut einen eigenen Staat, das Herzogtum Warschau, zu bilden. Zum Rang von Symbolen erwachsen die Gestalten des Obersten Koziatulski, der an der Spitze seiner Reiterei den Engpaß von Somosierra erstürmte, und des Generals Zajaczek, der bei der Deckung des blutigen Übergangs über die Beresina — beide Beine durch eine Kartätsche zerschmettert — sich von seinen Adjutanten zum Angriff tragen ließ. Mit

Napole
Njeme
bieten
besiegt
Mit Po
umgeg
sächlic
In eine
1794 g
hang r
Fläche
und be
Polen
Polen
sich —
lich —
ermög
Doch v
nicht v
bewah
Konsti
die Sp
die sch
Lage i
Man v
gen be
Für ei
daß F
schwir
Wäre
man c
des De
wurde
Bisma
kampf
übersp
außer
polenf
herrsch
In An
Konze
in For
bloße
gegen
treffer
— so c
von a
Leser
Wie v
weise

Napoleons Großer Armee hatten zu Beginn des Feldzuges knapp 100 000 Polen den Njemen überschritten, praktisch also alles, was das Land damals an Soldaten anbieten konnte. Napoleons Niederlage, die durch Yorcks Konvention von Tauroggen besiegelt wurde, bedeutete Polens Ende.

Mit Polens Geschichte wird in Fontanes Roman, gelinde gesagt, recht oberflächlich umgegangen. Man erfährt darüber — von losen Einfügungen abgesehen — hauptsächlich etwas bei der einführenden Charakteristik des Geheimrates von Ladalinski.⁴ In einer leidlichen Folge wird nur die Geschichte der polnischen Insurrektion von 1794 geschildert. Auch dies geschieht skizzenhaft. An Preußen wird im Zusammenhang mit Polens Teilungen nur zweimal beiläufig gedacht: bei Erwähnung „großer Flächen polnischen Landes“, die durch den preußischen Staat „einverleibt wurden“⁵ und bei Bninskis Auftritt im dritten Teil des Romans, der Preußen vorwirft, es habe Polen „um dreißig Silberlinge“ verschachert (was dem Leser nahelegen würde, daß Polen im preußischen Staate einen zuverlässigen Beschützer zu haben hoffte, der sich — schlimm genug — des Vertrauens unwürdig erwiesen habe). Das stellt natürlich — es stehe dahin, ob berechtigt — nicht geringe Ansprüche an diesen Leser, ermöglicht aber dem Verfasser, sich einer deutlicheren Stellungnahme zu entziehen. Doch wie andeutungsweise Fontane auch mit Polens Geschichte hantiert — er bleibt nicht vor groben Beschädigungen der jeder Nation eigenen historischen Heiligtümer bewahrt. Dazu kommt es etwa, wenn Alexander von Ladalinski die Autorschaft der Konstitution vom 3. Mai zugeschrieben wird, oder wenn andernorts von Bninski an die Spitze der heldenhaften Reiterei von Somosierra gestellt wird — Zuschreibungen, die schon mit dem normalen Handbuchwissen kollidieren. Auf Polens dramatische Lage im Jahre 1812 wird mit keinem Wort eingegangen.

Man wird die geschichtlichen Verzerrungen nicht als Unkenntnis und das Verschweigen bestimmter Tatsachen nicht nur aus kompositionellen Gründen erklären können. Für einen auch nur leidlichen Kenner der polnischen Geschichte liegt auf der Hand, daß Fontane der Versuchung nicht widerstand, die Hauptschuld für Polens Verschwinden von der Landkarte den Russen in die Schuhe zu schieben.

Wäre das kein Anlaß zum Sarkasmus? Wären mildere Töne anzuschlagen, wenn man die Entstehungszeit des Romans bedenkt, eine Zeit, wo die offizielle Politik des Deutschen Reichs zunehmend von Feindschaft gegen das Polentum durchdrungen wurde und der berüchtigte Kulturkampf seinen Höhepunkt erreichte? Selbst Fürst Bismarck äußerte in seinen „Gedanken und Erinnerungen“: „Der Beginn des Kulturkampfes war für mich überwiegend bestimmt durch seine polnische Seite.“⁷ Wie überspitzt auch — typisch für Bismarck — diese Äußerung klingt, so steht doch außer Zweifel, daß die siebziger und achtziger Jahre keinen geeigneten Boden für polenfreundliches Verhalten boten. War es mithin nicht Ehre genug, sich der vorherrschenden antipolnischen Hetze nicht angeschlossen zu haben?

In Anbetracht dieser Zeitbedingtheit entwickelt Walter Müller-Seidel eine eigene Konzeption, wie zeitgenössische Rezipienten die auf Polen deutenden Bemerkungen in Fontanes Spätwerk aufgenommen haben mögen. So hätte Fontane schon durch die bloße Einfügung polnischer Motive die Absicht verfolgt, „seine Leser unauffällig gegen die herrschende und gegen die offizielle Meinung einzunehmen“. Polen betreffende „wohlwollende und von Sympathien bestimmte Erwähnungen“⁸ wären also — so die logische Folge — nichts anderes als ein durch die objektive Lage bedingtes, von anderswoher wohlbekanntes, verstohlenes Augenzwinkern, dem ein gescheiter Leser mit einem verständigen Schmunzeln und Kopfnicken zu begegnen hätte.

Wie verlockend sie auch klingt — die von Müller-Seidel anempfohlene Verfahrensweise ist höchst riskant. Die Feder bleibt schließlich für einen Schriftsteller das

einziges Werkzeug, mit dem er seine Überzeugungen der Mit- und Nachwelt übermitteln kann. Was aber Theodor Fontane in seinem Spätwerk dem Leser hinterließ, läßt auf nicht mehr als auf eine unverbindliche und obendrein mit starken Vorbehalten einhergehende Sympathie für das Polentum schließen. Allein der Roman „Vor dem Sturm“ bietet eine Gelegenheit, die Grenzen dieser Zuneigung abzu- stecken.

Fontanes Erstlingsroman läßt eine positive Stellungnahme zu der polnischen Frage vermissen. Er enthält einen einzigen Passus, der unter Umständen als zaghafter Versuch eines Schuld- und Reuebekenntnisses zu deuten wäre, als Ausdruck des Gefühls einer Mitschuld am tragischen Schicksal Polens. Es sind die Predigtworte des Hohen-Vietzer Gemeindegottes Seidentopf: „Unredlicher Gewinn habe zum Überfluß unser Gebiet vergrößert, bis die Hälfte unseres Landes aus fremdem Volk bestanden habe, derart, daß wir kaum noch gewußt hätten, ob wir Deutsche seien oder nicht.“⁹ Auch hier ist jedoch im Grunde lediglich von den Auswirkungen der Einverleibung Polens auf Preußen die Rede. Wie anders formuliert ist der entsprechende Passus im Predigttext Friedrich Schleiermachers vom März 1813, auf den sich Fontane bei der Gestaltung von Seidentopfs Predigt bekanntlich stützte: „Unredlicher Gewinn vergrößerte unser Gebiet auf eine mehr scheinbare als gedeihliche Weise, denn wir gewannen nur wenig wahre Brüder, die gern denselben Gesetzen folgten und auf dasselbe Ziel arbeiteten ...“¹⁰

Vergeblich sucht man in „Vor dem Sturm“ nach den Spuren eines nationalen *polnischen* Aufbegehrens gegen das fremde Joch. Begreiflicherweise läßt es sich nicht durch die von ihrer angestammten Heimat losgelöste Familie Ladalinski darstellen. Das geeignete Mittel dazu scheint die Gestalt des polnischen Grafen Bninski, der als Offizier an Napoleons Seite gestanden hatte und — bei Ladalinskis ein häufiger Gast — sich nicht scheut, auch öffentlich seine nationale Gesinnung zum Ausdruck zu bringen. Sein krönendes, flammendes Auftreten im dritten Buch des Romans beschränkt sich jedoch nur auf eine haßerfüllte, verbissene Geißelung des Preußentums und endet in Ratlosigkeit und Resignation.¹¹ Es enthält auch sonst keine konstruktiven Elemente.

Polnischer Freiheitsanspruch steht im Roman in keinem Verhältnis zum reichlich ausgebauten preußischen Ehrenkodex und Freiheitsethos. Entscheidend für die Forschung wäre die Suche nach dem Grund einer solchen Zurückhaltung des Dichters gegenüber der polnischen Frage. Grob gesagt: für den alten Theodor Fontane existiert eine „polnische Frage“ nicht mehr.

Schon der Junker Friedrich August Ludwig von der Marwitz, dessen Memoirenbuch Fontane noch an der Neige seines Lebens unter den Büchern, die den meisten Einfluß auf ihn ausgeübt hatten, „ganz oben“ stellte,¹² lieferte eine suggestive Erklärung für Polens schmachvolles Ende am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts. Er sah Polen als einen „in Egoismus versunkenen Nachbar[n], der seinen Sturz seit 200 Jahren selbst vorbereitet und herbeigeführt hat“, die Teilungen seien eine „notwendige Folge polnischer Schlechtigkeit und individueller Habsucht“ gewesen. Zu der endgültigen Vertilgung Polens heißt es im weiteren: „Wir sind gezwungen gewesen, da sein [d. h. Polens] Ende nicht aufzuhalten war, uns gegen die Nachbarn zu sichern, die ihn (!) unterjochten. Nur deswegen mußten wir unsere Gränze (!) in das schon nicht mehr vorhandene ehemalige Polen vorrücken!“¹³ Eine ähnliche Auffassung, mit einer gelehrten Phraseologie geschmückt, wobei stark auf den Gang des erbarmungslosen Rades der Geschichte hingewiesen wurde, vertrat Heinrich von Sybel,¹⁴ dessen Haltung man als typisch für die deutsche Historiographie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ansehen kann.

Wir ha
Meinun
zum R
größ
und po
notwe
Fontan
Ordnun
ßen lie
auf di
linski
Wie w
in der
buch s
Mit se
Wohl
Mittel
Erlang

Anmer

Abkür

Ir
=
1 V
B
fu
2 V
3 D
re
re
z
4 V
5 V
6 V
7 C
u
8 V
r
E
N
9 V
10 F
V
F
F
g

Wir haben allen Grund anzunehmen, daß der Autor von „Vor dem Sturm“ solchen Meinungen nicht abgeneigt war. Die überlieferten Notizbücher, die seine Vorarbeiten zum Roman enthalten, weisen dazu eine bedenkliche Affinität auf. „Es gibt keinen größeren Gegensatz, als den polnischen und preußischen Charakter, als das preußische und polnische Wesen. Der Pole muß sich, als Träger seiner nationalen Eigenschaften notwendig feindlich gegen uns verhalten“ — lautet eine der früheren Aufzeichnungen Fontanes. Immerhin aber „gibt es Polen, die deutsch empfinden d. h., solche die den Ordnungssinn haben und ihn über die Landschaft stellen. Diese Polen lernen Preußen lieb gewinnen und stellen sich (...) (weil sie die Fehler ihres Volkes erkennen) auf die Seite Preußens. Solche Einzelpolen gab es immer. Dazu gehörte Ladałinski ...“¹⁵ Ähnliches, wengleich dezenter, artikuliert Fontane auch im Roman. Wie weit Fontanes historisch-geographische Vorstellung von Polen ging, zeigt sich in der Konzeption der Gestalt Bninskis (ursprünglich Skrbenski). In seinem Notizbuch stattete ihn der Dichter mit Gütern in Posen, Oberschlesien und — Polen aus.¹⁶ Mit seiner Zurückhaltung meint es also Theodor Fontane in „Vor dem Sturm“ ernst. Wohl oder übel kommt man zu dem Schluß, daß das Polentum hier nur als ein Mittel, die eingefügten Fetzen polnischer Geschichte nur als ein Instrument zur Erlangung einer *preußischen Identität* dienen.¹⁷

Anmerkungen

Abkürzung: Theodor Fontane, Vor dem Sturm. Roman aus dem Winter 1812 auf 13. In: Romane und Erzählungen in acht Bänden. Berlin und Weimar 1984³, Bd. 1,2. = VdS Bd. 1,2.

- 1 Vgl. Fontane an Ludwig Pietsch, 24. April 1880, in: Theodor Fontane. Briefe. Bd. 3. 1879—1889. Hrsg. von Walter Keitel und Helmuth Nürnberger. Frankfurt/M., Berlin 1987. S. 79 (Ullstein Buch, 4551)
- 2 Vgl. VdS Bd. 2, S. 38
- 3 Die Charaktere der in „Vor dem Sturm“ agierenden Gestalten wurden von mehreren Forschern einer Analyse unterzogen. Erwähnt sei hier nur die umfangreiche Arbeit von Hugo Aust: Theodor Fontane: „Verklärung“. Eine Untersuchung zum Ideengehalt seiner Werke. Bonn 1974, S. 51 ff
- 4 Vgl. VdS Bd. 2, S. 32 ff
- 5 Vgl. VdS Bd. 2, S. 37
- 6 Vgl. VdS Bd. 2, S. 192
- 7 Otto Fürst von Bismarck, Gedanken und Erinnerungen. (Volksausgabe) Stuttgart und Berlin 1905, Bd. 2, S. 154
- 8 Walter Müller-Seidel, Fontane und Polen. Eine Betrachtung zur deutschen Literatur im Zeitalter Bismarcks., in: Jörg Thunecke (Hrsg.), Formen realistischer Erzählkunst. Festschrift for Charlotte Jolles. In honour of her 70th birthday. Nottingham 1979, S. 444
- 9 VdS Bd. 2, S. 319
- 10 Friedrich Schleiermacher, Die große Veränderung, deren unser Volk sich erfreut, von Seiten unserer Würdigkeit vor Gott betrachtet. In: F. Sch.: Auswahl seiner Predigten, Homilien und Reden. Leipzig 1889, S. 73 [Die Predigt der Kirche. Klassikerbibliothek der christlichen Predigtliteratur. Mit einleitenden Monographien. Hrsg. von Gustav Leonhardi. Bd. VII]

- 11 Vgl. VdS Bd. 2, S. 190 ff
- 12 Vgl. Fontane an Herrmann Pantenius, 14. August 1893, in: Theodor Fontane. Briefe. Bd. 4. 1890–1898. Hrsg. von Walter Keitel und Helmuth Nürnberger. Frankfurt/M., Berlin 1897. S. 274 (Ullstein Buch 4552)
- 13 Aus dem Nachlasse Friedrich August Ludwig's von der Marwitz auf Friedersdorf, Königlich Preußischen General-Lieutenants a. D. Erster Band: Lebensbeschreibung. Berlin 1852, S. 67
- 14 „Es trat ein, was geschehen mußte, nachdem ein großes und begabtes Volk den politischen und sittlichen Selbstmord durch zwei Jahrhunderte hindurch an sich selbst vollzogen hatte. Es brach herein mit erschütternder Gewalt über Schuldige und Unschuldige, in einer Katastrophie, wie sie die Welt seit der Katastrophe Jerusalems nicht furchtbarer gesehen hatte. Man würde bei einem solchen Bilde an Recht und Vorsehung verzweifeln, sähe man nicht auch hier, daß die Nationen nur dann altern und sterben, wenn sie vorher sich selbst gerichtet haben. So hat Polen geendet, durch die eigenen Sünden auferstande, den geharnischten Nachbarn zu widerstehen.“ In: Heinrich von Sybel, Geschichte der Revolutionszeit 1798–1800. Stuttgart 1898, Bd. 5, S. 158 (zitiert nach: Martin Broszat, Zweihundert Jahre deutsche Polenpolitik, Frankfurt/M. 1972, S. 43 f)
- 15 Theodor-Fontane-Archiv in Potsdam. Fontanes Notizbuch. Sign. E 3, S. 2–3. Dem Fontane-Archiv danke ich für das zur Verfügung gestellte Material.
- 16 Vgl. die Anmerkungen zu „Vor dem Sturm“ in: VdS Bd. 1, S. 347
- 17 Dieter Sommer nennt es eine „Selbstverständigung“, wobei seine Schlüsse von denen in unserem Aufsatz weitgehend abweichen. Vgl. D.S., Das Polenbild Fontanes als Element nationaler Selbstverständigung und -kritik. In: Weimarer Beiträge, 16/1970, Heft II, S. 173–190.
Hervorzuheben ist, daß bei D. Sommer nicht das grobe Mißverständnis vervielfältigt wird, Fontanes Verhältnis zum Polentum und zum „Wendentum“ analytisch miteinander zu verflechten.

Martin Lowsky, Kiel

„Quitt“ und die Kommunarden. Über Fontanes Vorbilder für seine Figur Camille L'Hermite

1
Dem Realisten Theodor Fontane ging es, wie jeder seiner Leser weiß, nicht um die große räumliche Ausdehnung seiner Schauplätze. Das ihm sinnlich Erfafßbare, sein Preußen, das er liebte und zugleich vehement tadeln konnte, reichte ihm aus, um Mensch und Gesellschaft in repräsentativen Situationen und Verwicklungen zu schildern. Dieses Programm, gerade in der räumlichen Beschränktheit das Allgemeingültige zu finden und zu gestalten, hat der alte Fontane einmal in geradezu lehr-

hafter Weise ins poetische Bild gefaßt — im „Stechlin“, in dem berühmten Passus seiner Einleitung, wo es heißt, der stille See werde von Zeit zu Zeit „lebendig“ und reagiere dann mit Wellenschlägen auf Erdbeben in aller Welt, „sei's auf Island, sei's auf Java“.¹ Der Erzähler holt gleichsam den Lärm des ganzen irdischen Weltgetriebes in den Roman herein, der märkische Schauplatz erscheint stellvertretend für die Welt.

Interessant ist dabei, daß es, wie Kommentatoren angemerkt haben, den sensibel rumorenden See Stechlin in der märkischen Realität gibt. Selbst bei dieser höchst artifiziell anmutenden Welt-See-Parabel hat also Fontane auf die Wirklichkeit zurückgegriffen. Dieser subtile Realitätsbezug nun führt uns an ein Werk Fontanes heran, in dem doch einmal die Szenerie in eine ferne Welt wechselt, an den Roman „Quitt“, dessen zweite Hälfte, vom Schlußkapitel abgesehen, in Amerika spielt, in dem Indian Territory gar, dem heutigen Oklahoma. Dort liegt, so liest man, die Mennoniten-Siedlung Nogat-Ehre, die aus einer Großfamilie unter dem Patriarchen Obadja Hornbostel besteht. Freilich ist diese erfundene Auswanderer-Farm letztlich weniger ein exotischer Ort als ein Preußen im kleinen, „eine Art preußisches Amerika“ (Peter Demetz²). Das Fremdartige hat hier, wo man auch die sonst von Fontane gewohnten Landpartien mit Kaffeetrinken unternimmt, doch verhältnismäßig geringen Raum. Die immerhin auftretende gänzlich exotische Figur, der Indianerhäuptling Gunpowder-Face, spielt seine Rolle nur als milde belächeltes Unikum und erweist sich so als der literarische Nachfahre des bekehrten Eskimos aus Fontanes „Vor dem Sturm“, über den Tante Schorlemmer betulich plaudern durfte.

Eine nicht exotische, aber in mehrfacher Beziehung sehr fremdartig anmutende Figur in „Quitt“ ist der Franzose Camille L'Hermite. Er wurde nicht nur aus seiner europäischen Heimat in die Verbannung geschickt, sondern hat inzwischen auch die Flucht aus seinem Zwangsexil Neukaledonien hinter sich. Der Lebenslauf der Hauptfigur von „Quitt“, Lehnert Menz, der in Deutschland einen schikanösen Förster tötete und dann nach Amerika floh, erhält ein Gegenstück in dem Schicksal Camille L'Hermites, der ebenfalls an einer Blutschuld trägt: Camille gehörte zu den Aktiven der Pariser Kommune von 1871, er befahl die Soldaten, die in den letzten Tagen der Kommune den Erzbischof von Paris füsilierten. Hans-Heinrich Reuter hat in zwei Aufsätzen,³ der erste von 1966, mit Nachdruck auf die Dualität der Fälle Lehnert und Camille, auf das „Hochbewußte der Paarung“ in „Quitt“ hingewiesen: die zunächst auf das Private begrenzte Exilgeschichte Lehnerts mit ihrer engen Büßerthematik werde in der Figur Camille ins Politische hinausgeführt. Von hier aus und mit weiteren Argumenten (die sich auf die beifälligen Äußerungen in „Quitt“ über das amerikanische Staatswesen beziehen) kommt Reuter zu dem Schluß, „Quitt“ sei der „erste Exilroman der modernen deutschen Literatur“. Diesem pauschalen Urteil wurde mit guten Gründen widersprochen,⁴ aber Reuters Betonung der radikalen politischen Gedankengeflechte in diesem Roman bleibt ein bedeutsamer Markstein seiner Rezeptionsgeschichte.

Der mit dem ganzen Erdball kommunizierende See Stechlin hat, wir sagten es, sein Vorbild in der Realität, und so liegt die Frage nahe, ob Camille L'Hermite, der Mann, der Lehnerts persönliche, an Preußen gebundene Lebensproblematik ins Allgemein-Politische weiterträgt, ebenfalls der Wirklichkeit nachgebildet ist. Welche realen Personen, eine oder mehrere, verbergen sich hinter Camille, dem blutig agierenden Kommunarden und mühsam entronnenen Sträfling?

2

Es gibt bisher nur eine Untersuchung, die der Frage nach Camille L'Hermites speziellen Vorbildern nachgeht, Reine Chevannes Arbeit „Monsieur L'Hermite, assassin

de Monseigneur Darboy" (deutsch: Herr L'Hermite, der Mörder von Monseigneur Darboy) aus dem Jahre 1978.⁵ Da sie an entlegenem Ort erschien und weithin unbekannt geblieben ist, sei sie hier vorgestellt.

Die Autorin richtet ihr Augenmerk vor allem auf das, was Fontanes Roman im Zusammenhang mit dem Pariser Erzbischof erzählt. Sie hat Dokumente aus dem Archiv des Schlosses von Vincennes, des berühmten Militärmuseums bei Paris, und weitere Literatur herangezogen und teilt nun mit, wie die Erschießung von Monseigneur Darboy, dem Erzbischof von Paris, abgelaufen ist. Es war ein wichtiges Ereignis während der Existenz der Kommune, die mit dem Aufstand vom 18. März 1871 begonnen hatte und in der ‚Blutwoche‘ vom 21. bis 28. Mai durch das brutale Eingreifen der ‚Versailler‘, der regulären Truppen unter Regierungschef Thiers, ihr grausames Ende fand. Am 4. April war Darboy auf Befehl von Raoul Rigault, dem Sicherheitsbeauftragten des Kommune-Rates, gefangengesetzt worden. Als die Versailler vom 21. Mai ab die Barrikaden der Kommune bestürmten und unter massenhaftem Morden in die Stadt einbrachen, entschloß man sich in der Kommune, den Erzbischof zusammen mit fünf weiteren Kirchenmännern zu erschießen. Diese Erschießung war, so präzisiert Chevanne, nicht als Vergeltung für das Morden der Versailler gedacht (deren Massaker am Trocadéro besonders traurige Berühmtheit erlangt hat), sondern war geplant als Bestandteil des Kampfes gegen die Kirche und ihre Macht, der den Kommunarden, die darin der Revolution von 1789 folgen wollten, wichtig war.⁶ Immerhin wurde die Erschießung durch die Ereignisse des Ansturmes beschleunigt.

Über den Erzbischof und seine fünf Mitgefangenen trat am Morgen des 24. Mai ein Kriegsgericht zusammen, das ihre Hinrichtung entschied. Mit dieser Erschießung wurde ein Kommando betraut, das ein gewisser Vérig befehligte; dieser Vérig hatte keinen besonderen Rang, war aber vom Sicherheitsausschuß der Kommune mit der Vollziehung von Todesurteilen betraut worden. Die Erschießung der sechs Kleriker fand im Gefängnis La Roquette am 24. Mai 1871 gegen 8 Uhr abends statt. Nach der ersten Salve des Hinrichtungskommandos stand Darboy noch lebend da mit zum Segen erhobenen Händen; einer schoß erneut auf ihn, andere vollendeten die Hinrichtung durch weitere Schüsse und durch Kolbenhiebe. Vérig sagte anschließend zu zwei Gefängniswärtern, indem er ihnen seine Pistole zeigte: „Seht, sie ist noch ganz warm, soeben habe ich sie benutzt, um auf diesen berühmten Erzbischof den letzten Schuß abzugeben.“⁷

Vérig ist also der Mörder („assassin“) des Erzbischofs. Chevanne hält dies ausdrücklich fest. Am Rande weist sie darauf hin, daß die ihr vorliegenden Akten jene andere Darstellung widerlegen, wonach ein gewisser Schuster Sicard die Erschießung befehligt habe.⁸ Insoweit ist also Vérig das Vorbild für Fontanes Camille L'Hermite? Wenn Fontane seinen Camille sagen läßt: „Und der letzte war der Erzbischof . . . Ich übernahm selber das Kommando . . . Er ist gestorben wie ein Held, wie nur die von der Kirche zu sterben verstehen“,⁹ so umschreibt dies tatsächlich recht genau, was der reale Vérig erlebt hat — wengleich seine Wiedergabe nicht so respektvoll erfolgt. Der unmittelbar vorausgehende Satz Camilles: „Die Sache da draußen am Trocadero war kein Spaß, und daraufhin wurden die Geiseln erschossen“, wonach also die Erschießung der Würdenträger als direkte Vergeltung angesehen werden muß, trifft nach Chevanne, wie bereits dargelegt, nicht den Kern.

Chevanne teilt noch mit, Vérig sei ein Trinker gewesen (ein „ignoble ivrogne“, ein ehrloser Säufer¹⁰), so daß also auch L'Hermites Vorliebe für den unverdünnten Absinth ihr Original in Vérig hat. Chevanne kommt zu dem Schluß: Monsieur L'Hermite „ist also sicherlich der Säufer Vérig, der hassenswerte (franz.: odieux) und

zynische Revolutionär, der im Namen der republikanischen Idee von der Gedankenfreiheit in der Stunde, die für die schon praktisch besiegten Revolutionäre die hoffnungsloseste war, mit fanatischer Leidenschaft daran mitgewirkt hat, daß ein krimineller Akt zu Ende geführt wurde, der dem antiklerikalen Ideal der Kommune entsprach".¹¹ Man mag diese Formulierung Chevannes zu hart finden, besonders da sie sich nicht allein auf Véric, sondern auch auf L'Hermite bezieht. Doch deckt sie sich nicht nur mit dem hochmütigen Auftreten Véric's unmittelbar nach der Tat, sondern auch mit meiner Äußerung, die im Roman der junge Toby Hornbostel über den Revolutionär macht: „Er hat nur eine Menschheitsbeglückungsidee, der er alles opfert und am liebsten einen Erzbischof, einen Empereur, einen Papst.“¹²

Für Chevanne sind die Ereignisse der Pariser Kommune das einzige Reale, was Fontane in seine Figur Camille L'Hermite hineingewoben hat. Von dem historischen Fall ausgehend, „um diesen Kern von authentischem Leben“,¹³ habe Fontane für L'Hermite eine Vergangenheit konstruiert: seine frühen Jahre als Bergmann und Fabrikarbeiter, seine Hinwendung zum Atheismus mit 19 Jahren, seine Erfahrungen und Leiden als Aufständischer von 1848 und seine mit Auszeichnung durchstandenen Kriegsjahre auf der Krim.¹⁴ Auch seine abenteuerlichen Erlebnisse nach 1871, so Chevanne, seien erfunden. Véric ist, so teilt sie mit, in den letzten Straßenkämpfen der Kommune umgekommen.¹⁵

Die Autorin geht noch auf die Namensgebung „L'Hermite“ ein und erinnert an den historischen Pierre L'Ermite, den Mönch, der 1095 in Clermont zum ersten Kreuzzug aufgerufen hat. Auch Fontanes L'Hermite habe für seine Ideen so etwas wie einen Kreuzzug führen wollen, er sei „in seiner Art ein begeisterter Glaubensapostel“ gewesen.¹⁶ Dieser Vergleich ist plausibel; zudem hat Fontane in seinem Frankreich-Buch „Aus den Tagen der Okkupation“ diesem Pierre L'Ermite — Fontane schreibt bezeichnenderweise: L'Hermite — einen ganzen Abschnitt gewidmet. Er hatte das Denkmal dieses „Peter von Amiens“ an Ort und Stelle besichtigt. Noch im „Stechlin“ läßt er seine Personen über diesen Kirchenmann diskutieren.¹⁷

3

Um das Thema der Hinrichtung in „Quitt“ zu deuten und um vor allem Camilles lobende Worte über den Erzbischof (er sei gestorben „wie ein Held, wie nur die von der Kirche zu sterben verstehen“) recht zu erfassen, muß man die Tatsache bedenken, daß Fontane in den siebziger Jahren mit dem französischen Katholizismus in enge Berührung gekommen war. Dies hängt mit seinen eigenen bitteren Erlebnissen in Frankreich zusammen. Fontane, der als Kriegsberichterstatter Frankreich bereist hatte, war am 5. Oktober 1870 in Domrémy (Lothringen) unter dem Verdacht der Spionage verhaftet worden und hatte anschließend fast zwei Monate unter steter Todesgefahr in verschiedenen französischen Gefängnissen zugebracht; zuletzt drei Wochen auf der Atlantikinsel Oléron bei La Rochelle. Daß er schließlich freigelassen wurde, verdankte er neben anderen der Katholikin Elsy von Wangenheim, einer Berliner Freundin der Fontanes, die ihre Beziehungen zu dem Kardinalerzbischof von Besançon, Césaire Mathieu (1796—1875), ins Spiel gebracht hatte. Mathieu engagierte sich sofort für den gefangenen Schriftsteller und bewirkte zunächst einmal eine bessere Behandlung Fontanes in seiner unglücklichen Lage: „ohne die Fürsprache des Kardinals“, schreibt Fontane am 18. November 1870 von der Ile d'Oléron an seine Frau, „wär ich den Strapazen wahrscheinlich erlegen.“¹⁸

Man kennt seit langem schon einen Brief Fontanes (genauer: den Entwurf hierzu) an Mathieu vom 5. Oktober 1871, dem „Jahrestag der Gefangenschaft“, wie Fontane notiert, der Teil einer freundschaftlichen Korrespondenz ist, die sich zwischen Fon-

tane und dem Kardinal entwickelt hatte. In diesem Brief lesen wir auch den Namen des Pariser Erzbischofs, wobei allerdings Fontane irrtümlich „Duboy“ statt Darboys schreibt.¹⁹ Mathieu hatte ihm neben anderem vom Sterben Darboys berichtet, und Fontane geht darauf ein. Er versichert Mathieu, er habe die Nachricht „unter tiefer Bewegung gelesen, unter Tränen, die wohl jeder fühlende Mensch bei Erzählungen solches Todesmutes haben wird, doppelt aber solche Personen, deren Schicksal ein sehr ähnliches war und die, wie ich, auch nahe daran waren, wenigstens in Betreff der speziell gegen sie gerichteten Anklage, absolut schuldlos zu sterben“. Diese Worte sind offenbar die Urform der freundlichen Beurteilung, die 14 Jahre später, als Fontane an „Quitt“ zu schreiben begann, L’Hermite über Darboys abgeben sollte.

Der Satz im Brief macht auch deutlich, daß es keineswegs nur Dankbarkeit oder gar nur Höflichkeit gegenüber seinem Briefpartner war, die Fontane für Darboys Stellung nehmen ließ. Vielmehr empfand Fontane, den ja auch die politischen Ereignisse in Frankreich überrannt hatten, persönliches Mitgefühl für diesen Mann, der, anders als er, in der Gefangenschaft sein Leben lassen mußte. Dabei fällt Fontane aber kein Werturteil über solcherart Hinrichtung als politische Tat, sondern spricht nur den einzelnen Menschen, der hier hineingerät, frei („in Betreff der speziell gegen [ihn] gerichteten Anklage“). Auf jeden Fall geht die Erwähnung des Pariser Erzbischofs in „Quitt“ auch auf Fontanes Briefwechsel mit Césaire Mathieu zurück. Mathieu hatte ihm die würdevolle Haltung des Erzbischofs berichtet; dies bezeugt uns schon Fontanes Wort vom ‚Todesmut‘, das wir soeben zitiert haben, es wird aber auch von dem Herausgeber des Briefwechsels, René Cheval, begründet.²⁰

Über diese Beobachtungen hinaus ist noch festzuhalten, daß Camilles Lob für Darboys auch eine wichtige Funktion im ‚ideologischen Kräftefeld‘ dieses Romans hat. Indem Fontane den Revolutionär freundliche Worte über seinen klerikalen Widerpart sagen läßt, schafft er sich selber die Möglichkeit, im Gegenzug für diesen Revolutionär und seine radikalen Ideen Anerkennendes zu sagen. Einfach ausgedrückt, Camille ‚gewinnt‘ vor dem bürgerlichen Leser, wenn er über den Bischof Gutes sagt. So mag man Camilles Äußerungen als publizistisch-politische Taktik Fontanes vor seiner Leserschaft sehen – und nebenbei auch als eine Selbstberuhigung des Schriftstellers angesichts des heiklen Themas, das er mit diesen Kommunarden behandelt. Wie man weiß, hatte Fontane seit dem Frühjahr 1871, als er die Kämpfe zwischen der Kommune und den Versaillern mit eigenen Augen gesehen, aber ohne innere Anteilnahme kommentiert hatte, eine andere Einstellung gegenüber dem Pariser Volksaufstand gewonnen. In „Quitt“ läßt er seinen Lehnert Menz während des Gesprächs mit Camille für die Kommune Partei ergreifen; sagt doch Lehnert am Ende seines Augenzeugenberichtes von den Kämpfen der Kommune: „wenn er sich vergegenwärtige, was er bei der Gelegenheit alles gesehen hätte, so begreif‘ er nur zu gut, was unmittelbar darauf von seiten der Communards geschehen sei, und könne von Grausamkeit keine Rede sein“.²¹ Diese Passage ist schon mehrfach interpretiert und dabei mit dem genannten früheren Kommentar Fontanes kontrastiert worden, unter anderem von Günter Jäckel in der zweibändigen Fontane-Edition „Wanderungen durch Frankreich“.²² Nicht daß Fontane sich jemals zum Befürworter der Kommune erklärt hätte, aber er hat doch im Laufe seiner letzten Lebensjahrzehnte Respekt bekommen vor den Erhebungen und dem Fortschrittsdenken des Vierten Standes. Man kennt den Satz des alten Fontane: „Sie, die Arbeiter, packen alles neu an, haben nicht bloß neue Ziele, sondern auch neue Wege.“ (An James Morris, 22. Februar 1896.) Hier drückt sich die Haltung aus, die sich schon mit dem Auftreten Camille L’Hermites in „Quitt“ ankündigt. In Frankreich haben diese Haltung etwa die Brüder

Goncourt oder Emile Zola (1840—1902) vertreten, die, ohne sich direkt zur Kommune zu bekennen, Verständnis für diesen politischen Aufbruch des Vierten Standes hatten.

Mit dem Namen Zola, der bezeichnenderweise in „Quitt“ offen genannt wird — anlässlich der Vorleseabende in der Mennoniten-Familie²³ —, ist ein Stichwort gefallen, das man für die Deutung und Einschätzung von „Quitt“ nicht übergehen sollte. Allgemein läßt sich sagen, daß Fontanes interessierte, wenngleich nicht immer zustimmende Lektüre der Werke Zolas, die 1883 intensiv erfolgte,²⁴ zu seiner politischen Horizonterweiterung beigetragen hat. Was nun speziell Camille und seine möglichen Vorbilder betrifft, so wäre an zwei Romane Zolas zu denken. Der eine ist „Germinal“; darin tritt der umstürzlerische Sozialist Souvarine auf, der gelernter Mechaniker und — im dritten Teil des Romans — Zimmernachbar der Hauptperson Etienne Lantier ist. (Die beiden Nachbarn sind Flüchtlinge, was auch an „Quitt“ gemahnt.) Diese Verbindung von revolutionärer Gesinnung und technischer Begabung bei Souvarine hat vielleicht bei der Konzipierung des Camille, des „Düftelgenie(s)“,²⁵ mitgewirkt. Allerdings ist „Germinal“ 1885 herausgekommen (in demselben Jahr auch auf deutsch), also erst in dem Jahr, in dem „Quitt“ begonnen wurde. Der andere Roman ist „La Faute de l'Abbé Mouret“ (1875), auf deutsch unter dem Titel „Die Schuld des Pastor Mouret“ 1881 erstmals erschienen, ein Roman, von dem wir sogar ein Zeugnis haben (allerdings erst von 1894), daß Fontane ihn gelesen hat.²⁶ In diesem Werk Zolas gibt es den Gutsverwalter Jeanbernat, der sich brüsk zu seinem Atheismus bekennt, und andererseits den Priester Mouret, die Hauptfigur, der von Zwangsvorstellungen gesteuerte Halluzinationen erlebt.²⁷ In Camille finden wir beides wieder, den schroff bekundeten Atheismus wie die halluzinatorischen Visionen; sollte er auch als eine Kombination aus den beiden Zolaschen Gestalten konstruiert sein?²⁸ Damit sind wir, auf dem Umweg über Zola, wieder bei den mönchischen Zügen des revolutionären Camille angelangt, also bei dem Ineinander von religiösem und atheistischem Eiferertum, auf das uns Reine Chevanne hingewiesen hat. Dieses Ineinander hat seine Spuren auch in den achtungsvollen Worten Camilles über seinen weltanschaulichen Gegner, den Erzbischof, von denen wir in diesem Abschnitt ausgegangen sind.

4

So neuartig und außergewöhnlich der Fall Camille L'Hermite als Politikum in Fontanes Werk ist, so ist es andererseits doch ebenso erstaunlich, daß Camille, der alles in allem positive Held, ein Globetrotter — wenn auch ein unfreiwilliger — ist. Camilles Erlebnisse als Verbannter und als Flüchtling aus dieser Verbannung, diese Abenteuer Camilles, die ihn bis in die Südsee führten, machen ihn zu der am weitesten gereisten Figur in Fontanes Werk, vergleichbar allenfalls mit dem kuriosen Aleuten-Besucher Onkel August aus „Von Zwanzig bis Dreißig“, vor dem Fontane aber immer eiligst auf Distanz ging. Camille in seiner Rolle als ‚Weltdurchquerer‘ ist in Fontanes Werk ebenso außergewöhnlich wie Camille als der Revolutionär, und zu fragen ist, ob Fontane auch für diesen ‚Weltdurchquerer‘, für den späten Camille, der nach Neukaledonien geschickt wurde und von dort entwich, ein reales Vorbild vor Augen hatte.

Tatsächlich gibt es einen Förderer der Pariser Kommune, der nach ihrer Unterwerfung zur Deportation nach Neukaledonien verurteilt wurde und dem von dort die Flucht gelang, der also Camilles Deportierten-Los vorgelebt hat. Es ist der Journalist Victor-Henri de Rochefort-Luçay (1831—1913), der sich selbst schlicht Henri Rochefort nannte. Heute ist er, selbst in Frankreich, fast vergessen, seinerzeit aber stand er jahrzehntelang im Rampenlicht der Öffentlichkeit und wurde als ein zweiter

Voltaire angesehen. Auch Fontane erwähnt ihn in seinem Werk „Der Krieg gegen Frankreich 1870–71“ einige Male. Wer war dieser Mann?

Rochefort²⁹ entstammte väterlicherseits einer streng royalistisch eingestellten Familie, ließ sich aber von seiner Mutter für republikanische und demokratische Ideen begeistern. Er wurde als Journalist weithin bekannt, als er 1868 die Zeitung „La Lanterne“ (Die Laterne) gründete und darin in scharfen Polemiken das Zweite Kaiserreich unter Napoleon III. attackierte. Zeitweise war er Abgeordneter der Opposition. Im Februar 1870 wurde er wegen seiner Aufrufe zur Errichtung der Republik in Haft genommen, aber am 4. September, während der Volkserhebung nach der Niederlage von Sedan, von seinen Anhängern befreit. Fontane schreibt hierzu in seinem Buch über den deutsch-französischen Krieg: „Die auf dem Platz versammelten Tausende bildeten sofort Spalier, und zwischen ihnen hindurch, wie ein Triumphator, schritt der Laternenmann (d. h. Rochefort) auf die Treppe des Stadthauses zu.“³⁰ Ab dem 18. März 1871 setzte er sich in seinem neuen Blatt „Le Mot d'Ordre“ (Die Parole) für die Pariser Kommune ein, übte aber auch Kritik, die oft von seinen persönlichen Feindschaften (u. a. zu Raoul Rigault, der, wie erwähnt, den Erzbischof verhaften ließ) gefärbt war. Die Erschießung des Erzbischofs hat Rochefort als politisch unklug getadelt. Doch zu diesem Zeitpunkt war er nicht mehr unter den Kommunarden: er hatte Paris am 17. Mai 1871 verlassen und war vor den Toren von der offiziellen Polizei verhaftet worden. Er wurde der „complicité morale avec les communards“ (geistigen Komplizenschaft mit den Kommunarden) beschuldigt,³¹ am 21. September 1871 zur Deportation verurteilt und, nachdem er zwei Jahre in verschiedenen Gefängnissen zugebracht hatte, im Dezember 1873 nach Neukaledonien, der östlich von Australien gelegenen Sträflingsinsel, geschafft.

Im März 1874 – und nun wird der Leser von „Quitt“ besonders aufmerken – unternahm Rochefort die Flucht zusammen mit fünf Mitgefangenen; unter ihnen war Paschal Grousset, der bekannte Publizist, und Olivier Pain, ein alter Kampfgefährte vom „Mot d'Ordre“. Die Männer, die den Kapitän eines australischen Kohlentransporters bestochen hatten, gelangten in der Nacht vom 19. auf den 20. März, nach tagelangem, aufregendem Warten auf günstige Witterung, in einem Boot an das im Hafen liegende Schiff. Dabei ergab sich die zusätzliche Schwierigkeit, daß der Kapitän in dieser Nacht auf Zechtour gegangen war und der Steward, der nicht eingeweiht war, die sechs Ankömmlinge zuerst wieder von Bord weisen wollte. Rochefort erreichte Newcastle in Australien und danach Sydney, wo ihn, wie auch auf späteren Stationen der Reise, die Presse als berühmt-berüchtigten politischen Abenteurer feierte. Dabei soll er sogar, wie er an zwei Stellen seiner Autobiographie „Abenteuer meines Lebens“ schreibt, von irischen Katholiken als „Mörder des Erzbischofs“ tituliert worden sein.³² Begleitet nur noch von Pain, reiste Rochefort über die Fidschi-Inseln und Hawaii nach San Francisco und überquerte in der Eisenbahn den amerikanischen Kontinent. In Salt Lake City, der Mormonenstadt, soll er ehrfurchtsvoll das Tabernakel der Sekte bewundert haben. Die Männer erreichten New York und schließlich London, wo Rochefort wieder seine journalistische Tätigkeit zu entfalten begann. Er blieb im englischen, belgischen und Schweizer Exil bis zum Jahre 1880, als er im Zuge einer Generalamnestie nach Paris zurückkehrte. Hier griff er im „Intransigeant“, wiederum einer von ihm gegründeten Zeitung, die Kolonialpolitik der Regierung Jules Ferrys heftig an.

So weit der Lebensweg Henri Rocheforts bis in die Jahre, als Fontane seinen „Quitt“ schrieb.³³ Wir sehen, daß Camilles Schicksal große Ähnlichkeit mit Rocheforts Erlebnissen seit seiner Verurteilung hat. Dies gilt insbesondere für die Flucht aus Neukaledonien, über die in „Quitt“ Camille erzählt: „Wir waren unserer drei, die's

wagten, weil wir gut schwimmen konnten, und schwammen denn auch wirklich, trotz Brandung, auf ein Schiff zu, von dem wir wußten, daß der Kapitän mit unserer Sache sei. Meinen beiden Kameraden aber ging die Kraft aus; ich für mein Teil konnte noch gerade ein Tau fassen, das mir von Deck aus zugeworfen wurde.“³⁴ Auch hier wird die Flucht mit knapper Mühe und nur dank der Hilfe eines Kapitäns bewältigt, wobei Fontane das aufregende Ereignis dadurch noch poetisch überhöht, daß er Camilles Begleiter tödlich scheitern läßt. Daß Camille später im amerikanischen Mittelwesten hängenbleibt, entspricht insofern Rocheforts Schicksal, als sein Fluchtweg ihn quer durch die Vereinigten Staaten führte. Außerdem hat in Camilles Zufluchtsuche bei den Mennoniten Rocheforts Aufenthalt beim Heiligtum der Mormonen seinen Widerschein.

Auch kann über die Kommune- und Fluchtvergangenheit hinaus selbst im Charakterlichen Rochefort ein Vorbild für Camille gewesen sein, denn Rochefort hat sich bei allem politischen Engagement seine Selbständigkeit, ja Querköpfigkeit bewahrt. Entsprechend ist das Auftreten des Revolutionärs in „Quitt“ manchmal wirr. Man denke nur an die Bemerkung, die Camille die politische Geradlinigkeit abspricht: die technischen Fortschritte in der Welt seien Dinge, so heißt es, „die seiner Seele mindestens so hoch standen (vielleicht noch höher) als der Sieg der Commune“.³⁵

Freilich, mit Darboys Hinrichtung hatte Rochefort nichts zu schaffen. Camille als Bischofsmörder und Deportierter ist eine Erfindung, aber nicht unbedingt eine Fontanesche. Es gab, wie erwähnt, das Gerücht, Rochefort sei der Mörder des Erzbischofs, und vielleicht ist es als Falschmeldung durch die Zeitungen gegangen und Fontane vor die Augen gekommen. Dann läge es auf der Hand, daß nicht der tatsächliche Mörder des Erzbischofs, sondern Henri Rochefort und sein Schicksal die entscheidende Inspirationsquelle bei der Erfindung der Figur Camille L’Hermite gewesen ist.

5

Natürlich wollen wir uns nicht darin verlieren, alle Parallelen zwischen L’Hermite und Rochefort aufzuspüren. Denn nur spekulieren kann man darüber, wie genau Fontane über Rocheforts Leben informiert war und was im einzelnen ihn an diesem Mann fasziniert haben könnte. Möglicherweise hat ihn schon die Tatsache angezogen, daß für ihn, den ehemaligen Journalisten, Rochefort ein Berufskollege war. Oder hatte er sogar erfahren, daß Rochefort vor seiner Deportation, während der zweijährigen Wartezeit, acht Wochen, vom 22. Juni bis zum 20. August 1872, in der Zitadelle von Oléron untergebracht war, also genau an jenem Ort, wo der kriegsgefangene Fontane festgesessen hatte? Sah Fontane demnach in Rochefort auch den Leidensgenossen?³⁶

Lassen wir dies in der Schwebe, zumal es für die Konstruktion des Romanes kaum von Belang ist. Halten wir vielmehr fest: Camille L’Hermite hat auch in seiner Rolle als Verbannter und Flüchtling sein Vorbild in der Wirklichkeit, und dieses Vorbild war Henri Rochefort, der Journalist, Politiker und politisch Verfolgte. Eingangs erwähnten wir jene Deutung des „Quitt“-Romans, wonach der Fall Camille als das hochpolitische Gegenstück zu dem privat motivierten Exilantenschicksal Lehnert angelegt ist. Fontanes Orientierung an Rochefort, an dieser zeitgeschichtlichen Berühmtheit, ist für diese Deutung gewiß ein beachtenswerter Beleg.

Anmerkungen:

- 1 Theodor Fontane: Der Stechlin. (Sämtliche Romane. Erzählungen. Gedichte. Nachgelassenes. Bd. 5.) München 1980, S. 7.

- 2 Peter Demetz: Formen des Realismus: Theodor Fontane. Kritische Untersuchungen. Frankfurt a. M./Berlin/Wien 1973, S. 95.
- 3 Hans-Heinrich Reuter: Grundpositionen der ‚historischen‘ Autobiographie Theodor Fontanes. In: Theodor Fontanes Werk in unserer Zeit. Potsdam 1966, S. 13 bis 36. (Die folgenden beiden Zitate S. 31, 27.) — Hans-Heinrich Reuter: Kriminalgeschichte, Humanistische Utopie und Lehrstück. Theodor Fontane, „Quitt“. In: Sinn und Form 23 (1971), Heft 6, S. 1371–1376.
- 4 Siehe etwa Walter Müller-Seidel: Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland. Stuttgart 1980², S. 233–238.
- 5 Reine Chevanne: Monsieur L’Hermite, assassin de Monseigneur Darboy. In: Centre Universitaire de Valenciennes et du Hainaut Cambrésis (Hg.): Cahiers de l’U. E. R. Froissart. Recherches en lettres et sciences humaines. 3 (1978), S. 32 bis 54. — Zitate im folgenden aus Chevannes Arbeit und anderen französischen Quellen sind von mir übersetzt.
- 6 Ebd., S. 36.
- 7 Ebd., S. 41.
- 8 Die Version, Sicard habe den Erschießungstrupp befehligt, vertritt, so Chevanne (S. 42), Maurice Choury in seiner Darstellung „La Commune au coeur de Paris“, sie findet sich aber auch in Helmut Swoboda (Hg.): Die Pariser Kommune 1871. München 1972², S. 307–315 (es handelt sich hier um einen Ausschnitt aus dem Tagebuch von Maurice d’Hérisson). Einem anderen Bericht zufolge (ebd., S. 306 f.) stand ein gewisser Ranvier an der Spitze des Erschießungskommandos.
- 9 Theodor Fontane: Quitt. In: Theodor Fontane: Sämtliche Romane. Erzählungen. Gedichte. Nachgelassenes. Bd. 1. München 1970, S. 356 (die Punkte so im Original).
- 10 Reine Chevanne: Camille L’Hermite. S. 39.
- 11 Ebd., S. 42.
- 12 Theodor Fontane: Quitt. S. 343.
- 13 Reine Chevanne: Camille L’Hermite. S. 43.
- 14 Ebd., S. 43–45. Theodor Fontane: Quitt. S. 356–358.
- 15 Reine Chevanne: Camille L’Hermite. S. 42.
- 16 Ebd., S. 47.
- 17 Theodor Fontane: Aus den Tagen der Okkupation. In: Theodor Fontane: Aufsätze. Kritiken. Erinnerungen. Bd. 4. München 1973, S. 806–808. — Theodor Fontane: Der Stechlin. S. 301. — Der Kommentar der Hanser-Ausgabe zu „Quitt“ (wie in Anm. 9, S. 928) weist darauf hin, daß der Name L’Hermite an Vorfahren Fontanes mütterlicherseits (L’Hermet) erinnert, aber auch im Werk Walter Scotts auftritt. Der Vorname Camille soll vielleicht auf den französischen Revolutionär Camille Desmoulins (1760–1794) anspielen.
- 18 Theodor Fontane: Briefe. Bd. 2. München 1979, S. 361. Den Brief enthält auch die Ausgabe Theodor Fontane: Wanderungen durch Frankreich. Bd. 1. Berlin 1984, S. 249–251. Zu Fontanes Gefangenschaft in Frankreich siehe die Einleitung von Günter Jäckel (Fontane und der Krieg in Frankreich) ebd., S. 5–44, und

- Helmuth Nürnberger: Theodor Fontane in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek 1977, S. 113–116. Die Initiative Elsy von Wangenheims stellt ausführlich dar René Cheval: Fontane und der französische Kardinal. Ein neu entdeckter Briefwechsel (1870–75) mit Césaire Mathieu, Erzbischof von Besançon. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 27 (1983), S. 19–58 (S. 20–25).
- 19 Wir zitieren den Brief nach Theodor Fontane: Briefe. Bd. 2. S. 387–389. Die Verschreibung des Namens Darboy korrigiert stillschweigend der zugehörige Registerband: Briefe. Bd. 5. München 1988, S. 31.
- 20 René Cheval: Fontane und der französische Kardinal. S. 28. — Fontane hatte nicht erst durch Mathieu von Darboys Tod erfahren; siehe seinen Brief vom 31. Mai 1871 an Mathieu, wiedergegeben (mit einem Druckfehler im Datum) ebd., S. 40 f. Vgl. Chevalls Kommentar hierzu (ebd., S. 26–29). — Übrigens zählte Darboy zu den liberaleren Kreisen des französischen Klerus und besaß Respekt bei vielen seiner politischen Gegner; vgl. Alfred Corban: Frankreich von Ludwig XIV. bis de Gaulle. München 1966, S. 458 f.
- 21 Theodor Fontane: Quitt. S. 356.
- 22 Günter Jäckel: Fontane und der Krieg in Frankreich. S. 23–30.
- 23 Theodor Fontane: Quitt. S. 385 f.
- 24 Pierre Bange: Fontane et le naturalisme. Une critique inédite des Rougon-Macquart. In: Etudes Germaniques. 19. Jg. (1964), 2, S. 142–164.
- 25 Theodor Fontane: Quitt. S. 357.
- 26 Theodor Fontane: Was soll ich lesen? In: Theodor Fontane: Aufsätze. Kritiken. Erinnerungen. Bd. 1. München 1969, S. 572.
- 27 Emile Zola: Œuvres complètes. Les Rougon-Macquart: La Faute de l'Abbé Mouret (u. a.). Paris 1967 (Cercle du Livre précieux), S. 49, 241.
- 28 Zu den Halluzinationen siehe Theodor Fontane: Quitt. S. 362 f. — Noch andere Einzelheiten von Zolas „Abbé Mouret“ wiederholen sich in „Quitt“. Die räumliche und psychische Bedrängtheit, in der der Pastor zusammen mit seiner Haushälterin und seiner geistesschwachen Schwester lebt, scheint die Enge der Mennoniten-Siedlung vorwegzunehmen, und wenn diese Schwester ihre Hühner und andere Tiere in einem kleinen Hof zusammenpfercht, so gemahnt dies an den vollen Tierkäfig, mit dem Lehnert die Siedlung vergleicht: „A happy family“ lautet das sarkastische Schlagwort in „Quitt“ (S. 347). Mouret bricht aus dieser Enge aus — hier haben wir also auch das Flucht-Motiv (wobei zusätzlich Camille für drei Tage aus Nogat-Ehre verschwindet) — und gerät in eine paradisische Natur. Das Ganze hat natürlich mythische Züge, wie auch über dem Amerika-Teil von „Quitt“ eine leicht mythische Atmosphäre liegt. (Parallelen zwischen Zolas „Abbé Mouret“ und Fontanes „Ellernklipp“ nennt Pierre Bange: Ironie et dialogisme dans les romans de Theodor Fontane. Grenoble 1974, S. 47.).
- 29 Im folgenden wurden benutzt: Henri Rochefort: Abenteuer meines Lebens. 2 Bde. Stuttgart 1900 (gekürzte Fassung der Memoiren Rocheforts: Les Aventures de ma vie. 5 Bde. Paris 1896). Käthe Nedila: Henri Rochefort. Diss. Berlin 1959. Eric Vatré: Henri Rochefort ou la comédie politique au XIXe siècle. Paris 1984. — Reine Chevanne (Camille L'Hermite, S. 43) erwähnt kurz Rochefort, hält es aber für ausgeschlossen, daß Fontane sich auf ihn bezogen haben könnte, weil — unter

- anderem — seine Flucht nicht in Amerika geendet habe. Einen Hinweis auf Gemeinsamkeiten zwischen Rochefort und L'Hermite habe ich gegeben in: M. L.: „Mummenscherz mit Tanz“. Vieldeutige Abenteuerlichkeit in Karl Mays Tunesien-Erzählung ‚Der Krumir‘. In: Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft 1985. Hamburg 1985, S. 321–347. (S. 346.)
- 30 Theodor Fontane: Der Krieg gegen Frankreich 1870–71. Zürich 1985. Bd. 3, S. 20.
- 31 Eric Vatré: Rochefort. S. 152.
- 32 Henri Rochefort: Abenteuer. Bd. 2, S. 148 f., 182.
- 33 Ein Blick noch auf Rocheforts Aktivitäten ab Mitte der achtziger Jahre: Er polemisierte immer mehr gegen die Linke und entwickelte seinen „Intransigeant“ zum antisemitischen und antiparlamentarischen Kampfblatt. In der von Emile Zola ins Rollen gebrachten ‚Dreyfus-Affäre‘ um die nationalistischen und anti-jüdischen Intrigen der französischen Militärs stellte er sich auf die Seite der Armee und gegen Zola. Auch schon bei seinen antikolonialistischen Artikeln hatte Rochefort Teile der Rechten auf seiner Seite gehabt, die die Erwerbung von Kolonien als Ablenkung von der Schmach des verlorenen Krieges ansahen. In seinen letzten Lebensjahren wurde Rochefort gemäßiger und löste sich von seinem Rechts-Blatt.
- 34 Theodor Fontane: Quitt. S. 356.
- 35 Ebd., S. 357.
- 36 Für eine solche innere Verbundenheit Fontanes mit Rochefort/L'Hermite spricht, daß die Halluzinationen Camilles in seiner „Mond- und Spuknacht“ (Quitt, S. 388, vgl. 362 f.) denjenigen im „Mondstreifen“ ähneln, die Fontane von seinem Oléron-Aufenthalt berichtet hat (Theodor Fontane: Kriegsgefangen. In: Theodor Fontane: Aufsätze. Kritiken. Erinnerungen. Bd. 4. München 1973, S. 668–670).

Charlotte Jolles, London

Konfidentenberichte Edgar Bauers über den „Preußischen Agenten Fontane“.

Eine überraschende Entdeckung

Im zweiten Kapitel seiner Autobiographie „Von Zwanzig bis Dreißig“, in dem Fontane über seine ersten Beziehungen zu literarischen Vereinen berichtet, widmet er der Persönlichkeit Julius Fauchers einen bedeutenden Teil seiner Erinnerungen. Beide waren in den frühen vierziger Jahren Mitglied des Lenau-Vereins in Berlin. Sie trafen sich dann Mitte der fünfziger Jahre in London wieder, wo Faucher, Ökonom und Vertreter der Freihandels-Partei, schon seit 1850 weilte und Fontane als Presseagent der preußischen Regierung seit Herbst 1855 tätig war. Hatte sie in den frühen

Berliner Jahren zuerst literarisches Interesse zusammengeführt, so durchstreiften sie nun gemeinsam die Metropole London, und Faucher machte Fontane mit manchen Institutionen bekannt. Sie besuchten Debating Clubs, die vor allem in den Kneipen der City von London abends tagten, eine interessante Institution des Victorianischen England. Ihr häufiges Zusammentreffen ist auch in Fontanes Tagebüchern belegt. Bei dem deutschen Emigranten Heinrich Beta (ursprünglich Bettziech), dem Korrespondenten der „Gartenlaube“, gingen beide ein und aus, wie denn Betas gastfreundliches Haus überhaupt zu einem Zentrum der vielen deutschen Flüchtlinge in London wurde. Fontanes Verhältnis zu Beta und seiner Familie war ein besonders enges. So geschah es also, daß der für die preußische Regierung arbeitende Fontane mit manchen Menschen nicht nur aus dem Kreise der deutschen politischen Emigration, sondern auch mit Emigranten aus anderen europäischen Ländern zusammentraf. Unter den Deutschen ist besonders Edgar Bauer zu erwähnen, ein enger Freund Fauchers. Auch ihn nennt Fontane in seiner Autobiographie. Edgar Bauer sowie sein Bruder Bruno Bauer hatten mit Faucher in den vierziger Jahren zum Kreis um Max Stirner gehört, dem Kreis der berühmten „Sieben Weisen aus dem Hippelschen Keller“, von denen Fontane schreibt, Berlin habe kaum jemals interessantere Leute gesehen als diese Sieben.¹

Ob Fontanes Urteil mit dem wohl positiv gemeinten Epitheton ‚interessant‘ einer Nachprüfung ihrer Lebensläufe standhält, scheint mir sehr fraglich.

Edgar Bauer begann, wie auch sein Bruder Bruno, als Junghegelianer. Er stand in Verbindung mit Arnold Ruge, Marx und Engels und schrieb für deren Zeitschriften, bis es zu einer Auseinandersetzung zwischen den Brüdern Bauer und Marx und Engels kam, die in deren Schrift „Die Heilige Familie“ ihren Niederschlag fand. Doch später muß es zu einer Versöhnung gekommen sein, denn, als Edgar Bauer, um einer Verhaftung und Festungsstrafe zu entgehen, 1849 endgültig Berlin verließ und auf Umwegen schließlich im Oktober 1851 in London eintraf, stellte sich bald wieder ein Kontakt mit dem dort weilenden Marx her, und beide verkehrten miteinander. Marx aber hielt nichts von ihm, und es kam auch später wieder zu Auseinandersetzungen. Marx spricht von ihm immer als von dem „Clown“. Durch Edgar Bauer wurde dann auch eine Verbindung zwischen Marx und Faucher hergestellt.²

Nachdem Bauer Berlin verlassen hatte, befand er sich einige Zeit in Hamburg, wo er erst eine Beziehung zur traditionell demokratischen „Norddeutschen Freien Presse“ anknüpfte, die in Altona herausgegeben wurde und das Organ der Fortschrittspartei war, die zur Freiheitsbewegung in Schleswig-Holstein gehörte. Als sich Preußen von der Freiheitsbewegung dort zurückgezogen hatte und diese langsam verebbte, bedeutete dies den Niedergang des Blattes, das Bauer dann 1851 verließ, um eine Anstellung als Redakteur der neuen „Altonaer Zeitung“ anzunehmen, die von der dänischen Regierung finanziert wurde, um die Sache Dänemarks in den Herzogtümern zu vertreten.

Die Berliner Polizei, die Bauer seit 1849 suchte, kam ihm auf die Spur und fand ihn, aber es gelang Bauer, über Flensburg nach Kopenhagen zu entfliehen. Professor Peder Hjort, der für die dänische Regierung die Auslandspropaganda leitete und also auch für die „Altonaer Zeitung“, für die Bauer gearbeitet hatte, verantwortlich war, verhalf ihm schließlich zur Flucht nach England. Damit begann für Bauer ein neuer Lebensabschnitt, mit einer Verbindung, die bis ans Ende seines Lebens währte.

Sein Verhältnis zur „Altonaer Zeitung“³ blieb bestehen, er wurde deren Londoner Korrespondent; er sandte fast täglich Korrespondenzartikel und einmal wöchentlich einen Leitartikel. In jüngster Zeit, erst 1980, wurde aber die erstaunliche Tatsache

aufgedeckt, daß er — Emigrant unter Emigranten — von 1852 an geheime Berichte über die politische Emigration in London, nicht nur die deutsche, sondern die ganze europäische Emigration nach Kopenhagen lieferte.

Diese Berichte erschienen 1989 im Druck, unter Mitarbeit von Margret Dietzen und Elisabeth Neu, herausgegeben von Erik Gamby, der bereits 1985 eine biographische Studie über Edgar Bauer veröffentlicht und auf die Berichte hingewiesen hatte.⁴

Es ist eine komplizierte Angelegenheit.

Die polizeilichen Nachforschungen über die Aktivitäten der politischen Opposition innerhalb der deutschen Länder sowie im Ausland erstreckten sich auch auf Schleswig-Holstein; beide in Personalunion mit der dänischen Krone verbunden, Holstein aber auch zum Deutschen Bund gehörig. Die politische Opposition dort wurde schon lange von Kopenhagen aus überwacht, aber es bestand auch eine Zusammenarbeit mit dem Polizeipräsidenten in Hannover. Man glaubte auf dänischer und deutscher Seite, daß die revolutionäre Bewegung von London aus geleitet würde, wo sich die Mehrzahl der europäischen Flüchtlinge niedergelassen hatte. So kam es, daß der Kopenhagener Polizeidirektor Cosmus Braestrup 1852 von Edgar Bauer, dem Korrespondenten der „Altonaer Zeitung“, die ja die dänische Sache vertrat, einen Bericht über die politische Emigration in England erbat, die Bauer in einem Manuskript von 160 Seiten lieferte. Dies führte schließlich nach einiger Unterbrechung zu regelmäßigen Konfidentenberichten, die Bauer bis 1861 nach Kopenhagen sandte und die 1980 im Reichsarchiv Kopenhagen aufgefunden wurden. Ein Teil dieser Berichte ging auch in Abschrift an die Polizeibehörden in Dresden, Hannover und Wien.

Edgar Bauers Berichte betreffen nicht nur die deutschen Flüchtlinge und ihre Organisationen, sondern auch die anderer europäischer Staaten. Bauer, ein intelligenter, geselliger Mensch, verkehrte in allen Gruppen, kannte sich überall aus, in den Aktivitäten sowie privaten Angelegenheiten derer, mit denen er Umgang pflegte, er kannte auch jeden Klatsch, aber wieweit alles, was er berichtet, auf Wahrheit beruht oder auch nur Klatsch ist, wird schwer festzustellen sein.

Obwohl Fontane nicht der zu überwachenden Emigration angehörte, wurde er in diese Berichte mit einbezogen. Wahrscheinlich spielte dabei die schleswig-holsteinische Frage, die auch nach dem Londoner Protokoll von 1852 Preußen weiter beschäftigte, eine Rolle. Bauer ist sicherlich durch Faucher mit Fontane bekannt geworden und des öfteren mit ihm zusammengetroffen. Aber Bauers Kenntnisse sind so detailliert, daß man annehmen muß, daß ihm vieles durch Faucher zugetragen wurde, mit dem Fontane häufig verkehrte. Wieweit Faucher von Bauers geheimer Agententätigkeit wußte, ist dagegen schwer zu sagen. Es ist aber belegt, daß Fauchers und Bauers Verhältnis ein recht intimes war. In den Berichten wird Faucher nicht ein einziges Mal erwähnt, was auffällt; auch nicht etwa als Zeuge oder Quelle einer berichteten Tatsache. Dagegen wird er in einem dem Bericht vom 14. Juni 1861 beigelegten Brief an Bauer erwähnt, aus dem Bauers enge Beziehung zu Faucher und seiner Frau hervorgeht.⁵

Über Fontane berichtet Bauer in acht Rapporten vom 13. Juli 1857 an bis zum 30. Oktober 1858. Er wird dann noch einmal in einem Brief an Braestrup vom 20. Oktober 1859, als Fontane längst nicht mehr in London weilte, im Zusammenhang mit Heinrich Beta erwähnt.⁶

Bauer bezeichnet Fontane gewöhnlich als den „Preußischen Agenten Fontane“ und hält im übrigen sehr wenig von ihm und seiner Tätigkeit. Dabei ist der arrogante, verächtliche Ton Bauers typisch für ihn. Es kommt keine einzige Persönlichkeit, auch nicht die bedeutenden italienischen oder ungarischen Revolutionäre wie Mazzini oder Kossuth, die beim englischen Publikum ein gewisses Ansehen hatten, gut bei

ihm weg. Am 13. Juli 1857, als Fontane bereits über anderthalb Jahre in London weilte, wird er zum ersten Mal in einem Bericht erwähnt und gleich abfällig beurteilt:

Ein gewisser Fontane, der ursprünglich seines Gewerbes ein Apotheker war und der einen Band Gedichte herausgegeben hat, hält sich gegenwärtig im Auftrage des Herrn von Manteuffel in London auf. Schon vor anderthalb Jahren besuchte er in Begleitung eines Berliner Literaten Namens Wenzel London, und er unterhandelte damals mit dem Besitzer der Lithographischen Correspondenz, Schlesinger, wegen des Ankaufs dieser Lithografie, die wohl fortan mehr in Preußischem Sinne redigirt werden sollte. Der Handel zerschlug sich. Jetzt hat Fontane das Amt, Artikel, welche die Preußische Politik vertheidigen, in hiesige Blätter einzuschmuggeln, der Berliner Zeit Correnspondenzen zu senden und ab und zu wohl auch der Preußischen Gesandtschaft einen Report zu erstatten. So weit ich Fontane kenne, ist seine Beobachtungsgabe gerade nicht so glänzend, um viel zur Aufklärung des Grafen Bernstorff beizutragen. Englische Verhältnisse sind ihm ein Räthsel, und sein Urtheil wird noch mehr verwirrt, da die Times die einzige Quelle zu sein scheint, aus welcher er Belehrung schöpft. Sein Gehalt beträgt dreihundert Pfund jährlich. Den Morning Chronicle beglückt er manchmal mit einem schlechtgeschriebenen Englischen Artikel, meistens Übersetzungen der absurden Aufsätze der Zeit über die Dänische Frage. Einen ähnlichen Artikel suchte er in den Morning Star zu bringen, doch erregte das entsetzliche Englisch bei der Redaction Anstoß. Dieses Englisch war aus der Feder eines Deutschen literarischen Tagelöhners Namens Beta geflossen. (Beta heißt von Rechts- und Vaters-wegen Bettziech; er hat sich mit Erlaubniß der preußischen Polizei gräzisirt.) Auch die neuliche Depesche des Morning Chronicle, daß Lord Palmerston mit einer Aenderung des Vertrages vom 8. Mai 1852 umgehe, dürfte auf Fontane's Rechnung zu stellen sein.⁷

Der Beginn zeigt eine gewisse Ungenauigkeit, denn es handelte sich nicht um einen Ankauf der Schlesingerschen Lithographie, sondern um ein Parallelunternehmen, das nach wenigen Monaten einging. Bauer erwähnt auch die deutsch-englische Korrespondenz Fontanes mit keinem Wort. Es wird aus diesem Bericht durchaus deutlich, daß Faucher dahinter stand. Denn was Bauer über das entsetzliche Englisch schreibt, das in der Redaktion des „Morning Star“ Anstoß erregte, konnte er nur von Faucher wissen, der zur Redaktion dieser Zeitung gehörte.⁸ Der „literarische Tagelöhner Namens Beta“, dessen gastfreundliches Haus ihnen allen offenstand, half Fontane tatsächlich gelegentlich bei Übersetzungen ins Englische, ebenso wie zwei englische Journalisten namens Mannock und Blythe, die Bauer später auch einmal erwähnt. Für Artikel in englischen Zeitungen war Fontanes Englisch sicher nicht gut genug, aber Betas sehr wahrscheinlich auch nicht. Interessant ist Bauers zweiter Bericht über Fontane vom 30. September 1857. Hiernach hatte Fontane kürzlich „einen Freund des Flüchtlings Bucher“ zu sich eingeladen, um ihm mitzuteilen, daß „Bucher, wenn er eine Loyalitätserklärung an den König von Preußen sende, nicht bloß auf Begnadigung, sondern auch auf baldige Anstellung in einem wichtigen Posten rechnen könne“.⁹ Es ist sehr wahrscheinlich, daß Faucher dieser Freund war, der dies Angebot an Bucher übermitteln sollte. Bucher blieb aber der Regierung gegenüber zurückhaltend.¹⁰ Ein Jahr später scheint man noch einmal durch Fontane an Bucher herangetreten zu sein, wie aus Bauers Bericht vom 31. Juli 1858 hervorgeht.

In den nächsten Berichten Bauers wird der Name eines Schleswig-Holsteiners, Ingwersen, häufig genannt, der in England versuchte, die schleswig-holsteinische Sache zu verfechten. Auch in Fontanes Tagebüchern kommt dieser Name jetzt häufig vor (vom 24. November 1857 an). Hier wird nun die Verbindung Fontane—Faucher—Bauer sehr deutlich. Fontane zieht in der Angelegenheit Ingwersens Faucher mehrmals zu Rate und trifft sich mit beiden (24. 11. 57 und 28. 11. 57). Bei der ersten Erwähnung Ingwersens spricht Fontane von einem „abenteuerreichen Schleswig-Holsteiner“. Auch aus Bauers Berichten geht hervor, daß es sich um einen politischen Abenteurer handelte. Am 3. Dezember 1857 berichtet also Bauer gleich über die Verbindung zwischen Fontane und Ingwersen, wobei er sich wieder in einem höchst abfälligen Ton über Fontane äußert:

Ingwersen, der noch nicht abgereist ist, hat in der vorigen Woche von dem Preußischen Agenten Th. Fontane eine Geldsumme erhalten – zur Ermunterung in seiner schrittstellerischen Thätigkeit. Fontane hatte bisher die Artikel über die holsteinische Sache, die er im Auftrage der Preußischen Regierung dem Morning Chronicle zusandte, von einem hiesigen armen Literaten Namens Mannock übersetzen lassen. Aber Mannock konnte wohl erträgliches Englisch liefern, jedoch seinen Patron nicht zugleich mit der erforderlichen Sachkenntniß versehen. Der Stoff ging daher dem Herrn Fontane, der nur höchst Oberflächliches von Holstein weiß, aus; und es ist ihm wahrscheinlich höchst gelegen gekommen, daß er nun den Ingwersen engagiren konnte, durch den er mit Artikeln versehen zu werden hofft, die wenigstens einen Schein von Sachkenntniß an sich tragen werden.¹¹

In einem Nachwort zu diesem Bericht heißt es, daß Ingwersen über Hannover und Braunschweig nach Berlin abgereist sei und Fontane ihm das Reisegeld gegeben habe. Danach ist also Ingwersen mit Hilfe Fontanes von der preußischen Regierung unterstützt worden. Drei Monate später, am 10. März 1858, schreibt Bauer, er habe einen Brief gesehen, den Ingwersen an Fontane gerichtet habe. Er nennt dabei Fontane ironisch „den literarischen Amanuensis des Herrn von Bernstorff“. Hat Fontane tatsächlich den Brief Bauer gezeigt, oder ist dieser durch Fauchers Hände gegangen? Die Angelegenheit Ingwersen zieht sich durch das ganze Jahr 1858 hin wie auch die Bemühung der preußischen Regierung, das schleswig-holsteinische Problem dem englischen Publikum in ihrem Lichte darzustellen. Am 11. Juni 1858 berichtet Bauer wieder, daß der „Preußische Agent Fontane“ einige Schritte getan hätte, um die Möglichkeit eines Meetings zugunsten der Politik Preußens in der schleswig-holsteinischen Frage zu erwägen. Er habe aber gehört, daß das Publikum in England zu sehr mit eigenen Interessen beschäftigt sei, „um der Politik Preußens oder des Deutschen Bundes neue Aufmerksamkeit zu schenken.“ Dieser Bericht ist recht gründlich und geht auf Fontanes Tätigkeit ein und die Auslagen, die er „dem geheimen Fonds der Berliner Regierung“ verursache. Bauer weiß genau Bescheid über Fontanes Jahresgehalt und das ihm damals zur Verfügung gestellte Haus in Camden Town. Fontanes Tätigkeit wird wieder abwertend beurteilt:

Von Anfang an hatte er mit der Schwierigkeit zu kämpfen, daß er nur sehr unvollkommen Englisch versteht und auch nicht die Fähigkeit zu besitzen scheint, diese Sprache nachträglich zu lernen.

„Uebrigens“, heißt es weiter, spiele Fontane eine sehr untergeordnete Rolle: *mit Schriftstellern oder Agitatoren von Bedeutung ist er nicht bekannt; seine hauptsächlichste Wirksamkeit besteht darin, daß er, seiner Instruction gemäß, dreimal wöchentlich auf der Preußischen Gesandtschaft erscheint, wo ihn ent-*

weder Graf Bernstorff selber oder der Kanzler der Gesandtschaft, Herr Albert, benachrichtigt, welche Dinge von Interesse an die Zeit zu schreiben wären. Am nächsten Tage setzt sich dann Fontane hin und meldet, wer bei dem Gesandten gespeist oder wo Herr von Bernstorff dinirt habe. Seine Glanzzeit, aber auch seine arbeitsreichste Periode war während der Hochzeitsfestlichkeiten, wo er Kleider und Ceremonien die Hülle und Fülle zu schildern hatte.¹²

Es ist ein Kern Wahrheit in Bauers Bericht, denn gewiß spielte Fontane keine große politische Rolle, und er zog sich ja absichtlich von vielem zurück, z. B. der politisch ausgerichteten Berichterstattung an die „Kreuzzeitung“, die diese nie mehr druckte. Ihm lag viel mehr an seinen feuilletonistischen Aufsätzen über London, Theater und Kunstausstellungen. Abgesehen von seiner Behandlung der schleswig-holsteinischen Frage, sollte er für den dänischen Polizeidirektor Braestrup, den die Aktivitäten der politischen Emigranten interessierten, von geringem Interesse gewesen sein.

Am 15. September 1858 notiert Fontane in seinem Tagebuch, daß er an Mr. Charles Davenport, den Übersetzer eines Ingwersenschen Manuskripts über die schleswig-holsteinische Frage, geschrieben habe. Gleich dahinter notiert er „Besuch von Edgar Bauer“. Am folgenden Tage schreibt Bauer einen ausführlichen Bericht, der diesmal wohl direkt auf Fontane zurückgeht. Wir erfahren hier mehr, als in Fontanes Tagebuch vermerkt ist. Das Manuskript „Holsteinisches Portfolio“ umfasse vierzig engbeschriebene Briefbogen, heißt es, und Bauer resümiert kurz den in zwei Hauptabschnitte geteilten Inhalt. Ingwersen hoffte, das Manuskript auf Kosten der preußischen Regierung drucken zu lassen. „Doch so weit ich die Lage der Dinge überschaue, wird der Wunsch nicht in Erfüllung gehen“, schreibt Bauer. „Denn erstens ist Fontane unfähig, nur den vorläufig nöthigen Schritt zu thun und die 40 enggeschriebenen Briefbogen durchzulesen“. Fontane selber vermeide jetzt auch die Behandlung der holsteinischen Frage in englischen Blättern, „weil das englische Publikum den aus preußischer Feder fließenden Auslassungen über die Holsteinische Frage kein Gewicht beilege“. Und sein Korrespondent in Berlin [das muß Metzel sein (C. J.)] habe dies Verfahren gebilligt.¹³ Damit scheint im wesentlichen diese komplizierte Angelegenheit erledigt. Nur noch einmal wird Fontane in diesem Zusammenhang erwähnt, als Bauer am 30. Oktober 1858 berichtet, daß Ingwersen, der inzwischen London verlassen hatte, Aussicht auf Publizierung seines „Holsteinischen Portfolios“ habe. „Der Preußische Agent Fontane“, heißt es, „hatte sich nicht bemüht, die Schrift an den Mann zu bringen“.¹⁴

Wir hören später (1. Mai 1860), daß Ingwersens Portfolio 1860 in Harburg gedruckt wurde, mit einer Vorrede, die die veränderte politische Einstellung des Verfassers, der sich inzwischen in Wien niedergelassen hatte, zeigte, nämlich daß „der frühere Schwärmer für den ‚Beruf Preußens‘“ jetzt österreichisch gesinnt sei.

Damit ist das Problem Schleswig-Holstein erledigt. Daß es so viel Platz in Bauers Berichten einnimmt, ist verständlich, da Bauer für die dänische Regierung arbeitete, die an dem Problem natürlich brennend interessiert war. Es ist auch hier so ausführlich behandelt worden, weil die Angelegenheit zeigt, welche durchaus schwierige Aufgabe Fontane damals hatte, und es ist nicht verwunderlich, daß er dieser nicht immer gewachsen schien. Konfrontiert mit komplizierten politischen Fragen und einem zweifellos skrupellosen Abenteurer (den er aber doch wohl durchschaut haben mag) sowie einem Landsmann, dem er ein gewisses Vertrauen schenkte und der ihn ausspionierte, befand er sich in einer äußerst heiklen Situation. Armer naiver Poet Fontane.

Es ist aber andererseits auch schwer, Fontanes Indiskretion zu verstehen, denn auf eine solche läuft es ja hinaus. Die Verhandlungen, die er in Verbindung mit der Zentralpreßstelle und dem preußischen Botschafter zu führen hatte, waren schließlich vertraulich zu behandeln. Fontane aber holte sich Rat bei Faucher, wie aus den Tagebüchern deutlich hervorgeht, und hat möglicherweise auch mit Bauer selbst über diese Dinge gesprochen.

Auch dem politischen Fehler, den Fontane in der Neuen Ära (im August 1859) durch einen voreiligen Artikel beging und der schließlich zum endgültigen Ausscheiden aus der Zentralstelle führte, liegt in gewissem Sinne ebenfalls eine Indiskretion zugrunde.

Fontane hatte die Persönlichkeit Fauchers sowie die Bauers damals nicht durchschaut. Er kannte zwar Fauchers Exzentrizitäten und Übertreibungen, aber er hielt viel von seinen Kenntnissen und seinem Urteil, wie aus Tagebuch und Briefen hervorgeht.¹⁵ Auch Bauer gegenüber hatte er gewisse Bedenken, was ihn aber nicht davon abhielt, Edgar Bauer der „Kreuzzeitung“ als neuen Korrespondenten zu empfehlen, als er selbst seine Mitarbeit dort auf feuilletonistische Artikel einzuschränken begann: „Was die gegenwärtigen Ansichten Bauer's angeht, so qualificiren sie ihn zu einem *englischen* Correspondenten für die Kreuz-Zeitung vielleicht besser, als irgend wen anders, den ich hier zu nennen wüßte. Diese philosophischen Leute haben außerdem ein Talent sich zu accomodieren, weil sie sich einbilden über den etablirten Partheien zu stehn und den Vorwurf der Unkonsequenz mit einem ‚o, ich habe das so gemeint‘ abzulehnen wissen.“¹⁶ Fontane durchschaute also Bauers politische Unzuverlässigkeit bis zu einem gewissen Grade. Wenige Tage vorher, am 17. 12. 1857, notiert er in seinem Tagebuch ein Zusammensein mit Bauer und schreibt: „Er ist doch fast zu praktisch. ‚Ideen sind Phrasen‘ etc.“

Im unklaren über Bauers politischen Charakter ist sich Fontane also damals schon nicht gewesen (um so erstaunlicher seine Unvorsichtigkeit in der Mitteilung doch wohl vertraulicher Verhandlungen), aber im Alter sieht er alles sehr viel klarer. Vielleicht hat er auch Bauers weitere politische Entwicklung in den Zeitungen verfolgt. In einem Brief an Heinrich von Friedberg vom 3. September 1899 trifft er den Nagel auf den Kopf. Er nennt hier (zusammen mit anderen) Julius Faucher, die Bauers – „namentlich *Edgar* Bauer“ – politische Hochstapler. „Ich nenne alle diejenigen Personen ‚Hochstapler‘, die ohne amtlichen Beruf zur Politikmacherei dennoch Politikmacherei betreiben, aber nicht einer Idee, sondern nur ihrer Person und ihrem äußerlichsten Vorteil zuliebe.“ – Sie, Faucher, Edgar Bauer etc. „schlugen den Esel (ihre sogenannte Idee) und meinten den Sack, den Geldsack.“¹⁷ Daß das Geld auch bei Edgar Bauers Konfidentenberichten eine wesentliche Rolle spielte, wird aus den immerwährenden Bitten um Geld deutlich.

Neun Jahre nach diesem Brief kam Fontanes Autobiographie „Von Zwanzig bis Dreißig“ heraus. Hier fällt kein böses Licht auf Edgar Bauer. Er betont seinen Witz und seine glücklichen Einfälle, die Fontane zur Erzählung einer Anekdote verlocken. Dasselbe gilt für den viel ausführlicher behandelten Julius Faucher, der Fontane ebenfalls Anlaß zur Anekdotenerzählung gab. Er war für ihn einfach ein Exzentriker, der Typ eines sogenannten Genies der dreißiger und vierziger Jahre, was „Pump- und Bummel-Genie“ mit einschloß. Das Erzählerische, das Dichterische war für Fontanes Autobiographie das Ausschlaggebende, nicht die sachliche biographische Wahrheit der dargestellten Gestalten.

Die Konfidentenberichte Bauers sind hier nur, soweit sie Fontane betreffen, behandelt worden. Darüber hinaus ist diese Publikation von 135 Berichten nebst zahlreichen Briefen über die europäische Emigration in London von 1852 bis 1861 von

außerordentlicher Bedeutung für die Forschung. Es kommt, nach hundertdreißig Jahren, wohl so manches ans Licht, das vielleicht bisher nicht oder wenig bekannt war. Es liegt aber in der Natur dieser Berichte, daß ihr Sach- und Wahrheitsgehalt mit größter Umsicht zu prüfen ist.

Den sorgfältig edierten Berichten und Briefen Bauers geht eine informative Einführung voraus sowie eine redaktionelle Notiz und eine sehr detaillierte äußerst nützliche Inhaltsübersicht. Diese Publikation aus dem Karl-Marx-Haus Trier ist ein wertvoller Beitrag für die Fontane-Forschung sowie für den Einblick in die demokratischen, sozialen und nationalen Bewegungen und ihrer Protagonisten im Europa des 19ten Jahrhunderts.

Anmerkungen

- 1 Von Zwanzig bis Dreißig, 2. Kap. In: Theodor Fontane, Autobiographische Schriften Bd. II, Aufbau-Verlag 1982, S. 42. Fußnote.
- 2 Siehe Erik Gamby: Edgar Bauer. Junghegelianer, Publizist und Polizeiagent. Trier 1985 (Schriften aus dem Karl-Marx-Haus Nr. 32); und Karl Marx/Friedrich Engels: Der Briefwechsel Bd. 2 1854—1860. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1983.
- 3 Nach 1856 erschien die Zeitung unter dem Titel „Nordischer Courier und Altonaer Nachrichten“.
- 4 Edgar Bauer. Konfidentenberichte über die europäische Emigration in London 1852—1861. Herausgegeben von Erik Gamby. Texte bearbeitet von Margret Dietzen und Elisabeth Neu. Trier 1989. (Schriften aus dem Karl-Marx-Haus Nr. 38).
- 5 Der Brief vom 28. Dezember 1860 an Edgar Bauer ist von seinem Freund Ludwig Buhl, einem früheren Mitglied der Berliner „Freien“, über die Fontane in Von Zwanzig bis Dreißig berichtet. Es heißt in dem Brief: „Grüße Alexandre-Dumas- Faucher und seine Karline, mit denen Du, wie ich aus seinen Reden entnehme, sehr gut stehst und also wohl öfter zusammenkommst.“ (Erik Gamby, Edgar Bauer. Konfidentenberichte, S. 591.
- 6 Hier heißt es: „Während des hiesigen Aufenthaltes des Preußischen Agenten Fontane war er [Beta] dessen literarischer Handlanger.“ a. a. O. S. 529.
- 7 Bericht XV vom 13. Juli 1857, a. a. O. S. 232f.
- 8 Siehe dazu auch Fontanes Kapitel über den Morning Star, Nymphenburger Fontane-Ausgabe Bd. 19, S. 217.
- 9 a. a. O. S. 271f.
- 10 Siehe dazu auch Fritz Gebauer, der Ähnliches berichtet. Fritz Gebauer: Lothar Bucher — vom Steuerverweigerer zum Mitarbeiter Bismarcks. Akademie der Wissenschaften der DDR. Zentralinstitut für Geschichte (Studien zur Geschichte Bd. 11). Berlin 1988, S. 247.
- 11 a. a. O. S. 286.
- 12 a. a. O. S. 373f.
- 13 a. a. O. S. 405f.
- 14 a. a. O. S. 405 u. S. 426.

- 15 Siehe Fontanes Brief an Wilhelm von Merckel vom 1. 3. 1858. In: Die Fontanes und die Merckels. Ein Familienbriefwechsel 1850—1870. Hrsg. G. Erler. Aufbau-Verlag 1987, I, S. 289.
- 16 Brief an T. Beutner vom 27. Dez. 1857. In: Theodor Fontane, Briefe I, S. 604. Hanser-Verlag, München, 1976.
- 17 Theodor Fontane: Briefe Zweite Sammlung (1910), Bd. II, S. 213f

Paul Irving Anderson, Aalen

Der Ibykuskomplex.

Fontanes Verhältnis zum Vater

Besinnungsraubend, herzbetörend
Schallt der Erinnyen Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.“

(Schiller, „Die Kraniche des Ibykus“)

Zu Fontanes beliebtesten Prosastücken gehört das „Intermezzo. Nach vierzig Jahren“ überschriebene 16. Kapitel von „Meine Kinderjahre“. Zu seinen unbekanntesten Erzeugnissen gehören seine Jugendgedichte, die ‚fünfzig Jahre zuvor‘ entstanden. Allgemein bekannt ist der Umstand, daß die Kindheitserinnerungen zur Überwindung der krankhaften Vorstellung dienten, der Dichter dürfe nicht länger leben als sein Vater Louis Henri Fontane¹. Solche der Psychiatrie bekannten Fixierungen sind — sinnbildlich gesprochen — wie verschüttete Blindgänger aus einem längst beendeten Kriege: entstanden wegen längst vergessener Konflikte sind sie von den Selbstschutzmaßnahmen der Seele mit Schichten des Vergessens zugeschüttet worden, aber beim „Ausbuddeln“ — meist wegen neuer Bauarbeiten — können sie unter zu nahe Stehenden immer noch großen Schaden anrichten. Mittels einfühlsamer Expertise lassen sie sich auch entschärfen, doch anders als wirkliche Bomben enthalten sie Kräfte, die nicht nur zerstörerisch, sondern — vorausgesetzt, man weiß damit umzugehen — durchaus kreativ umgesetzt werden können. Das ist hier unser Thema: Wie Fontanes Komplex gegenüber dem Vater entstand und überwunden wurde, und darüber hinaus: was diese Erkenntnisse für die Interpretation seiner Dichtung und Persönlichkeit bedeuten.

Fontane selber hat über seine ihn gefährdende Fixierung anscheinend nie geschrieben; die Auskunft darüber verdanken wir seinen Kindern. Trifft es aber zu, daß er an einer solch irrationalen Vorstellung gelitten hat, dann hat sie ihm bei mancher Stelle die Feder geführt und zwar nicht erst im Krisenjahr 1892, sondern

bereits in der Jugendzeit. Lassen sich also im Jugendwerk Spuren einer Besetzung des Vaterbildes durch den Tod nachweisen? Jugendliche, wenn sie dichten, neigen meist zu Themen der Liebe und des Idealismus, worin Fontane keine Ausnahme darstellt — man denke an die vielen Gedichte an Minna oder an die bewegte „Herwegh-Zeit“; aber in der längeren Ballade, „Das Gespensterschiff. Nach Capt. Marryat“ herrscht ein Vater-Sohn Verhältnis vor. Dem methodischen Beispiel Charles Maurons und Wolfgang Paulsens folgend² wollen wir im weiteren die Jugendballade den Kindheitserinnerungen „überpausen“, um aus gewissen wiederkehrenden Konturen einige Konstanten in Fontanes Seelenleben und Kreativität herauszuarbeiten.

Das Grundfaktum der Elternbiographie war ein langsamer, selbstverschuldeter Abstieg, der sich dem Jungen in den Swinemünder Jahren (1826—1838) noch nicht offenbart hatte, da sich die Eltern anfangs noch als salonfähig erwiesen; aber während Theodors Schulzeit — 1836 ging er nach Neuruppin aufs Gymnasium und schon ein Jahr danach nach Berlin auf die von Klödensche Gewerbeschule — hatten sie den Status einer wohlhabenden Apothekerexistenz eingebüßt und zogen zuerst nach Mühlberg an der Elbe, aber bald danach in das Dorf Letschin an der Oder in kleinere Verhältnisse um. Dem Jungen, der mit den Honoratiorenkindern gespielt und Privatunterricht genossen hatte, winkte keine bessere Zukunft als die eines Apothekergehilfen, und sein Groll über die Familienmisere, die auch zur Trennung der Eltern führte, währte jahrzehntelang. Verglichen mit den früheren kurzen Briefstellen bringt „Meine Kinderjahre“ eine deutliche Änderung ins Bild der Eltern. Die Mutter bekommt weiterhin recht gegenüber dem Vater und dessen Spiellaster, wird aber wegen Strenge und Luxussucht auch zur Verantwortung gezogen; der Vater, dem bisher die Hauptschuld an der Verarmung der Familie angelastet wurde, wird nunmehr als erzählerisches Naturtalent und sehr angenehme Persönlichkeit aufgewertet, ohne daß seine Schwächen verniedlicht oder vergessen werden. In bezug auf seine Vorliebe für Anekdoten und anzügliche Konversation mit Damen sowie dank seiner „sokratischen Methode“ zur Erlernung der Geschichte gehe manches vom Dichtertalent auf dieses Vorbild zurück³. Doch dieses versöhnlich-differenzierte Elternbild stammt von jenem Fontane, der sich inzwischen aus dem Knäuel widersprüchlicher Gefühle befreit hat. Liest man die autobiographischen Werke also „gegen den Strich“, so empfand er neben Groll über sozialen Abstieg und zerrüttete Elternehe vor allem die geistige Erbschaft des Vaters und Angst davor, er müsse das väterliche Schicksal buchstäblich wiederholen, obwohl sein Ansehen, seine Erfolge und seine intakte Ehe⁴ dagegen sprachen.

Literaturpsychologisch ist es höchst lehrreich, wie Fontane den Spielbegriff benutzte, um sich mit dem Vater einerseits zu identifizieren andererseits sich von ihm zu distanzieren. Dazu wurde sowohl dem väterlichen Spiellaster wie auch den eigenen Kinderspielen viel Platz in den Kindheitserinnerungen eingeräumt.

Kartenspiel, wie's auch Kinder spielen, war mir immer höchst langweilig, wogegen ich all das, was ich *meine* Spiele nannte, mit einer Lust und Leidenschaft spielte, die weit über die Kartenspiellust meines Vaters hinausging.⁵

Philosophisch betrachtet ging Fontane zwar instinktiv, intuitiv, doch nichtsdestoweniger zweckmäßig und ökonomisch vor, denn die Wahl der Spielerpsychologie als begrifflicher Drehpunkt erlaubt ihm positive wie negative Vergleiche, Erklärungen für Unterschiede wie für Ähnlichkeiten und zwar mittels eines leicht verständlichen, anschaulichen Sprachfeldes. Obwohl schon die Psychoanalytiker mehrfach auf das Thema Kinderspiel hinwiesen, war es erst die transaktionsanalytische Richtung, die die zentrale Wichtigkeit der Einstellung zum Spiel für die Persönlichkeitsbildung

und Lebensführung des einzelnen erkannte. In der Terminologie der Transaktionsanalyse⁶ stellt Fontane sich selber als Gewinner dar im Gegensatz zum Verlierertyp des Vaters. Auch die schlimmsten Konflikte zwischen den Eltern werden auf Louis Henri Fontanes Verlierereigenschaften zurückgeführt. Nach Fontanes Darstellung zu urteilen, vermochte der Vater nicht zu erkennen, was er für einen Eindruck auf andere machte, wenn er mit Besserwissereien gesellschaftlich aufzutrumpfen versuchte, und daher auch nicht, wann er Niederlagen erfahren hatte oder welche Konsequenzen daraus zu ziehen seien; kurz, er wußte nicht, wann er das Spiel abbrechen mußte oder konnte es einfach nicht.

Am Ende des 10. Kapitels wird illustriert, wie des Vaters krankhaftes Selbstbestätigungsspiel nicht einmal dann aufhörte, als die anderen ihn in die Lage brachten, den guten Ruf seiner Frau anscheinend zu kompromittieren, eine Szene, die er seiner Frau gegenüber sogar als kleinen Triumph darzustellen versuchte:

„... nu ja, vielleicht hätt ich anders antworten sollen, denn sie wollten mich vor dir in Verlegenheit bringen. Aber es ist ihnen nicht gelungen.“

„Leider nicht. Und das ist das Schlimmste von der Sache.“⁷

Dieser zwanghafte Egoismus des sonst so geselligen Vaters zeigt sich wenige Seiten danach bei der Erzählung einer gefährlichen Heimfahrt von Mutter und Kindern in einem heftigen Nachtgewitter. Trotz des Sturmes erhob er sich vom Spieltisch nicht einmal zur Begrüßung, sondern spielte ruhig weiter, als ob er weder daran gedacht hätte, sie könnten in Gefahr sein, noch darüber Freude empfände, daß sie heil angekommen waren.

Ein greller Schein leuchtete durch die Ritze der Fensterladen, und mir war, als müsse der Blitz zwischen die Spieler fahren. Das Wetter war schon im Schwinden, und ich ging in meine Kammer, wo meine Geschwister bereits schliefen. Was eine halbe Stunde später drüben auf der andern Seite des Flurs zur Sprache kam, lag mir zum Glück außer Hörweite.⁸

Leichter, indirekter als hier kann man kaum zugeben, daß man seinem Vater Gottes Bestrafung gewünscht hat. Auch die Bildersprache des Spaltens versinnbildlicht die Auswirkungen auf die Seele des Kindes, markiert die Spaltung seines Ich-Ideals, während die vorangehende Stelle zeigt, daß der Vater durch selbsttäuschende Rechthaberei seinen Anspruch auf Respekt untergraben hatte. Selbst die vielen positiven Erinnerungen, wie der Vater ihm berühmte Zwischenfälle aus den Napoleonischen Kriegen beibrachte, oder gar die Erkenntnis, daß der Vater ihn meistens nur dann und widerwillig gezüchtigt, wenn es die Mutter von dem vergnügt Heimkehrenden — also im angetrunkenen Zustand — verlangt hatte, können den Eindruck nicht wegklären, daß Fontane vom väterlichen Vorbild sehr lange eher abgestoßen als angezogen wurde.

Wohl wegen dieses und anderer angedeuteter Sachverhalte hat das Leserpublikum das versöhnliche Altersbild des Vaters im 16. Kapitel den eigentlichen, aber auch erbarmungslosen Kindheitserinnerungen vorgezogen. Gerade der chronologische Bruch macht es einem leicht, das verklärte Bild von dem zu trennen, was der Verklärung bedurfte. Umgekehrt muß bei Unkenntnis der dahinterstehenden Kritik das verklärte, versöhnliche Bild unverständlich oder gar seicht — wegen der Detaillierung sogar barock — wirken, denn diese bauen auf jener Kritik auf, weshalb sie jetzt herauszuarbeiten ist.

Im 16. Kapitel der „Kinderjahre“, in der Erinnerung an die letzte Begegnung im Sommer 1867 zieht Louis Henri eine letzte Bilanz. Inzwischen hatte er schon zwanzig Jahre von seiner Frau zwar getrennt, jedoch nicht geschieden gelebt. Anders als

sein Sohn konnte er auf kein erfolgreiches Leben zurückblicken, sondern mußte sich eingestehen, eine gute Ausgangslage konsequent heruntergewirtschaftet zu haben. Nach seiner Darstellung sei es aber nicht das „ewige Jeu“, sondern die jugendliche Unschuld, eine zu frühe Heirat, die ihm das Genick gebrochen habe. Wenige Monate nach dieser Unterredung, am 5. Oktober, verstarb er,

und oben auf dem Bergrücken, da, wo wir von „Poseidons Fichtenhain“ gescherzt hatten, ruht er nun aus von Lebens Lust und Müh.⁹

Wie es Fontanes Versteckspiel gebietet, gehen wir davon aus, daß der erwähnte Scherz mit Bezug auf Schillers „Kraniche des Ibykus“ eigentlich keiner auf der symbolischen Ebene war und blättern für Erklärungen nicht vor-, sondern rückwärts zu dem ebenfalls erwähnten, gemeinsamen Spaziergang auf dem Bergrücken, wo gescherzt wurde. Im folgenden längeren Zitat beachte man, wie der Dichter die Landschaft derart manipuliert, daß Ibykus' schicksalhafter Spaziergang evoziert wird, während gleichzeitig auch ein Friedhofsbesuch angedeutet und auf Poseidons bekannte Attribute angespielt wird. Darin kommen ein paar namenlose Arbeiter vor, die die Plätze von Ibykus' Mördern übernehmen. Als wäre dies alles nicht genug zu deuten, werden dem Vater Wörter in den Mund gelegt, die das antike Bild von Charon und seinem Kahn suggerieren, also von der Reise der Seelen über den Fluß des Vergessens, Lethe, ins Totenreich.

Und nun nahm er mich unterm Arm und ging mit mir auf eine mitten im Hofzaun angebrachte Gittertür zu, hinter der ein schmaler Zickzackweg den Sandberg hinaufführte. Links und rechts waren tiefe Löcher gegraben, in denen Feldsteine von beträchtlicher Größe mit ihrer Oberhälfte sichtbar wurden.

„Läßt du die ausgraben, Papa?“

„Versteht sich, das ist jetzt die Haupteinnahme von mir; ich kümmerge mich dabei um nichts, ich gebe bloß die Erlaubnis, und dann kommen die Kerls und buddeln solchen Stein aus, das heißt viele Steine, und schaffen sie dann in ihren Kahn, und ich kriege mein Geld. Gott segne den Chausseebau. Daß das Geld im Boden liegt, ist doch wahr, und wenn auch weiter nichts dabei herauskommt als eine Ladung Steine.“

Dabei waren wir den Zickzackweg hinaus und traten in den schon mehrerwähnten Fichtenwald ein, der den ganzen Bergrücken, eigentlich schon ein Plateau, überdeckte. Ein Säuseln ging durch die Kronen, und ich sagte, während ich in die Höh blickte, so vor mich hin: „Und in Poseidons Fichtenhain tritt er mit frommem Schauder ein.“

Er klopfte mich sofort zärtlich auf die Schulter, weil er herausfand, daß ich die zwei Zeilen bloß ihm zuliebe zitierte. „Ja, das war immer meine Lieblingsstelle. [...] Aber ‚Die Kraniche des Ibykus‘ habe ich doch damals schon gelernt und ist mir auch sitzen geblieben. Es muß so was drin sein.“¹⁰

Im „Zickzackweg“ verstecken sich die Zacken von Poseidons Speer; in den „Fichten“ seine „Krone“ über dem Bergrücken, der auf einmal ein Plateau sein soll, flach wie das Meer, Poseidons Element. Auch das „Ausbuddeln“ von Feldsteinen, die wie Grabsteine beschrieben werden, deutet die dichterische Aufarbeitung des Vater-Sohn-Verhältnisses an, dessen komplexe Auswirkungen wenige Zeit vor der Niederschrift im Frühling 1892 zu einer physischen und psychischen Krise¹¹ wie auch zu abergläubischen Vorstellungen geführt hatte, er müsse sterben, weil sein Vater im selben Alter gestorben sei. Würde Schillers Gedicht hier ohne die manipulativen Eingriffe¹² Fontanes beliehen, so wäre die Gefahr vom Vater her als real einzuschätzen; aber Fontanes Spiel damit deutet die Symbolik dahingehend um, daß der Vater zwar

noch die Rolle des Wegbereiters in den Tod übernimmt, jedoch dem lebenden Sohn keine Gefahr bedeutet. Darum wurden als Motto für diese Studie acht Zeilen aus „Die Kraniche des Ibykus“ ausgewählt, weil aus ihnen im Hinblick auf Fontanes Kindheitserinnerungen hervorgeht, daß er sich von seinen Qualen („Erinnyen“) dadurch befreit hat, daß er zu seiner „Kinderseele“ zurückfand.

Natürlich finden wir, weiter rückwärtsblättern, in der Kindheitsdarstellung weitere Stellen mit dem gleichen Versteckspiel der Bezüge und zwar so, daß es im Rahmen einer Diskussion über das Verstehen von Gedichten gespielt wird. Der Sohn klagt, er könne Schillers „Kampf mit dem Drachen“ zwar hersagen, aber nicht verstehen, worauf der Vater antwortet,

„Gewiß, es gibt Dichter, die man nicht verstehen kann. Aber Schiller! Gang nach dem Eisenhammer, Bürgschaft, Kraniche des Ibykus, da kann man mit. Und in Poseidons Fichtenhain Tritt er mit frommem Schauder ein' — das kann jeder verstehn und war immer meine Lieblingsstelle. Natürlich muß man wissen, wer Poseidon ist.“

„Ja, das geht, und Poseidon kenn ich.“¹³

Hier spielt der Dichter mit dem Unterschied zwischen Wissen und Kennen, so daß hinter der oberflächlich positiven Antwort des Kleinen auch die Andeutung hervorlugt, daß dem Vater selbst und ihm unbekannt die Identität des Poseidon übertragen wird. Die Wiederaufnahme der gleichen Symbolik bei der Darstellung der letzten Begegnung belegt aber eindeutig die Ein- und Absicht Fontanes, seine alten Komplexe zu befinieren und dadurch zu überwinden. Erst die Einsicht in das Spiel, das Fontane mit Schillers Gedicht spielt, ermöglicht es dem Leser, die wahre Tiefe dieser Prosa auszuloten, die von der Ballade ausgeht und zu ihr zurück will, wie Thomas Mann über Fontane schrieb. Gedichte entstehen als Selbstverständigung, dienen beim Leser unter anderen Voraussetzungen dem gleichen Zweck und fordern ihn zu eigener kreativer Leistung heraus.

Solche Tiefe in der Kunst entsteht nicht „über Nacht;“ darum drängt sich die Frage auf, ob sich dieser Vererbungskomplex gegenüber dem Vater nicht schon in frühen Jahren Ausdruck verschafft hat. Ohne diese Frage mit lexikalischer Gründlichkeit beantworten zu wollen, fällt ein weiteres autobiographisches Erlebnis auf, das vom gleichen „frommen Schauder“ lebt. Genau drei Jahre nach dem Tod des Vaters geriet der Sohn in Lebensgefahr, von französischen Einheiten als Spion standrechtlich erschossen zu werden. Nach der Darstellung in „Kriegsgefangen“ von jener entscheidenden Nacht, soll der vor seiner Kerkertür abgestellte Wachtposten seinem drei Jahre zuvor gestorbenen Vater aufs Haar geglichen haben. Wie die Psychoanalytiker sagen, belegt diese eigenartige Gespenstergeschichte, daß Fontane an einem ambivalenten Komplex zum Vater litt, und daß der Gedanke an den Vater durch den Tod symbolisch besetzt war.

Tiefen- und literaturpsychologisch ist es von entscheidender Bedeutung, daß sich diese symbolische Besetzung, dieser Vererbungskomplex, bis in die Jugend zurückverfolgen läßt. Bereits im Oktober 1840 erschien in der „Eisenbahn“ ein Gedicht Fontanes mit der Überschrift „Das Gespensterschiff“ und dem Untertitel „nach Capt. Marryat“. Weil der Marryatsche Roman „The Phantom Ship“ 1839 erschien, können wir mit Bestimmtheit sagen, daß „Das Gespensterschiff“ das Werk eines Zwanzigjährigen ist. Die Anlehnung an die fremde Vorlage verringert aber keineswegs das persönliche Moment in Fontanes Ballade: eher umgekehrt, denn es erlaubt ihm die Fiktion, es gehe darin eben nicht um den Dichter. Um derartige literaturpsychologische Zusammenhänge zu erklären, hat der Züricher Germanist Peter von Matt den

Terminus „Opus-Phantasie“ vorgeschlagen¹⁴. Er zeigt auf, wie literarische Vorbilder auf die eigene Kreativität des Dichters befreiend wirken können, obwohl das von Matt angeführte Beispiel¹⁵ weitaus undurchsichtiger ist als das vorliegende. Dank der Naivität des jungen Fontane, der sich mit einem Quellenhinweis emotionell absichern konnte, der noch wenig Bedürfnis nach Verschlüsselung empfand und das Talent dazu noch nicht sehr weit entwickelt hatte¹⁶, können wir anhand des später so kunstvoll Versteckten dem jungen Fontane so direkt in die Seele blicken, daß die angebliche Nachdichtung als durchsichtige Maske vor jenem Vaterbild entlarvt wird, das sonst mit der des antiken Meeresherrn Poseidon benannt wurde.

„Das Gespensterschiff“ erzählt von einem wegen seines gotteslästerlichen Frevels zu einer Art „fliegendem Holländer“ verdamnten Kapitän namens Vanderdecken. Die Möglichkeit zu seiner Erlösung wird dadurch gegeben, daß er als Gespenst bei seiner Frau am Kindesbett erscheint und ihr einen Talisman zurückgibt, mit dem ihn eines Tages der schlafende, neugeborene Sohn wird erlösen können. Daß Fontane dieses Gedicht eigentlich nie vergessen hatte und daß er mit Vanderdecken tatsächlich den eigenen Vater meinte, ließ er durchblicken, als er den gehörnten, älteren Ehemann in „L'Adultera“, der wie sein Vater die Zunge einfach nicht beherrschen konnte, *Vanderstraaten* nannte. Der Frevel des Gespensterkapitäns besteht aber in einem Spruch, den er beim verwegenen Versuch getan hatte, bei Sturm ums Kaphorn zu segeln:

Ich schwör's beim heiligen Kreuzesspan,
Der meines Weibes Talisman,
Ich will ums Kap und weiche nicht,
Und kämpft ich bis zum Weltgericht.¹⁷

In der Wiederholung ein paar Strophen weiter heißt es sogar, „Und kämpft' ich bis zum Jüngsten Tag.“ Dadurch wird aber noch ein für Fontane zentraler Bezug geknüpft und zwar mittels der gleichen biblischen Anspielung zu jener inneren Stimme, die ihn als Jungen beim totalen Versteckspiel angesprochen hatte mit den Worten, „Und wenn sie dich suchen bis an den Jüngsten Tag, sie finden dich nicht.“¹⁸

Obwohl zwischen beiden Stellen etwa zweiundfünfzig Jahre liegen, weil die eine Ausdruck jener jugendlichen Naivität ist, die die andere möglichst unmittelbar – wenn auch in der Reflexion – charakterisieren will, legen wir sie wie zwei Diaufnahmen derselben seelischen Landschaft übereinander und suchen die Gemeinsamkeiten und Differenzen unter ihnen. Zusammenfassend könnte man sagen, die Kombination der beiden Stellen ergibt u. a. eine Vorstellung von Fontanes Dichterehrgeiz als Wagnis und Frevel, als Erbfluch, der als Mißbrauch des Glaubens der Frau an ihren Mann konkretisiert wird. Diese Interpretation ergibt sich aus folgenden Überlegungen.

Die Formel vom Weltgericht, dem „Jüngsten Tag“, stammt aus der Johannes Offenbarung und ist in das christliche Glaubensbekenntnis aufgenommen worden. Sie prophezeit ein Gottesgericht am Ende der Zeitrechnung, wo ein jeder für seine Sünden wird geradestehen müssen. In Fontanes Jugendballade wie auch in seinen Kindheitserinnerungen charakterisiert die Berufung auf diese Formel ein Selbstverständnis und einen Egoismus, der sich über eine widersprüchliche Realität hinwegsetzt. Doch welcher Unterschied in der Konsequenz! Während Vanderdecken sich rücksichtslos über die Belange des Lebens hinwegsetzt, um seinen Kopf durchzusetzen, bekennt sich der Dichter damit zum heimlichen Ehrgeiz, unsterblich zu werden. Es geht hier also um die eigentlichen Glaubensartikel, die sich existentiell offenbaren. Weil Fontane sich dabei der traditionellen christlichen Symbolik bedient – was er selten tut –, weist er sich allem Anschein nach als gläubiger Christ aus.

Darüber wäre weiter nachzudenken, aber es wäre verfehlt, dieses versteckte Bekenntnis an irgendwelchen Dogmen messen zu wollen. Er ist hier wohl sein eigener Theologe gewesen, was schon Lepel und dessen Familie an dem jungen Fontane bemängelt hatten.

Legen wir die christliche Symbolik nicht theologisch, sondern am konkreten Inhalt der Ballade wie der Autobiographie aus, so ist für Vanderdecken die Familie das „Kreuz“, das er zu tragen hat. Weil dieses Kreuz auch Talisman, also Andachtsgegenstand der Frau ist, bedeutet es ihren Glauben an ihn. Daß der Kapitän als Gespenst zu ihr zurückkehrt, um ihr das Kreuz zurückzugeben, bedeutet einerseits Einsicht in die eigene Unzulänglichkeit, aber auch die Hoffnung, die Übertragung desselben Glaubens und Vertrauens auf das Kind. Die Vorstellung, daß der Sohn mit demselben Kreuz sich selbst und den Vater erlösen wird, zeugt von einem großen inneren Druck, der hinter Fontanes jungem Dichterehrgeiz steckte. Die Wiederkehr dieser Formel nach fünfzig Jahren als Gipfel des Künstlerbekenntnisses, nicht gebrüllt, sondern eher gebetet, chronologisch sogar noch vor der Jugendballade zurückdatiert, jedoch offenbar auf das Weiterleben der eigenen Kunst gerichtet, gewinnt beim Vergleich mit der quälenden Vorstellung der Jugend geradezu heimlich-triumphale Bedeutung, — als ob er sagen wollte, jedoch ohne die Gefahr der Hybris heraufzubeschwören, „Ich hab's geschafft; was er nur wollte und nicht konnte: mich durchgesetzt und trotzdem das in mich gesetzte Vertrauen voll erfüllt.“ Der rohe Ehrgeiz war zwar Wagnis und Frevel, aber die Verwirklichung ist die Erlösung. Wie heißt es doch, „Erst der Ernst macht den Mann./ Erst der Fleiß das Genie“?

Im weiteren Verlauf der Ballade wird auch noch rein rechnerisch und absolut zufällig belegt, wie die Frage des Todesalters in Fontanes Vererbungskomplex einspielt. Dieser „die Erlösung“ überschriebene dritte Teil beginnt so:

Wohl siebzig Jahre schwanden schon,
Ein Greis ist Vanderdeckens Sohn,
Der, auf der Brust ein Talisman,
Durchkreuzt den weiten Ozean.

Natürlich kommt es auf hoher See endlich zur Begegnung mit dem väterlichen Gespensterschiff, währenddessen der Vater dadurch vom Fluch befreit wird, daß er den Talisman der Mutter küßt.

Inbrünstig preßt der Vater dann
An seinen Mund den Talisman,
Und als der dreimal ihn geküßt,
Das Schiff zur Tiefe niederschleift.
Und Arm in Arm, und Brust an Brust,
Im Auge heiße Todeslust,
Steigt in das kühle Wassergrab
Der Vater mit dem Sohn hinab.

Also stirbt der Sohn Anfang siebzig und zwar gleichzeitig mit der Erlösung des bereits zum Gespenst gewordenen also toten Vaters. Natürlich geht es hier nicht um Dichtung als Hellseherei, aber der unvorhersehbare Umstand, daß Louis Henri tatsächlich mit 71 1/2 Jahren verstarb, mußte den Komplex des Sohnes wegen des Zufalls des gleichen Lebensalters verstärkt hervortreten lassen.

Bei objektiven Sachverhalten gilt Zufälligkeit als unvereinbar mit echter Kausalität; bei subjektiven und auf Einzelpersonen bezogenen kann der Zufall noch wirksamer sein als die konkreteste Notwendigkeit. Sollten aber noch Zweifel bestehen, daß wir es in dieser angeblichen Nachdichtung mit Fontanes seelischem

Selbstbildnis zu tun haben, so müßte gerade der Umstand überzeugen, daß „Das Gespensterschiff“ in diesem Punkt nicht alleine, sondern der Ersterzählung „Geschwisterliebe“ zur Seite steht. Dort geht es um ein Bruder-Schwester-Schwager-Dreieck, das — abgesehen von handfesten autobiographischen Bezügen zu Neuruppin, Verarmung und Abstieg, Apothekerberuf u. d. m. — eigentlich das Verhältnis der beiden Männer vis-à-vis der Frau thematisiert, die auf ihrem Sterbebett „gespensterschiffliche“ Töne den beiden abverlangt:

„Reicht euch die Hände, lebt friedlich miteinander, seid so innige Freunde, wie sie nur gemeinschaftliches Unglück zu schaffen vermag, und gedenkt meiner als eurer beiderseitigen Geliebten, deren Tod es war, sich unter euch nicht teilen zu können; das ist mein letzter Wunsch, die Bitte einer Sterbenden.“

„Wir sind es auf ewig!“ riefen beide wie aus einem Munde. Hand in Hand, Brust an Brust, vergaß Rudolph in diesem Augenblicke seine Schwüre, deren Erfüllung ihn für immer von seinem Nebenbuhler getrennt haben würde.¹⁹

Entscheidend ist aber vor allem der gleichzeitige Tod beider Männer, der als eine Art Abendmahl formuliert wird:

Die Beklagenswerten endeten, nachdem sie von fremden Händen kümmerlich gepflegt, den Leidenskelch bis auf den Grund geleert hatten. Nur den letzten Tropfen durften sie nicht genießen, da keiner den andern überlebte. . . .

Dort oben haben sie endlich die stets und treu Geliebte wiedergefunden, ihr heißes Sehnen gestillt und jeden Trennungsschmerz in der seligen Vereinigung mit ihrem Clärchen vergessen.²⁰

Den Abstand von 150 Jahren brauchen wir nicht, um zu begreifen, daß der junge Fontane der Nachdichtungsfiktion des „Gespensterschiffes“ bedurfte, um sein Anliegen in erträgliche Verse umsetzen zu können. Auch er war der Meinung, er habe die Lyrik viel früher als die Prosadichtung beherrscht.

So gründlich hat die peinlich berührende Erstlingsgeschichte von jedem Vergleich mit dem späten Fontane abgeschreckt, daß der Versuch m. W. nie unternommen wurde. Demgegenüber konnte der Vergleich zwischen dem „Gespensterschiff“ und der Symbolik des „autobiographischen Romans“ zur Formulierung von brauchbaren Hypothesen führen, deren Glaubwürdigkeit jedoch erst durch die Heranziehung des der Ballade zeitgenössischen Prosastückes handfest untermauert wurde. Die offensichtlichen Parallelitäten zwischen „Gespensterschiff“ und „Geschwisterliebe“ — dürfen wir in den ähnlich klingenden Überschriften schon das Bewußtsein des Zusammenhangs feststellen? — machen es möglich, jene Hypothesen weiter auszubauen.

Betrachtet man aus psychologischer Sicht vor allem die Personenkonstellation, so fällt auf, daß das Dreieck nicht nur nahezu jede andere Rolle verdrängt, sondern auch mit wenig, jedoch bedeutendem Unterschied zusammengestellt ist. Jedesmal geht es um das Verhältnis zweier Männer gegenüber derselben Frau, die ihrerseits auf passives Leiden beschränkt bleibt, d. h., es geht im Grunde genommen um die beiden Männer vis-à-vis der Frau-an-sich, um eine im wörtlichen Sinne *pater-nalistische* Konstellation. Komplexe entwickeln die Männer einander gegenüber wegen der Frau. Die Liebe zur Mutter bleibt unausgesprochen, obwohl sie genauso bestimmend ist wie die wortreich beschriebene zur Schwester/Geliebten; in beiden Fällen überwiegt aber die Schuld der Männer ihr gegenüber. Die autobiographischen Anspielungen, aber noch mehr dieses Dreieck, legen es nahe, nach den klassisch ödipalen Merkmalen Ausschau zu halten, von denen die Eifersucht meistens das

ausschlaggebende ist. Diese kommt jedoch nur in der Erzählung zum Tragen, wobei sie die Geschichte allein bestimmt, sei es im rachsüchtigen Verhalten Rudolphs, sei es in der Überwindung durch die Männerfreundschaft mit dem „Prediger“. Ein doktrinärer Freudianer könnte da geneigt sein, im Vater-Sohn-Verhältnis der Ballade ein Werben des Dichters um die Mutter zu erkennen, doch einen wesentlich einfacheren Grund zur Wahl der Eifersucht als Handlungsmotor der Prosageschichte weiß da der Fontane-Biograph zu nennen.

„Geschwisterliebe“ erschien Ende 1839; „das Gespensterschiff“ im Oktober 1840; dazwischen heiratete im April 1840 Fontanes Jugendliebe, Minna Krause, an ihrem 19. Geburtstag den Sohn seines Schullektors von Kloeden²¹. Die veröffentlichten – und erst recht ein paar unveröffentlichte²² – Jugendgedichte an und über Minna machen klar, daß es für Fontane eine von Eifersuchtsvorstellungen gequälte Zeit war. Zwar hinterließ er anscheinend keine Beichte darüber, aber dem, der ihnen nachempfinden kann, sprechen sie Bände, denn Fontane formulierte seine Qualen nicht, sondern verdichtete sie. So ist seine Autobiographie wie sein Werk zu behandeln: bloß weil er über das Große in seinem Gefühlsleben schnell hinweggeht, darf man es nicht geringschätzen, im Gegenteil. Doch zu all dem bleibt „Geschwisterliebe“ die große Ausnahme; gerade das Peinliche an der Geschichte rührt erfahrungsgemäß daher, daß der Stoff emotionell noch unverdaute Erfahrung ist, und da diese nur leicht verhüllt wird, kommt der Interpret ohne das übliche Kombinieren und Enträtseln aus.

Anders als Minnas Bräutigam ist Claras Freier kein Junglehrer, aber Kanzeln gibt es in der Kirche wie in der Schule; als Schauplätze für die Geschichte kommen die wirklichen Orte, Berlin und Swinemünde nicht in Frage. Also weicht der Autor auf Ruppin aus, das nicht nur sein Geburtsort ist, sondern auch Standort des Gymnasiums, das er zusammen mit Minnas Bruder eine zeitlang besucht hat. Auch das Band, das Clara und Rudolph bindet – die schöne Literatur – war das Mittel, womit der junge Dichter um die Patriziertochter warb. Wenn wir nun trotzdem eine Linie zwischen Minna und Mutter ziehen, wie es Erzählungs- und Balladendreieck nahelegen, so auch deswegen, weil Fontanes Mutter seine Gedichte von Anfang an sorgfältig gesammelt hat – auch die an Minna. Darum kann man mit einigem Recht davon ausgehen, daß sie auch den Ehrgeiz, die Minna wirklich zu gewinnen, ausdrücklich unterstützt hat – wußte sie doch, daß er wirklich nichts unversucht lassen durfte und daß sich die Krauses als Kunstmäzene verstanden; wie das Einflüstern der Frau von Briest oder Jenny Treibels Überzeugung, daß Gedichteschreiben zum (gesellschaftlich) „Höheren“ gehörte.

Das Verhältnis Sohn-Vater kann aber wesentlich tiefer bestimmt werden. Während die mutterbezogenen Gefühle die der Schwäche, der Hilflosigkeit und des Versagens gewesen sind, die in der Blindheit und Abhängigkeit Rudolphs wiederkehren, so drückt sich in der jungen Vorstellung vom gleichzeitigen Sterben des Sohnes mit dem Vater sehr viel Liebe und Identifikation aus. Da die Mutter anscheinend alles auf Respekt und Charakter setzte, während der Vater ein für damals alles andere als selbstverständlich freundschaftliches Verhältnis zum Sohn pflegte, entwickelte sich Fontane nicht nach dem üblichen Muster. Aus dem Widerspruch zwischen der tiefen Liebe zum Vater und dem vorwiegenden Bewußtsein des Schuldigwerdens gegenüber der Mutter bzw. der Frau entwickelte sich sein Vererbungskomplex. Darum scheint die allgewaltige Eifersucht in „Geschwisterliebe“ bei der Rückführung des emotionellen Anliegens auf die Familienkonstellation im „Gespensterschiff“ ganz zu verschwinden. Aus diesem Grunde bringt uns die klassisch ödipale Auslegung von Fontanes Komplexen nicht weiter. Dagegen sprechen erstens Fontanes ungewöhn-

liche Kindheitsentwicklung und zweitens der Umstand, daß sich die Komplexbildung viel zu spät vollzog, nämlich erst dann, als er das Versagen des geliebten Vaters erkannte. Daß es schon die erste Entfremdung vom Vater gegeben hat, ersehen wir aus der Erwähnung des Ruppiner „Adlerapothekers“, der hochnäsiger an Rudolph und Clara vorübergeht. Wollte sich das Gefühl des Versagens lieber als ein Opfersein gegenüber Hartherzigkeit ausgeben? Oder gab die Ungerechtigkeit, die sich darin ausdrückt, mit den Anstoß zur späteren Ballade? Die Ballade entstand zwar später als die Erzählung, behandelt aber das gleiche Anliegen in einem früheren Stadium; gerade dieser chronologische Rückschritt bedeutet aber einen seelischen Fortschritt, denn er ist charakteristisch für die natürliche Wirkungsweise selbstanalytischen Denkens. Fontanes unmittelbar erlebte Anliegen waren die Überwindung der Minna-Fixierung und der Eifersucht gegenüber Männern wie von Kloeden, die er in jeder anderen Hinsicht sympathisch fand. Was Fontane also durchmachte, könnten wir als eine Art psychisch-kreative Wiedergeburt bezeichnen, in der ödipale Gefühle, die er zu Hause nie ausgelebt hatte, auf Zeitgenossen übertragen wurden. Er überwand sie als erste in der langen Reihe seiner Verspätungen mit dem ihm eigenen Genie, d. h., mit der aus der Kindheit bekannten Lösung, nur daß an die Stelle des Kumpelverhältnisses zum Vater die Männerfreundschaft zu Literaturbeflissenen trat. Auf die potentiellen Rivalen im erwachsenen Leben überträgt er das gleiche Gefühlsverhältnis, das ihn früher mit dem Vater verbunden hatte; auch sie, die Kollegen und Freunde, würde er symbolisch zu übertreffen und gleichzeitig zu retten versuchen, und immer wird seine Frau daheim, der er zwar sehr viel, aber selten voll Zärtlichkeit schreiben wird, über seinen „unmöglichen“ Ehrgeiz den Kopf schütteln.

Man ist versucht zu sagen, es war kein Zufall, daß sie genauso wie seine Mutter Emilie hieß. Andererseits beweisen die unzähligen Briefe an sie, daß er mit Frau und Familie treusorgender umging als Vater/Vanderdecken, und daß er bei seinem großen Wagnis, freier Schriftsteller und Romandichter zu werden, die von ihr gehegten Zweifel und die Kritik stets sehr ernst nahm und immer bemüht war, sie konsequent auszuräumen. Literaturpsychologisch ist Fontanes Streben nach vollendeter Kunst, also auch mit den Inhalten derselben aufs engste verknüpft. Somit hat die dichterische Konsequenz des Vererbungskomplexes und dessen Überwindung auch mit dem zu tun, was die Psychologie die *Vaterinstanz* nennt, also mit dem Verhältnis des Dichters zur Gesellschaft und Autorität, wie es sich in seinen Werken ausdrückt. Auch diese überpersönliche Konsequenz hat Fontane in weiteren Kindheits-erinnerungen des Versteckspiels versinnbildlicht.

Noch einmal blättern wir ein paar Seiten zurück bis zur Beschreibung des „normalen“, d. h. entschlüsselbaren — weil nicht auf Persönliches beschränkten — Versteckspiels. Auch dort waren es „Momente des höchsten Triumphs“, wenn ihn die anderen Jungen nicht finden konnten.

Aber gerade diese Momente höchsten Triumphs waren es doch auch, die zuletzt wieder eine Gefahr heraufbeschworen. Wenn ich da durch Mauer- und Lattenwerk verborgen eine Stunde lang und oft noch länger gehockt hatte, kamen, wie sich denken läßt, kleine menschliche Schwachheiten über mich, denen ich sozusagen auf ordnungsgemäße Weise nicht nachgehen konnte, weil ich mich dadurch meinen unten auf mich wartenden Feinden überliefert haben würde. So denn zwischen zwei Bedrängnisse gestellt, kroch ich zuletzt aus meinem Halbversteck auf einen möglichst im Schatten liegenden Balken hinaus und nahm hier die Stellung ein, wie die berühmte kleine Brunnenfigur in Brüssel, mich zugleich derselben Beschäftigung unterziehend. [...] Das war dann jedesmal ein großer Sieg, aber eine schmerzliche Niederlage

heftete sich nur allzu oft an meine Sohlen. Traf es sich nämlich so, daß mein Vater am anderen Tage sein Haus revidierte, vor allem die Böden, gegen die er immer ein besonderes Mißtrauen unterhielt, so trat er alsbald sinnend an die Stelle, zu deren Häupten ich am Abend vorher gestanden, und hielt hier eine seiner herkömmlichen, zunächst gegen das verdammte Dach, das ihn noch aufzehren werde, gerichteten Ansprachen, bis ihm mit einem Male der Gedanke kam, „sollte vielleicht wieder . . .?“ Und nun begann das Prozessuale. Wurde meine Schuld festgestellt, so traf mich eine Strafe, die die wegen Ball und Fensterscheibe mindestens dublierte.²³

Die mit Schiller-Anspielungen gespickte, unangemessene Verwendung von Gerichtsdeutsch bei der Beschreibung der Untat und deren Ahndung stellt schon einen halben Zusammenhang zum Spielmotto vom „Jüngsten Tag“ her. Mit dem kleinen Versteckspieler wird so geschickt gespielt, daß sogar die biologische Männlichkeit in einem Zusammenhang bloßgestellt wird, der den Vater als Schuld zuweisende und strafende Instanz definiert. Nicht auf begriffliche, sondern auf stilistische Weise wird die humorvolle Aussage verallgemeinert. Der Bummelton bemächtigt sich des Gerichtsstils und zweckentfremdet ihn, erzeugt dadurch einen humorvollen Kontrast und schützt sich damit vor etwaiger Beanstandung — literarisches Versteckspielen. Ganz andere Strafen hätte jedoch die gesellschaftlich institutionalisierte Vaterinstanz für den Dichter parat, sollte er sich Untaten der übertragenen Art schuldig machen, solchen, die ganz andere Fundamente untergraben könnten.

Wir spielen also weiter mit und hinterfragen das Stichwort „Brüssel“, suchen symbolische Zusammenhänge und werden im 12. Kapitel, „Was wir in der Welt erlebten“ fündig, wo die belgische Hauptstadt in einem politisch bedeutsamen Zusammenhang genannt wird. Dort erzählt Fontane, wie er im Revolutionsjahr 1830 und mit zehn Jahren für weltpolitische Ereignisse geweckt wurde.

Von großem Eindruck auf mich war [...] die Nachricht, daß in Brüssel bei Aufführung der *Stummen von Portici* die Revolution ausgebrochen sei, und zwar gerade bei der Stelle: „Dem Meertyrannen gilt die wilde Jagd“; ich fand dies unbeschreiblich schön, vielleicht in der dunklen, für eine Poetenatur immerhin schmeichelhaften Vorstellung, daß hier ein Lied eine politische Tat geweckt oder zeitigt habe.²⁴

Der antike Meertyrann hieß bekanntlich Poseidon. Nicht nur die bewährte Erfahrung mit Fontanes Symbolik, sondern auch das rhetorische Umfeld, die in folgenden Zeilen abermals vorgeschützte Unfähigkeit, das eigene Gefühlsleben zu begreifen, das Liebäugeln mit dem zukünftigen Dichterberuf, lassen keinen Zweifel an dem — hätte er es direkt gesagt — gewagten Bekenntnis, daß sein dichterisches Versteckspielen der Unkenntlich- bzw. Unnachweisbarmachung seiner politisch kritischen, möglicherweise revolutionären Gedankengänge dient.

Freilich ist die Wahl des Pinkelns als Symbol für den rebellischen Impuls keine Originalschöpfung, aber hier geht es nicht um Originalität, sondern um literarische Kommunikation. Wie eine Schweizer Germanistin es so klar erkennt, der Dichter versteckt, um zu offenbaren²⁵. Aus dem gleichen symbolischen Umfeld läßt Fontane auch politische Reaktionäre reden, wenn sie fordern, der Staat solle „der Hydra der Revolution das giftige Haupt zertreten.“ Der Rückbezug dieser Symbolik auf das Vater-Sohn Verhältnis zeigt, wie tief der Sinn in Fontanes Humor eigentlich geht und wie er bis in seine schwersten Krisen, seine schönsten Erfolge und sein poetisches Engagement hinein verfolgt werden kann.

Der Groll gegen den Vater hatte eine tiefe, aber auch äußerst fruchtbare Wunde in Fontanes jugendliche Seele geschnitten, ihm eine Bürde auferlegt, unter der er immer stärker wurde, jedoch nicht stark genug, um dieselbe Bürde des Grolls abzuwerfen, bis ihn die selbstgestellte Aufgabe – jener Roman, der „Effi Briest“ wurde – zwang, sich endlich mit der eigenen Entwicklung, mit dem alten Groll auseinanderzusetzen. Das differenzierte Vaterbild in „Meine Kinderjahre“ wurde zur endgültigen Überwindung der zwanghaften Vorstellung, er müsse enden wie sein Vater. Die ruhige Betrachtung des Vaters im Tode entband den Dichter von den Hemmungen, die dem höchsten Ausdruck seines Talents bisher im Wege gestanden hatten. Den Gespensterkapitän seines Jugendgedichts konnte er als Schillers Poseidon harmlos ins Meer der Erinnerung zurücksinken lassen und so „erlösen“, auch sich selbst von der Zwangsvorstellung, nur der eigene Tod könne für ihn erlösend wirken.

Zu diesem differenzierten Vaterbild gehört auch das zugleich interpretative und willkürlich manipulierende Spiel mit Schillers „Kraniche des Ibykus“. Zunächst funktionierte das Gedicht als Identifikationsmittel für kindliche Ängste. Erst viel später begann die eigene Kreativität mit derselben Identifikationssymbolik zu spielen, durch Andeutungen und Zutaten, Wegnahmen und Abänderungen, das ursprüngliche Gehalt der Gedichtstellen derart umzupolen und umzudeuten, daß die so geschaffenen Kollagen den in der Zwischenzeit geschaffenen Unterschieden und Realitäten gerecht werden. So bedeuteten lyrische Gedichte für Fontane sein Leben lang ein Mittel zur Selbsterkenntnis und zugleich zur Selbstbefreiung.

Insofern diese Ergebnisse zutreffen, haben wir erst die Oberfläche gekratzt, denn sie haben für die Interpretation von Fontanes Werk weitreichende *ramifications*-Konsequenzen ist dagegen ein etwas schwerfälliger Begriff. Es geht hier nicht nur um eine Einsicht, sondern um Einsicht in Zusammenhänge, die der literaturpsychologischen Gesetzmäßigkeit unterliegen. Allerdings können sie hier nur skizziert werden. Auf die Theorie braucht man auch nicht weiter einzugehen, denn hierfür reicht die Weisheit der Frau Nimptsch aus, die es von Martin Luther hat: „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über.“ Wenn sich Fontane mehr als fünfzig Jahre lang mit dem Verhältnis zu seinem Vater herumgequält hat, so müßte das Grundmuster dieses – nennen wir es – „Ibykuskomplex“ hinter den Konflikten in seinen Gedichten und Erzählungen wieder zu erkennen sein: immer wieder müßten wir auf Vatergestalten und -instanzen stoßen, die einerseits sympathisch, andererseits gefährlich sind, und vor allem müßten bei Fontane die Themen männlicher Identitätsfindung und Männerfreundschaft stärker entwickelt sein als die der Liebesbeziehungen zwischen Mann und Frau. Ist das denn etwa nicht der Fall?

„Blasse Liebhaber“ haben die Kritiker an seinen Romangestalten kritisiert, aber um so überzeugender sind die Qualen, die diese wegen ihrer Eltern durchmachen, ja, ihr Werben um die Frau steht meistens im Zeichen jener Auseinandersetzung – angefangen mit Lewin von Vitzewitz und aufgehört mit Woldemar von Stechlin. Schach von Wuthenow schießt sich eine Kugel durch den Kopf, weil er unmöglich Victoires Porträt neben das seiner Mutter hängen kann; ähnlich Graf Haldern in „Stine“. Ezechiël Vanderstraaten („L'Adultera“), Graf Holk („Unwiederbringlich“) und Botho von Rienäcker („Irrungen, Wirrungen“) sind die sympathischen Nichtvorbilder, die die Liebe verspielen, selbst wenn ihnen das Glück hold ist. Der Extremfall ist Baltzer Bochold („Ellernklipp“), auch der Ur-Instetten, Oskar von Pannwitz, der dem Vater sehr ähnlich geraten, wenn „Meine Kinderjahre“ nicht dazwischen gekommen wäre; statt dessen entstand Innstetten als Vatergestalt mit den Eigenschaften von Fontanes Mutter. In „Unterm Birnbaum“ spuken die toten Hradschek-Kinder zwar nur hinter der Szene, aber dafür springt ein gesichtsloser

Schulz an ihrer Stelle ein, so weist dieser die autobiographischste Personenkonstellation aller sechzehn Romane auf. Daß Fontanes Erfolgskette mit „Grete Minde“ begann, hängt, wie ich an anderer Stelle zeigen möchte, damit zusammen, daß er dort zum ersten Male die eigenen Komplexe mit der Handlung zu verknüpfen lernte.

Zweimal umging Fontane den Ibykuskomplex erfolgreich, indem er die eigenen Familienkonfliktchen thematisierte: in „Frau Jenny Treibel“ und „Die Poggenpuhls“. Zweimal versuchte er anscheinend, den Komplex an den Rand zu drücken mit dem Ergebnis, daß „Graf Petöfy“ und „Quitt“ an Konturenschwäche leiden. Eine geglückte Überwindung des Vererbungskomplexes wird man nur in „Der Stechlin“ erblicken können. Dabei ist kaum zu übersehen, daß Woldemar den Vater seiner Braut noch mehr verehrt als seinen eigenen. Aber nicht nur das macht es schwer, Dubslav als Vaterfigur zu interpretieren.

Deutlicher stellt sich die Frage beim alten Briest, weil die dritte Generation bereits in Sicht ist. Die herkömmliche Auslegung, diese sympathischen und vorbildlichen Greise seien Fontanes Selbstporträts, halte ich für baren Unsinn: so narzisstisch und bar der Selbstkritik war Fontane nicht. Mit einer solchen Auslegung werden die Bedürfnisse einiger Leser auf Gestalten übertragen, die kritisch betrachtet werden wollen wie alle anderen. Das einzige Selbstporträt, der ironische Sentimentalist Willibald Schmidt, („Frau Jenny Treibel“) illustriert das Prinzip. Vielmehr muß Effis Vater neben einem Herrn von Ribbeck auf Ribbeck als Großvatergestalt gesehen werden²⁶. Gerade diesen Sachverhalt hat Fontane uns im fiktiven Gutsnamen Hohen-Cremmen — das historische Briestsche Gut hieß übrigens Nennhausen — versteckend verraten: er weist auf Fontanes eigenen Großvater hin, den einzigen Vorfahr, der es wirklich sehr weit gebracht hatte: die Königin Luise hat ihn zuerst zum Zeichenlehrer für die Kinder, später zum Kabinettssekretär ernannt.

Diesen Pierre Barthélemy Fontane hat sein Enkel Theodor kaum gekannt, und dennoch erinnert dieser sich an eine Nachtreise in der Pferdeokutsche zu ihm nach Berlin, als er sechs Jahre alt war.

In raschem Trabe ging es über Alt-Ruppin auf Cremmen zu, und lange bevor wir dieses, das ungefähr halber Weg war, erreicht hatten, zogen die Sterne herauf und wurden immer heller und blitzender. Entzückt sah ich in die Pracht und kein Schlaf kam in meine Augen. Ich bin nie wieder so gefahren; mir war, als reisten wir in den Himmel²⁷.

Wozu die Vorstellung des Sechsjährigen nach mehr als sechzig Jahren? Heißt das Bild nicht „Tod und Verklärung“? Paßt diese Metaphorik nicht in die eigenwillige Theologie, mit der Fontane das Christliche auf sich selber bezieht? Bedeuten solche Kombinationen nicht, daß für ihn die Erlösung gleichbedeutend ist mit einem freudigen Empfang beim Großvater im Himmel? An Effis Vorstellungen vom Gott im Himmel, die die Strenggläubigen als heidnisch bekritteln, erinnert es auch. Doch der Empfang, den sein Vater und er vom wirklichen Großvater erfuhren, war ganz anders, und der Junge war gerade alt genug, um zu begreifen, daß es am väterlichen Lebenswandel lag.

Die psychologische Funktion im Einschalten des Großvaters ist gar nicht schwer zu begreifen: warum heiratet Innstetten eine von Briest? warum Woldemar eine von Barby? Doch nur aus Gründen der Legitimation, und angesichts des für Fontanes Ehrgeiz unbrauchbaren väterlichen Vorbildes war ein solcher Großvater zwar unnahbar, dafür aber auch unbezahlbar. Wer am Vererbungskomplex leidet, kann das Gefühl eines derartigen Erbes zur Schaffung der inneren Erlaubnis gut gebrauchen.

Freilich wußte Fontane, daß er sich dabei etwas vormachte; darum verniedlichte er die großväterlichen Erfolge, als er berichtete, der Großvater habe es „mit Hülfe dreier, in guten Abständen geheirateter Frauen, erst vom Zeichenlehrer zum Kabinettssekretär und ganz zuletzt, was noch wichtiger, sogar zum gutsituierten Berliner Hausbesitzer gebracht [...], freilich nur in der Kleinen Hamburger Straße.“²⁸ Der wirkliche Großvater war eine Ernüchterung, aber die Reise zu ihm hatte Ewigkeitswert, bedeutete Anschluß an eine höhere Tradition, an Träume, die in Erfüllung gehen. Aber wie eigenartig: er geht hier gar nicht darauf ein, *wem* der Großvater das Zeichnen beigebracht hatte, oder *wer* dessen Gönnerin gewesen war. Gerade an diesem Verschweigen der Hauptsache sollten wir die große Bedeutung erkennen, die diese Beziehung für ihn hatte.

Darum wird auch der Ortsname „Cremmen“ in „Der Stechlin“ zum Schnittpunkt für allerhand bedeutende Hinweise, ähnlich wie im Zusammenhang mit „Brüssel“ oben beobachtet wurde. Einkreisend können wir feststellen, daß Cremmen gleichbedeutend ist für den „halben Weg“. Wohin? Doch nicht allein zum Großvater Fontane, sondern zu dem, was der Großvater darstellt, zu dem, was der Enkel mit jener Nachtreise assoziierte, also mit dem halben Weg zur Ewigkeit, zur Unsterblichkeit. Darum kann es auch nicht von ungefähr kommen, daß Woldemar, Rex, Czako und Reitknecht Fritz morgens aufbrechend von Cremmen her in das erstarrte Bild des Stechlin hineinreiten, das von der Symbolik der Todesruhe, von vergangenem Glanz und gegenwärtiger Bewegungslosigkeit beherrscht ist. In der Fontaneschen „Theologie“ „sind“ sie die vier apokalyptischen Reiter, oder, wie es der Malerprofessor Cujacius später verraten wird, nur die „Kohleskizzen“, der Umriß davon, erst schwarze Schatten auf weißem Papier. In der Johannes Offenbarung werden die vier Pferde mit je einer symbolischen Farbe gekennzeichnet, mit Weiß, Rot, Schwarz und „fahl“, „leichenfarben“. Auf dem Ritt hält sich Reitknecht Fritz geziemend hinter den Offizieren zurück, so daß sie wie ein Kommentar zu Dubslavs Weigerung wirken, die altpreußische durch die Reichsfahne ersetzen zu lassen, oder umgekehrt:

Engelke hatte vor kurzem einen roten Streifen annähen wollen, war aber mit seinem Vorschlag nicht durchgedrungen. „Laß. Ich bin nicht dafür. Das alte Schwarz und Weiß hält gerade noch; aber wenn du was rotes dran nähst, dann reißt es gewiß.“²⁹

Indem Fontane die Symbolik vom Jüngsten Tag und Weltgericht hineinschmuggelt, knüpft er einen versteckten Faden zu den Kindheitserinnerungen und zu der ihn selbst erlösenden Aussöhnung mit dem Vater. Weil er die eigenen Komplexe überwunden hat, kann er sich im letzten Roman direkt und ausschließlich mit den Komplexen seines geliebten Vaterlandes auseinandersetzen.

Anmerkungen

- 1 Dieses wichtige Detail ist durch den Sohn, Friedrich Fontane überliefert worden in „Das literarische Echo“, 9/10, Februar 1925.
- 2 Von und über Mauron gibt es in deutscher Sprache sehr wenig, wobei seine Psychokritik von schlagender Einfachheit ist. Unverkennbar ist ihr Einfluß auf Paulsens „Im Banne der Melusine. Theodor Fontane und sein Werk“. – Bern: Peter Lang, 1988, 314 Seiten –, der den ersten ernstzunehmenden Versuch psychologischer Fontane-Biographie darstellt, d. h., sich um die innere Kohärenz von Fontanes in der Kunst sich offenbarender Persönlichkeit bemüht. Obwohl man

- die Darstellung zu Recht als unvollständig und manchmal unbekümmert im historischen Detail kritisieren kann, belegt sie die Unerläßlichkeit von schriftstellerischem Talent in der Literaturpsychologie, denn selbst Paulsens Fehler und Auslassungen können dem Wahren und Neuen an dieser Darstellung nichts anhaben, sondern fordern uns heraus, es selber besser zu machen. Ohne den freimütigen Austausch von liebevollem Tadel in Dutzenden von ellenlangen Briefen mit Paulsen wäre mir diese Studie nie gelungen – auch wenn sie mit seinem Buch in mancher Hinsicht nicht übereinstimmt.
- 3 Nicht unwichtig sind die Passagen über Fontanes Onkel August in „Von Zwanzig bis Dreißig“, bei dem er als Schüler und Lehrling unterkam, da dieser eine doppelte Portion der väterlichen Schwächen zu haben schien. Hier kann der Dichter weniger rücksichtsvoll schreiben, „Ich kann sagen, mir ist, nachdem ich der Sache erst mal auf den Grund gesehen, das ‚Affable‘ durch Erscheinungen wie die meines Onkels geradezu verleidet worden, und wenn ich mich, was öfters geschieht, auf meine ‚Liebenswürdigkeit‘ hin angesprochen sehe, so kommt mir jedesmal der Gedanke: ‚Solltest du vielleicht auch . . .‘, und eine Gänsehaut überläuft mich.“ „Gesammelte Werke“, Bd. 15 – München: Nymphenburger Verlagsbuchhandlung, 1967, S. 325.
 - 4 In dieser Hinsicht bin ich ganz anderer Meinung als Paulsen und behaupte, „intakt“ leidet nur daran, daß uns die Begriffe fehlen, um die Großartigkeit jener Zweierbeziehung auszudrücken. Diesem Dichter hat die Liebe seiner Frau nicht gefehlt, denn dieser Mensch hätte sich dann einen Ersatz gesucht, wofür es aber nicht die leiseste Andeutung gibt. „Melusine“ ist ein sehr wichtiger Fontanescher Topos, aber er führt ihm die Feder nicht wider Willen wie jener Vererbungskomplex, von dem hier die Rede ist, der sozusagen aufzeigen will, wonach Paulsen nicht gefragt hat, aber hätte fragen müssen, ehe er sich mit der Freundschaft zu Lepel auseinandersetzte.
 - 5 „Meine Kinderjahre. Autobiographischer Roman. – Hrsg. Christian Grawe – Stuttgart: Philipp Reclam Verlag, 1986, S. 149; alle Seitenangaben diese Ausgabe. Im Nachwort wird belegt, schon die Zeitgenossen sahen darin „das Muster einer psychologischen Analyse“, S. 245.
 - 6 Am bekanntesten sind die Schriften des Kanadiers Eric Berne, etwa „Spiele der Erwachsenen“ (= „Games People Play“, 1964) oder „Was sagen Sie, nachdem Sie ‚Guten Tag‘ gesagt haben? (= What do you say after you say ‚Hello‘“, 1972), die allerdings schlecht übersetzt wurden.
 - 7 S. 100.
 - 8 S. 111.
 - 9 S. 175.
 - 10 S. 171f.
 - 11 Als Tiefpunkt darf man wohl den Abend vom 9. April ansehen, als sich der Dichter und gelernte Apotheker beinah vergiftet hätte. Da es verschiedene Darstellungen des Vorfalles gibt – man vergleiche den Brief an Karl Zöllner vom 9. 4. mit dem an Georg Friedlaender vom 22. 4. –, können wir nicht mit Sicherheit sagen, ob und was für ein „Apothekerversehen“ vorlag oder ob es sich nicht um eine Art Fehlleistung handelte. Der Hinweis im Friedlaender-Brief auf „starken Wein, auf dessen belebenden Zuspruch ich seit Wochen angewiesen

war," (HFA, Briefe IV, 190) läßt einen depressionsbedingten Fehlgriff als eher möglich erscheinen. Es ist sehr bedenklich, wenn ein Influenza-Genesender viel Alkohol trinkt.

- 12 Die zwei weitrezipierten Studien zu diesem Themenkreis: Bettina Plett, „Die Kunst der Allusion“ – Köln: Böhlau Verlag, 1986 und Lieselotte Voss, „Literarische Präfiguration dargestellter Wirklichkeit“ – München; Wilhelm Fink Verlag, 1985 gehen überhaupt nicht auf die autobiographischen Schriften ein. Voss vermerkt einen qualitativen Unterschied in der Technik der Präfiguration zwischen „Frau Jenny Treibel“ (1892) und „Effi Briest“ (1894), den ihr Konzept nicht zu verarbeiten vermag. Da hätte es nahegelegen, das 1893 erschienene „Meine Kinderjahre“ unter die Lupe zu nehmen, aber ich fürchte, der Antibiographismus unter den werkimmanenten Interpreten ist inzwischen so sehr zur heiligen Kuh geworden, daß er die einfachsten Schlußfolgerungen verhindert.
- 13 S. 141.
- 14 „Die Opus-Phantasie. Das phantasierte Werk als Metaphantasie im kreativen Prozeß.“ – „Psyche. Zs. für Psychoanalyse und ihre Anwendungen“. Jg. 33/3, März 1979, S. 193–212.
- 15 V. Matt benützt Schillers „Verbrecher aus verlorener Ehre“ und Droste-Hülshoffs „Die Judenbuche“ zur Illustration.
- 16 Haben Fontanes junge Zeitgenossen ihn nicht durchschaut? Man vergleiche die Episode „Der Platen-Verein: „Egbert Hanisch“ in „Von Zwanzig bis Dreißig“: dort habe Fontane endlich seine ganzen „Lagerbestände“ an Jugendwerken vorlesen können, worunter sich „Das Gespensterschiff“ gewiß befand. Nach mehreren Monaten hat man ihm dafür eine Feier mit Diplom und Orden abgehalten. „Eine Stelle daraus ist mir noch gegenwärtig. In fast jedem meiner damaligen Gedichte schien der Mond unentwegt, und so hieß es gleich zu Anfang: ‚Unser Lieber und Getreuer, geboren zu Neuruppin bei Mond-schein etc.‘“ (59) Nun scheint der Mond in einigen Jugendgedichten, aber lange nicht so häufig, um diese Erklärung gelten zu lassen; vielmehr handelt es sich darum, daß jene Sachverhalte, mit denen man damals den Mond zur Umschreibung verwendet hat, also die sexuellen für den damaligen Geschmack arg deutlich durchschimmerten.
- 17 „Sämtliche Werke“ (Abt. 1), 1. Ausg. – Hrg. Walter Keitel – München: Hanser Verlag, 1964 – VI, 646–651.
- 18 S. 151.
- 19 Teil IV, Hanser-Erstaussgabe V, 532.
- 20 S. 535.
- 21 S. Verf., „Meine Kinderjahre: die Brücke zwischen Leben und Kunst“, in „Fontane aus heutiger Sicht“ – Hrg. Hugo Aust – München: Nymphenburger Verlagshandlung, 1980 – bes. S. 170–176.
- 22 Die Einsicht verdanke ich Frau Dr. Anita Golz, Weimar.
- 23 S. 146f.
- 24 S. 118.

- 25 Margret Walter Schneider. „Im Hause der Venus“ – „Jb. der deutschen Schiller-
gesellschaft“ 31 (1987), S. 227–247.
- 26 Von einer ganz anderen theoretischen Basis ausgehend hat schon Horst Fleig
die Bedeutung der Großvatergestalt in Fontanes Versteckspielen ausgearbeitet.
„Bilder Fontanes gegen den Tod“, in „Formen realistischer Erzählkunst. Fs. für
Charlotte Jolles“. – Hrsg. Jörg Thunecke et al. – Nottingham; Sherwood Press,
1979 – S. 451–470.
- 27 S. 24.
- 28 Ebenda.
- 29 Hrg. Hugo Aust – Stuttgart; Philipp Reclam, 1978 – S. 12.

SCHIL

Golo

Fonta
Schrif
Theat
stelle
daf d
zu sc
Engla
beson
nicht
Gebu
Branc
gefall
siebz
und c
Hier
Ball
preuf
zuma
schön
dann
tische
Eger
desto
zum

Fühl
tut e
unter
tiefst
Zu d
geleg

SCHRIFTSTELLER DER GEGENWART ÜBER THEODOR FONTANE

Golo Mann, Kilchberg am Zürichsee

Fontane hatte es nicht leicht im Leben. Kein freier Schriftsteller, wenn er ein echter Schriftsteller war, hatte es in Deutschland im 19. Jahrhundert leicht. Er war Theaterkritiker, viele Jahre lang. Er war Kriegskorrespondent. Er war Reise-Schriftsteller: Berichte, zumal aus England und Schottland. Und er schrieb Romane. Nicht, daß die frühen schwach gewesen wären; aber er mußte alt werden, um seine besten zu schreiben, „Effi Briest“ und „Stechlin“. Er wünschte, in Preußen zu sein, was in England der Poeta Laureatus ist. Aber in Preußen hatte man keinen Sinn dafür, besonders dort nicht, wo er ihn während Jahren suchte, beim Adel. Davon handelt, nicht ohne bitteren Spott, eines seiner späten Gedichte. Es ging um seinen siebzigsten Geburtstag. Und da glaubte er, er sei der Mann der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ und dies Werk hätte doch eigentlich dem brandenburgischen Adel gefallen sollen. Aber kein aristokratischer Gutsbesitzer meldete sich zu seinem siebzigsten Geburtstag. Es waren andere, die es taten. Davon handelt ein Gedicht und davon spürt man auch in seinem letzten Roman, dem „Stechlin“, etwas.

Hier aber soll nun nur von seinen Gedichten die Rede sein. Fontane begann als Balladen-Dichter: Preußische, englisch-schottische, nordische Balladen. Es waren die preußischen, die ihm den bescheidenen Ruhm gönnten, wie er ihm zuteil wurde; zumal die Porträts der Generale Friedrichs des Großen und, vielleicht, das am schönsten gelungene, das Porträt des Prinzen Louis Ferdinand. Der alternde und dann der alte Fontane machte ganz andere Gedichte: Besinnliche, kritische, spöttische; nachdenkliche insgesamt. Es sind mir die liebsten, wie sehr mir auch „Schloß Eger“, oder „Der alte Dessauer“ gefallen mag. Je näher er sich dem Ende fühlt, desto tiefer blickt er zurück, manchmal mit Bitterkeit, häufiger mit Ironie. Da ist zum Beispiel das Gedicht, welches anfängt:

Fünzig Jahre werden es ehstens sein,
Da trat ich in meinen ersten „Verein“.
Natürlich Dichter. Blutjunge Ware:
Studenten, Leutnants, Refrendare.
Rang gab's nicht, *den* verlieh das „Gedicht“,
Und *ich* war ein kleines Kirchenlicht.

So stand es, als Anno 40 wir schrieben,
Aber ach, wo bist du Sonne geblieben,
Ich bin noch immer, was damals ich war,
Ein Lichtlein auf demselben Altar,
Aus den Leutnants aber und Studenten
Wurden Genräle und Chefpräsidenten.

Fühlt er sich der „Excellenz“, die ihm im Tiergarten begegnet, überlegen? Natürlich tut er es; aber innerhalb der Strukturen der preußischen Gesellschaft *muß* er sich unterlegen fühlen. Eine spöttisch, eine ironisch genossene Unterlegenheit, die er im tiefsten Grunde ja niemals ernst nehmen kann.

Zu den späten, besinnlichen Fontane-Gedichten, die mir am liebsten sind und die ich gelegentlich sogar vortrage, gehört: „Contenti Estote“. Erfunden kann er den Gang

des vom Schicksal verwöhnten jungen Dichters und Übersetzers Ludwig Tieck zu dem berühmten alten Arzt und Geheimrat namens Reil nicht haben. Er hörte diese Anekdote irgendwo, und sie gefiel ihm so sehr, daß er nicht umhin konnte, ein Gedicht daraus zu machen. Reil, nebenbei bemerkt, war erst spät aus Sachsen nach Berlin gekommen. Ein Zürcher Medizinhistoriker wußte sogleich über ihn bescheid. Auf meine Frage, wie denn Reil einen Fall wie den des jungen Tieck so treffend beurteilen konnten, ohne ihn ernsthaft zu untersuchen, gab der Professor zur Antwort: „Die Ärzte damals hatten mehr Intuition, als man heute hat ...“

CONTENTI ESTOTE

Tieck, jung noch, kam zum alten Reil.

„Herr Geheimrat, ich leide schon eine Weil,
Eigentlich hab ich immer gelitten, —
Ich möchte mir Ihren Rat erbitten.“

„Nun lassen Sie hören, lieber Tieck,
Vielleicht Migräne, vielleicht Kolik?
Sie schütteln den Kopf. Vielleicht was am Herzen
Oder an der Leber? Haben Sie Schmerzen?“

„Nicht eigentlich das. Wohl mal daß es sticht,
Aber wirkliche Schmerzen hab ich nicht.“

„Sehr erfreulich. Und wenn ich's damit nicht traf,
Wie steht's mit der Hauptsach? Wie steht's mit dem Schlaf?“

„In *dem* Punkt zähl ich mich zu den Gesunden,
Ich schlafe doch mindestens meine neun Stunden.“

„Vortrefflich. So bleibt uns als letztes Gebiet
Nur noch die Verdauung; wie ist der Apptit?“

„Auch damit geht es; ich kann nicht klagen,
Ja, ich glaube, mein Bestes ist der Magen;
Oft wenn ich erschöpft bin, — mit Freunden bei Tische
Gleich hab ich wieder die volle Frische.“

Da lachte boshaft der alte Reil.
„Lieber Tieck, mit Ihnen hat es nicht Eil,
Appetit und Schlaf und keine Schmerzen,
Da danken andere Gott im Herzen,
Ihre Krankheit ist nichts als ein krankhaft Verlangen,
Es ist Ihnen immer zu gut gegangen,
Ein bißchen mehr Sorge bei schmalerm Brote,
Das fehlt Ihnen, Freund. Contenti estote.“

Laut ei
nichts i
also ve
Schloßg
in erste
„Irrung
Sie me
Themas
Bei ihr
Gaston
seine u
Bereich
aber sie
ten Me
will di
mit Re
geht d
deutlich
untersu
Gesells
hier, d
Roman
„Stechli
Verfall
Mauern
Ähnlich
Schnurr
Stechlin
dingt f
der Ba
Abweic
linger,
zu den
Wende
nicht v
schaft
(z. B. I
Proble
man da
lichen
z. B. a

REZENSIONEN

Karla Müller: Schloßgeschichten. Eine Studie zum Romanwerk Theodor Fontanes. — München: Fink 1986. 160 S.

(Rez.: Roger Hillmann, Canberra)

Laut einem vor vielen Jahren geprägten Bonmot Marcel Reich-Ranickis gäbe es nichts in der deutschen Literatur zwischen Kafkas „Schloß“ und „Schloß Gripsholm“, also vermeintlich zwischen der tiefersten und der Unterhaltungsliteratur. Fontanes Schloßgeschichten strafen diese Behauptung Lügen. Karla Müllers Arbeit untersucht in erster Linie „Graf Petöfy“, „Unwiederbringlich“ und den „Stechlin“, aber auch „Irrungen Wirrungen“, „Schach von Wuthenow“ und „Cécile“ werden herangeführt. Sie meint, die literatursoziologischen und die poetologischen Dimensionen ihres Themas hätten bisher keine zufriedenstellende Symbiose gefunden.

Bei ihrer eigenen Arbeit kommen aber beide Aspekte zu kurz. Zwar taucht Gaston Bachelard („Poetik des Raums“) in einer einzigen Anmerkung auf. Aber seine und auch andere außenstehende Bezugspunkte hätten die „semantisierten Bereiche“ und deren Verhältnisse, um die es Karla Müller geht, untermauert. Oder aber sie hätten sie aus einer anderen Sicht als der einer vorwiegend werkimmanenten Methodik in Frage gestellt. Neben der wichtigen Funktion der Raumstruktur will die Autorin die Schloßgeschichten als Zeitromane verstanden wissen, und das mit Recht, bloß wird der Begriff des Zeitromans nur unklar umrissen. Außerdem geht die Spezifik der Zeit(en) in diesen Geschichten aus den Werkanalysen nicht deutlich genug hervor. „Der Stechlin“ hätte als einzigartige Variante des Zeitromans untersucht werden sollen. Immerhin bildet Fontane den Gipfel einer sich steigernden Gesellschaftskritik im Roman des 19. Jahrhunderts. Aber gerade das vermisst man hier, die feste Einbettung der Schloßgeschichten in die Traditionen des deutschen Romans (auch als Auftakt zu Thomas Mann, bedenkt man, wie das „Schloß“ im „Stechlin“ als Schauplatz für einen Meinungs austausch funktioniert). „Der äußere Verfall“ bei Adelheids Behausung wird z. B. als Zeichen interpretiert, „daß diese Mauern nur noch Relikte sind, Zeugen einer Zeit, die endgültig überholt ist“ (111). Ähnliches könnte für die Risse in der feudalen Ordnung bei Schloß Schnick-Schnack-Schnurr in Immermanns „Münchhausen“ gelten. Aber wie steht es dann mit „Schloß“ Stechlin selbst, mit Dubsilavs „Schloßkate“? Hier ist ein äußerer Verfall nicht unbedingt für einen inneren symptomatisch, jedenfalls nicht im Falle der Stechlins und der Barbys. Solche historischen Beziehungen zu einer früheren Tradition oder aber Abweichungen davon fehlen in einer Arbeit, wo unter Fontanes Vorläufern Waiblinger, ein einziger Titel Freytags und Auszüge aus den programmatischen Realisten zu den „Werke(n) anderer Autoren“ zählen.

Wendet man sich den einzelnen Interpretationen zu, dann sind die stellenweise nicht weniger problematisch als das Gesamtkonzept. Die naheliegende Verwandtschaft zwischen „Effi Briest“ und „Graf Petöfy“ wird nicht genügend ausgeführt (z. B. Egons Jugend als konstitutiv für das auch bei „Effi Briest“ entscheidende Problem des Altersunterschieds). Was das Hauptthema Karla Müllers angeht, könnte man dann das Schloß, dem „Spukhaus“ in Kessin ähnlich, als Schauplatz des Unheimlichen betrachten, als abseits liegende Gefährdung des Ehelebens. Das ließe sich z. B. auch gut auf den Brand im Schloßturm in „Unwiederbringlich“ übertragen.

Über diese entscheidende Szene, die für den Roman als Schloßgeschichte zentral scheinen muß, findet der verblüffte Leser nur zwei bis drei Zeilen (69). Besteht einerseits eine solche Lücke und wird andererseits das Potential einer Parallele zwischen „Graf Petöfy“ und „Effi Briest“ nur halbwegs verwirklicht, dann fragt man sich, wie sich Titel und Untertitel bei Karla Müllers Arbeit zueinander verhalten. Außerdem werden dem Schloß z. T. widersprüchliche Attribute als Schema aufgezwungen. Bei „Graf Petöfy“ soll „der Elementarbereich des Wassers ... das Menschliche“ verfehlen, „weil er das Individuum negiert. Entsprechend ist auch sein Gegenbereich „Schloß“ ambivalent“ (58). Auf den „Stechlin“ läßt sich das nicht beziehen. Später heißt es dann: „Das ‚Schloß‘ ist hier (Unwiederbringlich) wie dort (‚Graf Petöfy‘) als Überschneidungsbereich von ‚Haus‘-Prinzip (Statik) und ‚Elementar‘-Prinzip (Dynamik) anzusehen“ (90). Dagegen kommt ein Zeitroman, ein zeitgebundener Roman nicht an.

Methodische Unsicherheit verrät sich bei den folgenden Beispielen: „Hätten Heilungsmöglichkeiten bestanden?“ (bei Christine, 72); „Holk ist eine der gesündesten Figuren im ganzen Roman. Es könnte deshalb von ihm in erster Linie verlangt werden, Verständnis zu üben“ (79) oder: „Wenn sich Christines Augen mit Tränen füllen (...) deutet dies auf eine innere Bewegtheit hin, die signalisiert, daß hier etwas den innersten Kern ihres Wesens und Leidens getroffen hat“ (86). Daneben stehen auch einsichtsreiche Anregungen. Karla Müller zeigt z. B., wie im selben Roman die Krankheit „auf gesellschaftliche und politische Zusammenhänge verweist“ (84), kennzeichnet sehr treffend die polare Gegensätzlichkeit von Graf und Gräfin (77), und deutet Christines Freitod als „Hingabe an die Elemente bei gleichzeitiger Preisgabe des Christentums (...) so erweist sich schließlich die andere Hälfte ihres Ichs, die erotische, als die stärkere“ (76). Somit wäre Christines Tod als Gegensatz zu dem zu sehen, wovor Holk (mit Ebba) zurückgeschreckt hat, ein umfunktionierter Liebestod. Wie auch anderswo bei Fontane würde dann das bürgerliche Schloß im Hintergrund lauern, nämlich die Villa Wahnfried.

Vom Wertmaß der Poesie. Literaturbetrachtungen von Goethe bis Fontane. Hrsg. von Jürgen Israel. — Rostock: Hinstorff 1988. 656 S.

(Rez.: Joachim Biener, Leipzig)

Mitte der 50er Jahre veröffentlichte Hans Mayer bei Rütten und Loening in Berlin „Meisterwerke deutscher Literaturkritik“. Band I galt „Aufklärung, Klassik, Romantik“ und brachte literaturkritische Texte von Gottsched bis Hegel. Die in Band II versammelten Kritiken waren offenbar unter literarischen Epochenbezeichnungen nicht zu fassen; er trug den Untertitel „Von Heine bis Mehring“. Die Fortsetzung bis 1933 unter dem Titel „Deutsche Literaturkritik im 20. Jahrhundert. Kaiserreich, 1. Weltkrieg und 1. Nachkriegszeit“ konnte nach Mayers Weggang aus der DDR nur im Henry-Goverts-Verlag in Stuttgart erscheinen. Der Herausgeber ließ dort 1971 noch einen zweiteiligen vierten Band „Deutsche Literaturkritik der Gegenwart“ mit Kritiken aus der Zeit nach 1945 folgen.

Diese Sammlungen, besonders die ersten beiden Bände, waren m. E. das Vorbild für alle später in der DDR erschienenen Kritik-Anthologien. Die Kritiken-Dokumentatio-

nen des Mitteldeutschen Verlages zur Literatur- und Kritikentwicklung von 1890 bis 1945 und die von Peter Goldammer in der von Kurt Batt begründeten Reihe „Deutschsprachige Literatur in Längsschnitten“ herausgegebenen „Literarischen Porträts von Goethe bis Fontane“ und „von Carl Spitteler bis Klaus Mann“ stehen objektiv in Mayer-Nachfolge.

In den engeren Umkreis der Nachwirkung der „Meisterwerke deutscher Literaturkritik“ gehören auch die von Jürgen Israel ebenfalls bei Hinstorff in Rostock herausgebrachten beiden Längsschnitt-Bände „Im Urteil der Dichter. Literaturbetrachtungen von Opitz bis Lessing“ und „Vom Wertmaß der Poesie. Literaturbetrachtungen von Goethe bis Fontane“.

Der neue zweite Band enthält „Literaturbetrachtungen“ von Matthias Claudius über Dramen Lessings bis zu Kritiken Theodor Fontanes über Stücke Gerhart Hauptmanns und von Arno Holz und Johannes Schlaf.

Dankbar ist man z. B. für die Aufnahme folgender Kritiken: Varnhagen von Ense über den dritten Teil von „Dichtung und Wahrheit“, Clemens Brentano über „Die Braut von Messina“, Karl Gutzkow über „Dantons Tod“, Levin Schücking über Stifters „Studien“. Man staunt, wie klar bereits Gutzkow die besondere Begebenheits- und Situationsdramaturgie Büchners erkannte oder wie differenziert Brentano „Die Braut von Messina“ unter rhetorisch-darstellerischen Aspekten sieht.

Stellungnahmen werden nur zu zeitgenössischen Autoren mitgeteilt. Die chronologische Anordnung der Texte richtet sich nach der Entstehungszeit der rezensierten Objekte. So erscheint Fontane schon relativ früh mit Kritiken über „Des Meeres und der Liebe Wellen“ und „Herodes und Mariamne“, ehe der Hauptkomplex seiner Kritiken (über Raabe, Gerhart Hauptmann und Holz/Schlaf) mitgeteilt wird. Die Anmerkungen gehen den Beziehungen zwischen Rezensenten und Rezensierten nach und erhellen literaturgeschichtliche Konstellationen.

Was die Fontane-Auswahl betrifft, so erscheint nur die Aufnahme des Schlußkomplexes voll gerechtfertigt. Die Rezension über „Des Meeres und der Liebe Wellen“ wirkt isoliert und nicht „haftend“. Sie hat 1874 eigentlich nur Wert als Plädoyer für echte, erfüllte Innerlichkeit und damit als Opposition gegen die äußerliche Gründerpoesie. Die Hebbel-Rezension zeigt Fontane von der konservativen Seite. Der Kritiker sieht zwar den „Mischstück“-Charakter von „Herodes und Mariamne“ zwischen antikem Milieu und moderner psychischer Problematik, für ihn ist aber 1874 die Wahrung des kulturgeschichtlichen Milieus das Entscheidende, noch nicht die frühe, Ibsen antizipierende Kritik an der verdinglichten Rolle der Frau, die er später in seinen besten Romanen selbst gestaltete, allerdings bei nahtloser Einheit von Umwelt und Problematik. Statt der Kritiken aus den 70er Jahren hätte man z. B. die für die Alltagsdarstellung wichtige und wegweisende Rezension über „Die Wildente“ aufnehmen sollen.

Wodurch beeindruckten die am Ende des Bandes mitgeteilten Rezensionen Fontanes? In der Kritik über „Fabian und Sebastian“ bekennt sich Fontane verständnisvoll zu Raabes „kleinem Stil“: „Die grade Straße bietet selten das Schönste; was neben dem Wege liegt, ist meist hübscher als der direkte Weg“. Er distanziert sich von zu subjektiver Figuresicht und angeblich zu zahlreichen Abschweifungen. An der berühmten Kritik über die Uraufführung von „Vor Sonnenaufgang“ fiel mir diesmal zweierlei auf: einmal die Aufmerksamkeit des Theaterkritikers für den Ton einer Dichtung, namentlich einer balladesk strukturierten, zum anderen die Enttäuschung über die Unterschlagung der eigentlich neuen sozialepischem dramatischen Elemente durch die Inszenierung Otto Brahms. Das Urteil über „Die Weber“ liest sich wie eine Vorwegnahme von Brechts Ansicht, Gerhart Hauptmann habe in diesem

sozialen Drama zwei entgegengesetzten Auftraggebern gedient, Proletariat und Bürgertum. Brecht und Fontane unterscheiden sich freilich in der Wertung dieses Widerspruchs. Auch die Kritik über „Familie Selicke“ zeigt Fontane als scharfsinnigen Analytiker, der den entscheidenden Punkt erfaßt. „Macht der Finsternis“ und „Vor Sonnenaufgang“ seien bei allen Neuerungen noch stark der Tradition verbunden, erst mit dem Stück von Holz und Schlaf beginne durch die Dedramatisierung und die Wiederholungen „eigentlichstes Neuland“. „Diesen Stücken, die keine sind“, werde „die Zukunft gehören“. Voraussicht des absurden Theaters! Auch fällt wieder die Sensibilität für den Ton des Werkes auf.

In der kurzen „Nachbemerkung“ werden Prinzipien für die Auswahl mitgeteilt. Der Herausgeber geht von der Personalunion zwischen Schriftsteller und Kritiker im 18. und auch im 19. Jahrhundert aus, die später zu einer allgemeinen „Aufspaltung der literarischen Produktion“ führte (S. 460). Diese Erkenntnis hatte Georg Lukács in seinem grundsätzlichen Essay „Schriftsteller und Kritiker“ (entstanden 1939 in der Emigration, abgedruckt in den „Essays über Realismus“, Aufbau-Verlag, Berlin 1948) bewußt gemacht, doch er und Hans Mayer werden nicht erwähnt, obgleich auf S. 462 ein großer Kreis vielfach unbekannter Personen benannt ist, denen sich der Herausgeber verpflichtet fühlt.

Der Kunstwert der Kritiken bzw. ihr immanenter, für den Kritiker signifikanter Ästhetikcharakter sollte bei der Auswahl eine Rolle spielen. Das trifft vielfach zu, in exemplarischer Weise für Fontanes Kritik von „Vor Sonnenaufgang“, in der sich in beispielhafter Art subjektive Sicht und objektive Wertung, Sensualismus der Darstellung und geistige Transparenz durchdringen; doch dieser Kunstcharakter ist nicht immer gegeben, z. B. nicht in den Auslassungen des Matthias Claudius oder in Peter Roseggers Äußerungen über „Die Leute von Seldwyla“.

Der Begriff der „Betrachtung“ wird offenbar nicht mehr als belastet angesehen, und zwar nach der programmatischen Reduzierung der Kritik zur „Kunstbetrachtung“ unter dem deutschen Faschismus. Zur theoretischen Abgrenzung der Genres der Kritik leistet das Nachwort keinen Beitrag.

Längsschnittbände wie der vorliegende mit Fontane als Endpunkt legen die Frage nahe: Ist Fontane mehr Ende oder mehr Anfang, Neubeginn? Traditionalist im Sinne des Alexandrinertums ist er in keinem Falle, da war er künstlerisch und theoretisch zu vital, aber in jedem Fall ist er dem Übergang zuzuordnen. Ich aber neige dazu, ihn in hohem Maße als Vorläufer von künstlerischen Entwicklungen im 20. Jahrhundert zu sehen. Dafür sprechen die Nähe zum Naturalismus und zu Tschechow, die Vorläuferschaft für die Romanschriftsteller Thomas und Heinrich Mann sowie zu den Kritikern Alfred Kerr und Siegfried Jacobsohn. Neben Anton Tschechow hat er objektiv ästhetische Prinzipien des italienischen Neorealismo von Cesare Zavattini und von Vittorio de Sica vorweggenommen, d. h. kunsttheoretisch durch die Betonung von Alltäglichkeit bzw. Unerheblichkeit der Fabel und ästhetisch-praktisch durch die Darstellung plebejischer Gestalten, ihrer Frage nach dem Glück.

Der Band bedeutet vor allem durch die Präsentation weniger bekannter Kritiken und durch die umfangreichen Erläuterungen und Anmerkungen eine Bereicherung unserer längsschnitthaften Sammelbände zur Literaturkritik.

Theodor Fontane: Gedichte. 3 Bände. Hrsg. von Joachim Krueger u. Anita Golz. — Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1989. 687 S., 731 S., 711 S.

(Rez.: Karl Richter, Saarbrücken)

Die Fontane-Renaissance der zurückliegenden Jahrzehnte hat dem Lyriker Fontane eine vergleichsweise bescheidene Aufmerksamkeit gewidmet. Doch an dem editorischen Fortschritt waren die Gedichte von Anfang an voll beteiligt. Als 1962 mit Band 20 der Fontane-Ausgabe der Nymphenburger Verlagshandlung die „Balladen und Gedichte“ erschienen, konnten die Herausgeber des Bandes, Edgar Groß und Kurt Schreinert, den Anspruch einer neuen Vollständigkeit erheben (S. 717 f.). Als zwei Jahre später die „Balladen. Lieder. Sprüche“ in Abteilung I, Bd. 6, der Fontane-Ausgabe des Carl Hanser-Verlags folgten, durfte ihr Herausgeber, Walter Keitel, stolz darauf sein, einen noch einmal erheblich erweiterten Textbestand zu bieten. Im Nachwort zur 2. Aufl. (1978) würdigt Helmuth Nürnberger, der Bearbeiter der Neuauflage, bereits die 1. Aufl. als „die bisher umfangreichste Sammlung der Gedichte und Balladen Fontanes“, die in der Neuauflage indessen noch einmal um etwa 60 weitere Gedichte vermehrt worden sei (S. 1293). Und immer reicher geworden waren von Etappe zu Etappe auch die Angaben im Kommentar. Doch die Materie schien nun nach so viel sorgfältiger editorischer und kommentatorischer Arbeit auch erschöpft; viel Neues war, mindestens für die nähere Zukunft, kaum zu erwarten. Der dreibändigen Ausgabe der „Gedichte“, die 1989 als vierte Abteilung der Fontane-Ausgabe des Aufbau-Verlags erschienen ist, gelingt dieser unerwartete neuerliche Fortschritt. Schon der Vergleich der Seitenzahlen legt die Vermutung nahe, daß Erweiterungen geschehen sein müssen, im Textbereich wie im Kommentar. In der Nymphenburger Ausgabe waren den Gedichten 713 Seiten Text und 140 Seiten Anhang gewidmet, in der Neuauflage des Hanser-Verlags 937 Seiten Text und 359 Seiten Anhang. In der Ausgabe des Aufbau-Verlags beansprucht der Text insgesamt 1390 Seiten, während auf den Anhang 714 entfallen. Zu bedenken ist freilich bei diesem Vergleich, daß die Ausgabe des Aufbau-Verlags Text wie Kommentar in geringfügig größerer Type setzt als die anderen beiden Ausgaben; und nicht übersehen sei auch, daß der Bereich der dramatischen Arbeiten eine überproportionale Erweiterung erfahren hat, den alle genannten Editionen den Gedichtbänden zuschlagen. Ohnehin sind Seitenumfänge allein noch kein überzeugendes Kriterium für Qualität. Dennoch bestätigt sich der Eindruck einer beachtlichen Anreicherung, für den es quantitative Anhaltspunkte gibt, auch in der qualitativen Analyse.

Textbestand und Fragen der Anordnung

Außer einigen frühen Ausgaben einzelner Gedichtgruppen („Von der schönen Rosamunde“, 1850; „Männer und Helden“, 1850; „Balladen“, 1861) sind zu Lebzeiten Fontanes fünf Auflagen seiner Gedichte erschienen: 1851, 1875, 1889, 1892 und 1898. Von der zweiten Auflage an behielt Fontane durch alle weiteren Auflagen hindurch die Untergliederung in „Lieder und Sprüche“, „Bilder und Balladen“, „Gelegenheits-Gedichte“ und „Lieder und Balladen, frei nach dem Englischen“ bei. Manches wurde von einer Ausgabe zur anderen wieder ausgeschieden, mehr noch kam jeweils neu hinzu. Der größte Teil dieses Neuen wurde unter die „Lieder und Sprüche“ eingereiht, so daß gerade diese Gruppe einen besonders hohen Anteil jener eigenwilligen späteren Lyrik aufweist, die zum Besten gehört, was wir aus der zweiten

Hälfte des 19. Jahrhunderts an Lyrik haben. Auch wenn es sich bei diesen Gedichtausgaben um Sammlungen, nicht in einem strengen Sinn um Zyklen handelt, zeigt sich im Arrangement der Texte in thematischer wie formaler Hinsicht doch viel an kompositorischer Absicht. Die anfangs genannten Editionen haben sich gegenüber diesem Faktum unterschiedlich verhalten. Die Nymphenburger Ausgabe bringt zunächst geschlossen die 5. Auflage der Gedichte und fügt dann als weitere Abteilung die „Nachgelassenen Gedichte“ an, deren Untergliederung an das Schema Fontanes angelehnt wird. Die Ausgabe des Hanser-Verlags bindet sich mit der gewählten Anordnung nicht an die 5. Auflage der Gedichte; sie gliedert den Textbestand nach Überschriften, die teils dem Verfahren Fontanes nahe bleiben („Balladen, Lieder, Sprüche“, „Gelegenheitsgedichte“), teils nach Ordnungsgesichtspunkten des Herausgebers auffächern („Frühe Gedichte“, „Versuche und Fragmente“). Die Ausgabe des Aufbau-Verlags war zunächst als chronologische Ausgabe geplant; doch wurde diese Absicht aufgegeben, als sich zeigte, wie viel an bewußt von Fontane hergestelltem Zusammenhang damit zwangsläufig aufgegeben worden wäre. Man beschloß, die von Fontane „bewußt komponierte Sammlung [...] zu respektieren“ und die „letzte von Fontane erweiterte und korrigierte Auflage der ‚Gedichte‘ an den Anfang unserer Ausgabe zu stellen“ (Bd. 3, S. 707). Ergänzt wird sie in Band 1 der Ausgabe des Aufbau-Verlags um die Abteilung jener Gedichte, die Fontane aus den Gedichtsammlungen ausgeschieden hat. Band 2 bringt drei weitere Gruppen von Texten: alle zu Lebzeiten Fontanes erfolgten Einzelpublikationen von Gedichten (besonders in Zeitungen und Zeitschriften), die von ihm nicht in die Gedichtausgaben aufgenommen wurden; Gedichte in Prosatexten, nicht zuletzt in seinen Romanen; schließlich die Gedichte aus dem Nachlaß, die zu Lebzeiten des Dichters nicht publiziert worden sind, ergänzt um frühe Fassungen einiger gedruckter Gedichte. Band 3 bringt „Gelegenheitsgedichte“: Texte, die Fontane für bestimmte Gelegenheiten und den öffentlichen Vortrag geschrieben hat. Angefügt werden diesem Band noch Fontanes Übersetzungen des „Hamlet“ und seine dramatischen Fragmente „Der letzte Liepewinkler“ und „Karl Stuart“.

Man mag manches einwenden können. Mit den „Gedichten“ Fontanes meint man zunächst doch das lyrische Werk und die Balladen. Die dramatischen Arbeiten gehören strenggenommen nicht hierher, will man den ‚Gedicht‘-Begriff nicht überdehnen. Zwar hat Fontane selbst den ersten Akt seines „Stuart“-Dramas in die Gedichte 1851 aufgenommen, doch später wieder ausgeschieden. Vorwiegend pragmatische Gründe – die dramatischen Arbeiten füllen keinen eigenen Band – sind wohl entscheidend mit dafür verantwortlich, daß die genannten Ausgaben die dramatischen Arbeiten den Gedichten zuschlagen. – Daß *neben* die „Nachgelassenen Gedichte“ eine Abteilung von „Gelegenheitsgedichten“ gestellt wird, ist irreführend, wenn diese nicht ihrerseits als besonderer Teil der nachgelassenen Gedichte gekennzeichnet wird, denen sie offenkundig ja zugehört. – Auf das Problem schließlich, die Gedichte, die für Prosatexte geschrieben wurden, aus ihrem ursprünglichen Kontext herauszulösen, weisen die Herausgeber selbst hin; sie versuchen es zu mildern, indem sie den Prosa-Kontext wenigstens mit einigen zitierten Sätzen andeuten. Aber ein einigermaßen befriedigender Weg ist auch das nicht. Das Gedicht der Frau Jenny Treibel zum Beispiel ist so sehr aus ihrem Bewußtsein heraus konzipiert, daß es in einer Sammlung von Fontane-Gedichten eigentümlich fremd anmutet. Hier wird im Bemühen um letzte Vollständigkeit zugleich vereinfacht. Ich hätte auf diese Abteilung am leichtesten verzichten können oder mich mit einer bloßen Auflistung der Fälle, die einem das Aufsuchen des originalen Kontexts nicht abgenommen hätte, zufrieden gegeben.

Aber freilich: schwer wiegen diese Einwände neben dem Gewinn, den die Ausgabe einbringt, nicht. Schon der Bestand der bisher bekannten und zugänglichen Texte, der mit großer Sorgfalt zusammengetragen wurde, übertrifft alle bisherigen Gedicht-Ausgaben. Und erstaunlicherweise sind noch einmal rund 130 bisher unveröffentlichte Texte neu hinzugekommen, vor allem aus den reichen Beständen des Fontane-Archivs Potsdam (vgl. Bd. 3, S. 707). Die Entscheidung, von dem Arrangement der 5. Auflage der „Gedichte“ auszugehen, aus der sich in vielem auch die weitere Anordnung logisch ergibt, überzeugt. Die nicht in dieser Ausgabe enthaltenen Texte werden so übersichtlich in Gruppen differenziert wie nirgends bisher. Und verdienstvoll ist, daß dabei immer wieder spürbar nicht nur von den Texten, sondern auch von den Kontexten her gedacht wird: Entschieden dieser Gesichtspunkt bereits über die Beibehaltung der Gliederung der „Gedichte“, so gilt er nur anders für die Stellung der Einzelpublikationen in einem übergeordneten Ganzen, wieder anders für die Gedichte in Prosatexten und wieder anders für die situative Funktion des Gelegenheitsgedichts.

Textgrundlage und Textbearbeitung

Mit der Entscheidung, die Gedichte in der Anordnung der Gedichtausgabe von 1898 zu bieten, lag es auch nahe, den — kritisch überprüften — Text dieser Ausgabe zu übernehmen. So entschied man für diesen Teil der eigenen Ausgabe wie für die Einzelpublikationen denn auch: „Textgrundlage für alle zu Lebzeiten des Autors erschienenen Gedichte ist der letzte, für einen Teil der Texte der einzige Druck.“ (Bd. 3, S. 707) Richtig entschied man aber auch, daß für die Nachlaß- und Gelegenheitsgedichte, auch soweit sie bereits publiziert waren, der direkte Rückgang auf die Handschriften oder — wo nur diese erhalten waren — Abschriften davon die einzig befriedigende Lösung war; nur in wenigen Fällen, wo früher verfügbare Handschriften oder Abschriften inzwischen verlorengegangen waren, mußte auf (jüngere) Drucke zurückgegriffen werden (vgl. S. 708). Eindeutige Druck- bzw. Schreibfehler sind in der Wiedergabe stillschweigend berichtigt worden. Ansonsten erfahren wir über die allgemeinen Prinzipien der Textbearbeitung: „Orthographie und Interpunktion sind behutsam modernisiert worden. Der Lautstand und charakteristische Besonderheiten von Fontanes Stil blieben unangetastet (u. a. Kaffee, Knix, in Folge).“ (Bd. 3, S. 708) ‚Behutsam modernisiert‘: das ist inzwischen zu einer dehnbaren Standardformel geworden, derer sich viele Ausgaben bedienen. Man muß genauer prüfen, was sich darunter verbirgt. Für Fingerspitzengefühl und Mut zur historischen Treue spricht im vorliegenden Fall sicher, daß der Lautstand und Besonderheiten des Fontane-Stils respektiert werden. Gemessen am editorischen Standard der DDR, der für Lese- und Studienausgaben eine eher weitreichende Modernisierung verlangt, geht die ‚Behutsamkeit‘ hier also schon recht weit. Gemessen an jüngeren Tendenzen in der Bundesrepublik, die den Erhalt der Interpunktion, von Getrennt- und Zusammenschreibung, von Groß- und Kleinschreibung fordern, geht sie nicht weit genug. Gegen die Praxis in Ost und West frage ich — zusammen mit deutlicher werdenden Stimmen aus der Editionswissenschaft —, ob überhaupt modernisiert werden muß. Ohnehin ist die historische Fremdheit bei Texten, die 100 bis 150 Jahre zurückliegen, nicht sehr groß, und eine anspruchsvolle Studienausgabe darf sie dem Leser zumuten. Doch versteht sich das weniger als Maßstab, von dem aus geurteilt wurde, denn als Frage an eine — hoffentliche gemeinsame — editorische Zukunft.

Zum Kommentar

Ich frage im folgenden unter verschiedenen Aspekten, was der Kommentar bietet und leistet. Zunächst ist zu fragen, ob das *editorische Vorgehen* darin hinreichend reflektiert und für den Benutzer der Ausgabe durchschaubar gemacht wird. Der erste Band beginnt unvermittelt mit dem Abdruck der Ausgabe von 1898, und der zugehörige Kommentar bietet dafür noch keine Begründung. Um so wichtiger ist die Rechtfertigung, die im dritten Band der Ausgabe im Rückblick auf das ganze Unternehmen nachgereicht wird (Bd. 3, S. 707–710). Die Angaben „Zu dieser Ausgabe“ machen nur wenige Seiten aus, sind aber für das Verständnis der Ausgabe von zentraler Bedeutung, weil sie in knappen Zügen die Entscheidung für die Textgrundlage, den Umgang mit dem Text und die Ziele des Kommentars erläutern. Ergänzt werden diese allgemeinen Angaben durch detaillierte Berichte zu Überlieferung, Textgrundlage und Textbearbeitung, die den einzelnen Abteilungen beigegeben werden: z. B. Bd. 1, S. 460 f. für die Gedichte von 1898, besonders ausführlich dann Bd. 2, S. 588–605 für die Gedichte aus dem Nachlaß. Alles in allem kann man sagen, daß das editorische Vorgehen hinreichend begründet und transparent gemacht wird.

Besonderes Gewicht wurde den *zusammenhängenden darstellenden Teilen* des Kommentars beigemessen, die wesentlichen Aspekten des lyrischen Werks gewidmet sind. In den bisherigen Gedicht-Ausgaben, die sich überwiegend mit der Kommentierung der einzelnen Texte zufriedengeben, fehlt diese Kommentarebene nahezu völlig. Die verschiedenen Gedichtausgaben zu Fontanes Lebzeiten z. B. werden in der Nymphenburger Ausgabe auf gut einer halben Seite aufgeführt. In der Ausgabe des Carl Hanser-Verlags wird ihnen – im Zusammenhang des Abkürzungsverzeichnisses – noch weniger Aufmerksamkeit zuteil. Die Ausgabe des Aufbau-Verlags indessen widmet ihnen einen Abschnitt von rund 50 Seiten (Bd. 1, S. 411–459): ihrer Entstehung und dem Kontakt Fontanes zu seinen Verlegern; ihrem Verhältnis untereinander, indem über die jeweilige Gliederung und darüber informiert wird, was Fontane ausgeschieden hat, bzw. was neu hinzugekommen ist; und schließlich den zeitgenössischen Rezensionen. In Band 2 erfahren wir Grundsätzliches über Fontanes Mitwirkung an Zeitungen und Zeitschriften (Bd. 2, S. 525–528); Band 3 geht mit ein paar instruktiven Seiten auf den Gelegenheitsdichter ein (Bd. 3, S. 463–467). Vorzüglich auch, was in Band 2 zur Überlieferung der Nachlaßgedichte gesagt wird (S. 588–603): über die von Fontane angelegten handschriftlichen Gedichtsammlungen; über die Abschriften durch seinen Sohn Friedrich Fontane, die für uns infolge späterer Handschriftenverluste oft zur einzigen Quelle geworden sind; über Bestände des Fontane-Archivs Potsdam; über Gedichtpublikationen aus dem Nachlaß. Solche Abschnitte verraten den langjährigen Kontakt der Herausgeber zum Material und die souveräne Übersicht. Über den Einzeltext hinaus geben die zusammenhängenden Abschnitte dem Kommentar eine eigene, wesentliche Dimension: Sie vermitteln allgemeinere Einblicke in die Werkstatt des Dichters, stellen seine Produktion in den Zusammenhang des literarischen Lebens, binden die einzelnen Texte an Phasen des schriftstellerischen Wegs.

Den weitaus größten Anhangsanteil beansprucht aber natürlich auch in der Ausgabe des Aufbau-Verlags der *Kommentar zu den einzelnen Gedichten*. Beachtliche Fortschritte in der Kommentierung sind indessen auch da festzustellen. Vergegenwärtigen wir uns besondere Schwerpunkte der Kommentierung zunächst an einem einzelnen Beispiel, dem Kommentar zu Fontanes bekanntem Gedicht „Was mir gefällt“. Er sticht nicht in irgendeiner Weise hervor, erscheint in den gesetzten Akzenten vielmehr gerade als typisch für eine lange Reihe ähnlicher Kommentare. Die Nymphenburger Ausgabe widmet dem Gedicht nicht einmal eine ganze Zeile und vermerkt lediglich: „seit C“, also seit der 3. Auflage der Gedichte Fontanes

von 1889 (S. 729). Die Ausgabe des Hanser-Verlags nennt zunächst — mit Fragezeichen — das Jahr 1888 als mögliches Entstehungsdatum. Dann folgt auch hier der Hinweis auf die Ausgabe von 1889; sonst keine näheren Angaben zum Text. Indessen schließen sich in beiden Auflagen dieser Ausgabe noch einmal rund 20 Zeilen an, die Erläuterungsbedürftiges kommentieren: „Halberstädter“, „Lästerallee“, „Schapersche Goethekopf“ (S. 980 bzw. 2. Aufl. S. 1093 f.). Die Ausgabe des Aufbau-Verlags kann — mit Hilfe von Anspielungen im Text — die Entstehungszeit zunächst etwas präzisieren: „E vor dem 9. März 1888“. Sodann werden ein Einzeldruck und die Drucke in den Gedichtauflagen von 1889, 1892 und 1898 aufgeführt und deren Unterschiede mitgeteilt: „In G89, 92 in einer Strophe, Vers 4–14 ohne Anführungszeichen.“ (Bd. 1, S. 489) Mit aller Akribie wird aber ein Gedichtentwurf beschrieben, der sich im Besitz der Staatsbibliothek Berlin, Preußischer Kulturbesitz, befindet:

„Der Titel ist mit Bleistift hinzugefügt; u. a. im Entwurf die Alternativvarianten und Korrekturen: 2,3 oder ... Kirschen *AV mit Blei zu*: Im Mai ... Bäume 2,4 Zu Pfingsten Kalmus und Birkenreiser *AV mit Blei zu*: Der Schapersche Goethe, wenn er im Morgenlicht steht (*AV zu*: still umweht??) 2,5 Bismarck, der Kaiser (*AV mit Blei zu*: Und Moltke *AV zu*: Der alte Moltke *korr. aus*: Moltke), der vorübergeht 2,8 Kuckucksrufen, im Wald ein Reh *AV, z. T. mit Blei zu*: Eichhörnchen, ein Kuckuck der (*AV mit Blei zu*: ein Reh das) über die Wege springt 2,10 Bismarck mit seinem (*AV mit Blei zu*: und sein *AV zu*: Die Venus von Milo, ein) Jupiterkopf *am Rande und unter dem Vers*: Feuerwerk, Militärmusik, und der Goethekopf *korr. über Blei*: Concert, Paraden und Bismarcks.

Der korrigierte Entwurf weicht noch in 2,5 und 2,10 von D ab.“ (S. 489)

Nach diesen Angaben zum Text, die einen vorzüglichen Einblick in Fontanes sensible Korrekturarbeit bieten, folgen die Sacherläuterungen, knapp und lakonisch, auf das Wesentliche konzentriert. Die Reihe der geographischen und zeitgeschichtlichen Anspielungen wird um weitere Stichwörter ergänzt: „Tiergarten“, „Werder“, „alter Kaiser“, „Mozartzopf“. — Gewiß muß betont werden, daß das einzelne Beispiel, wenn man von ihm aus generalisiert, manches auch überbetont und verzerrt. So schneidet die Nymphenburger Ausgabe im Vergleich nicht überall so schwach ab wie hier, und die Ausgabe des Aufbau-Verlags hat in der Mehrzahl der Fälle keinen Anlaß, dem Text so viel Beachtung zu schenken. Dennoch läßt das Beispiel Tendenzen und Schwerpunkte der Kommentierung gut hervortreten. Daß dem Text im Vergleich der Ausgaben eine neue Aufmerksamkeit gewidmet wird, bestätigt auch der Rechenschaftsbericht: „Varianten aus der Drucküberlieferung der vom Autor publizierten Texte werden vollständig verzeichnet [...]. Aus den Entwürfen für veröffentlichte Gedichte konnten nur in einigen Fällen innerhandschriftliche Varianten vollständig aufgenommen werden; alle ermittelten Entwürfe werden jedoch nachgewiesen. Für die nachgelassenen Gedichtentwürfe werden alle innerhandschriftlichen Varianten aufgeführt, um dem Leser die Möglichkeit zu geben, die Textkonstitution zu überprüfen.“ (Bd. 3, S. 708 f.) Der Bericht nennt zugleich einen weiteren Schwerpunkt der Kommentierungsarbeit: „Die Einzelerläuterungen informieren über das biographische, zeitgeschichtliche und lokale Umfeld“ (S. 709). Von den Romanen Fontanes ist uns die Vielfalt der geschichtlichen und geographischen Verweisungszusammenhänge vertraut, ja selbstverständlich. Doch in einem beträchtlichen Teil vor allem auch seiner späten Gedichte ist sie ein ähnlich selbstverständlicher und bedeutsamer Bestandteil ihrer Appellstruktur. Ein guter Kommentar, der uns den zeitgenössischen Assoziationshorizont erschließen hilft, kann so erheblich zur angemessenen Interpretation beitragen.

Verzeichnisse und Register

Über 100 Seiten an Verzeichnissen und Registern beschließen die Ausgabe im 3. Band. Auch dabei gibt es Neues. Die Nymphenburger Ausgabe bringt neben einem alphabetischen Gedichtverzeichnis ein Verzeichnis von Vertonungen. Die Hanser-Ausgabe fügt als Novum ein Verzeichnis der „Tunnel“-Lesungen hinzu. Die Ausgabe des Aufbau-Verlags bietet darüber hinaus noch eine Aufstellung der nicht erhaltenen, aber aus Zeugnissen erschlossenen Gedichte. Und neu hinzugekommen ist vor allem ein ausführliches Personenregister, das den Namen die elementaren biographischen Daten beigibt.

Die Ausführungen wollen die Leistungen der vorangegangenen Ausgaben der Fontane-Gedichte nicht schmälern. Bereits die Nymphenburger Ausgabe und die Hanser-Ausgabe führen umfassender und differenzierter als je zuvor an die Lyrik Fontanes heran und stellen einen wertvollen Ertrag der Kommentierung bereit, den sich die Ausgabe des Aufbau-Verlags zunutze machen konnte. Aber deutlich sollte doch werden, daß sie in vielen Punkten über das bis dahin Erreichte hinausgegangt: eine anspruchsvolle Lese- und Studienausgabe, die für die Gedichte Fontanes sicher den fortgeschrittensten Stand der editorischen Bemühungen wie der Kommentierung repräsentiert.

Theodor Fontane: Graf Petöfy. Hrsg. von Liselotte Voss. — Stuttgart: Reclam (RUB 8606) 1989. 246 S.

(Rez.: Bettina Plett, Köln)

Fontanes Frau Emilie, die seine Romanmanuskripte nicht nur in die Reinschrift übertrug, sondern das Erzählte als erste Leserin auch kritisch kommentierte, hatte, als sie im Frühsommer 1883 das Manuskript von „Graf Petöfy“ abschrieb, verschiedene Einwände vorzubringen. In seinem Antwortbrief vom 15. Juni 1883 setzt Fontane sich mit diesen „Ausstellungen“ auseinander, konzidiert ihre Berechtigung, soweit sie sich auf einen bestimmten Standpunkt berufen, verdeutlicht jedoch nachdrücklich, daß er eben diesen Standpunkt nicht teilt:

„So richtig Du alles verstanden hast, so seh ich doch, daß Du meinen Intentionen gar nicht gefolgt bist und nicht bloß die Geschichte, sondern auch die beiden Hauptpersonen mit einer der landläufigen Novellenliteratur entnommenen Alltagselle ausmißt. Natürlich werden das die andern Leser erst recht tun. Du wirst es aber begreiflich finden, wenn ich sage, daß dies gar keinen Eindruck auf mich machen kann; das Kunst- und Erkenntnisvermögen jener ‚andren‘ (the Million) liegt eben weit hinter mir. Leider bin ich äußerlich nicht in der Lage, dies alles vornehm leicht nehmen zu dürfen, aber wenn ich nur noch 7 Jahre lebte, was doch möglich, so werd ich doch durchdringen. In einigen Köpfen fängt es bereits an zu tagen.“*

* Fontanes Briefe in zwei Bänden, hrsg. v. Gotthard Erler, 2. Aufl. Berlin, Weimar 1980, S. 105.

Die zeitgenössischen Rezensenten, die den Roman weithin positiv aufnahmen, gaben zunächst Fontane recht. Wenig später jedoch setzte sich das Urteil jener „andern Leser“ und Kritiker durch, die vor allem Glaubwürdigkeit und Gelingen der Gestaltung von Schauplatz, Motivierung und Erzählstruktur in Zweifel zogen und „Graf Petöfy“ schließlich in die Kategorie der „Nebenwerke“ einordneten, die als eine wenig gelungene Vorstufe zu den späteren großen Gesellschaftsromanen anzusehen seien. Diese Einschätzung hat die Rezeption des Romans in der Forschung nachhaltig geprägt, so daß er lange Zeit als nicht eben lohnender und reizvoller Gegenstand differenzierter Interpretation angesehen wurde. Die ersten überzeugenden „Rehabilitierungsversuche“ des vielgescholtenen Werkes sind erst knapp zwanzig Jahre alt; allmählich beginnt Fontanes dezidierte Selbstverteidigung „doch durchzudringen“.

Literaturwissenschaftliche Forschung und das Interesse einer breitgestreuten Leserschaft sind allerdings zweierlei, und ein Blick auf den heutigen Buchmarkt verdeutlicht, daß „Graf Petöfy“ dort durchaus noch in der Schublade der Nebenwerke steckengeblieben ist. Natürlich ist der Roman im Rahmen mehrerer guter Werkausgaben greifbar; Einzelausgaben aber, die einen zuverlässigen Text bieten, die Lektüre mit sachkundigen Erläuterungen und Interpretationshinweisen begleiten und zu einem erschwinglichen Preis zu haben sind, sind rar. In welchem Maße ein literarisches Werk im Bewußtsein des Lesers präsent ist und sein Interesse weckt, hängt zu einem erheblichen Teil von der Zugänglichkeit des Buches ab, eben von seiner editorischen Präsenz. So ist es denn erfreulich, daß der Stuttgarter Reclam-Verlag seinen bislang vorliegenden guten und handlichen Ausgaben der erzählenden Werke Fontanes nun auch „Graf Petöfy“ hinzufügt.

Der Text dieser von Lieselotte Voss besorgten Edition folgt der 2. revidierten Auflage der Hanser-Ausgabe. Die Anmerkungen enthalten, neben den unerläßlichen Wort- und Sacherklärungen, knappe, aber meist zufriedenstellende Erläuterungen zu den literarischen, historisch-politischen und zeitgenössisch-gesellschaftlichen Hintergründen jener Anspielungen, die für Fontanes Erzählkunst nicht bloß in einem oberflächlichen Sinne charakteristisch sind, sondern das Eigentliche seiner Komposition und erzählerischen Gestaltung überhaupt erst mit konstituieren.

Dieses komplexe und subtile Verfahren, „Präzedenzfälle“, Vergleichsmuster und Spiegelungen als latente Korrelative auf der Ebene einer doppelten Fiktionalität in die Handlungsstruktur und Figurendarstellung zu integrieren, steht denn auch im Mittelpunkt des Deutungsansatzes, den L. Voss in ihrem Nachwort darlegt. Dieser beruft sich auf die von den Überlegungen der neueren Forschung vorbereitete These, „daß der Mangel an Lebensunmittelbarkeit, der dem Werk immer wieder zum Vorwurf gemacht wurde, nicht auf Schwäche der Gestaltungskraft des Autors zurückzuführen ist, sondern ganz im Gegenteil eigentlicher Gegenstand des Romans ist“ (S. 220). In einem Gespräch über Realismus im Drama und im Roman, das im 7. Kapitel geführt wird, läßt der Erzähler seine Romanfigur Graf Petöfy den auch für sie geltenden Leitsatz formulieren: „... als letztes Resultat haben wir dann auch selbstverständlich ein mit Theater gesättigtes Leben und ein mit Leben gesättigtes Theater“ (S. 55). Ist diese Aussage an dieser Stelle schon mehrdeutig, so erweist sich ihre ganze Komplexität in einer genauen Betrachtung der erzählerischen Bezüge und Intentionen des Romans: „ein mit Theater gesättigtes Leben“ entfaltet sich nicht nur als Medium und Thema des Erzählten, sondern auch als eigentlicher Gegenstand und zugrundeliegendes Gestaltungsprinzip des Erzählens selbst. Auf diese Weise bestimmt die Mittelbarkeit, Vermitteltheit und Rollenhaftigkeit die (Er)Lebensweise der Romanfiguren, die Vermittlungsweise des Erzählers und, als immanentes Leit-

Motiv, die Perspektive des Lesers. L. Voss sucht zu verdeutlichen, daß diese Verschränkung von Realität und Literatur nicht nur den Handlungsrahmen betrifft (S. 225 ff.); daß vielmehr die „Struktur des Romans selbst ... vor allem von der Verwendung des Zitats geprägt ist“ (S. 229) — also von einer Aussageform der Mittelbarkeit. Dies bezieht sie auf Zitate, vor allem lyrische Zitate im engeren Sinne — es sei nur erinnert an die Bedeutung der Gedichte Lenaus und Chamissos wie auch der Barcsai-Ballade —, welche die für den Roman zentralen Motive (Sehnsucht, Einsamkeit, Untreue) einführen und variieren, besonders aber auf jene umfassenden Rollenzitate, die an der Oberfläche des Romans gleichsam nur ihr Stichwort zu hinterlassen scheinen, deren Implikationen sich aber erst in dem Geflecht vielfältiger Beziehungen und Spiegelungen ausmachen lassen. Sein und Bewußtsein der beiden Hauptfiguren lassen sich danach vorrangig aus diesen Rollenzitaten erschließen: Graf Petöfy, der sich literarische Muster für seine Lebensrolle(n) sucht, die Vorbilder aber schließlich als unzureichend und unangemessen verwerfen muß (S. 233 f.), vor allem aber Franziska, die Schauspielerin, die ihr Rollenspiel nun in der Ehe nach bestimmten Regeln, die in den Besonderheiten des Ehekontrakts angelegt sind, fortsetzt, und der die Ausfüllung dieser Rollen durch Petöfys Definition zugewiesen wird: „Franziska ist nicht Gräfin Petöfy geworden um ihrer Person willen, sondern zur Erfüllung ihrer Erzähl- und Unterhaltungsfunktion“ (S. 232). Das Rollenspiel und das geistreiche Plaudern, bis dahin freiwillig und spontan Geleistetes, wird nun zum Vertragsgegenstand und damit als ein die Persönlichkeit bestimmendes Merkmal festgelegt. In seinem selbstkritischen Rückblick erkennt Petöfy, daß er in Franziska die idealisierte Rollenverknüpfung von Scheherezade und heiliger Elisabeth suchte (S. 183), und L. Voss erblickt darin die Verbindung „verschiedene(r) Arten der Identitätsverhinderung und des Opfers“ (S. 232). Dies scheint eine naheliegende und überzeugende Konsequenz der Argumentation; zu fragen ist allerdings, ob nicht — der scheinbaren Paradoxie zum Trotz — Scheherezade und Elisabeth gerade in den Bedingungen und Situationen ihrer scheinbar durch Selbstverleugnung bestimmten Existenz ihre wahre Identität realisieren. Ähnliches gilt für Franziska: Sie gelangt gerade durch den Rollen-Realitäts-Konflikt, der sie die Unausgefülltheit und Uneigentlichkeit ihrer Existenz erkennen läßt, zu kritischem Selbstbewußtsein und zur Neubestimmung ihrer Identität. Damit sind die Widersprüche und Unstimmigkeiten, die L. Voss in der Motivierung und Psychologie der Frauenfigur erblickt, nicht aufgehoben; doch sollte hier in Erwägung gezogen werden, inwieweit diese Widersprüche als der Psychologie der Figurencharakterisierung immanent anzusehen sind, in diesem Zusammenhang also durchaus auch ihre Funktion haben (und daß die aufgeführten „Inkonsequenzen“, S. 235 f., auch aus anderen Gründen keine sind). Und schließlich: in welchem Maße werden die jeweils angenommenen Rollen von den Figuren auch tatsächlich ausgefüllt, also als Identitätsbestimmung verstanden?

Den zweiten Schwerpunkt bildet die Frage nach der Glaubwürdigkeit der Frauengestalt Franziska, die L. Voss mit einem vergleichenden Blick auf andere Frauen in Fontanes Romanen — Effi Briest, Cécile, Mathilde Möhring — zu beantworten sucht. Die Widersprüchlichkeit der Charakterisierung Franziskas gründe darin, daß Fontane in dieser Gestalt zu viele und sich gegenseitig widersprechende Ansätze vereinigt habe (S. 239), Ansätze, die in späteren Frauengestalten selbständiger und differenzierter ausgeführt worden seien. Betrachtet man die hier angestellten Vergleiche als allgemeine Hinweise auf einige Merkmale der Frauengestalten bei Fontane, können sie hier und da durchaus anregend sein; sollen sie aber dem genaueren Verständnis der Konzeption dieser individuellen Figuren dienen, müssen sie unbefriedigend bleiben. Berührt die Beschreibung der hier angeführten „freilich bemerkens-

werte
Inten
Wenn
text u
tet un
weise
Figur
delnd
Fonta
ist, se
es ve
Weib
liegen
klich
dem
einde
beleu
aber
Zusan
Ihre
„Gra
senes
cum
nicht
erzäh
deres
halte
tione
gung
leuch
dann
sein
nen,
Beur

** E

werten" Gemeinsamkeiten (S. 240) tatsächlich die Substanz der Romane und der Intention? Genauer — sind diese äußerlichen Parallelen wirklich Gemeinsamkeiten? Wenn ja, dann sind sie allerdings eher oberflächlicher Art, und sie müssen im Kontext und Kompositionsnexus der einzelnen Romane doch wohl unterschiedlich bewertet und gewichtet werden. Als ein nicht aufgelöster Widerspruch der Argumentationsweise erscheint es auch, wenn Franziska, die bislang als überwiegend fremdbestimmte Figur betrachtet wurde, nun in diesem Zusammenhang als die „Planende und Handelnde und schließlich Erfolgreiche“ (S. 241) erscheint.

Fontanes Verfahren, seine Figuren in Präfigurationen und Rollenzitaten zu spiegeln, ist, so die Schlußfolgerung, nicht nur ein dem Roman immanentes Strukturprinzip; es verweise vielmehr auch auf die kulturell tradierten Modelle „überkommene(r) Weiblichkeitsbilder“ (S. 243), die den Frauengestalten in Fontanes Romanen zugrunde liegen. Fontane zeige, „wie Frauen durch die poetischen Rollen, die Weiblichkeitsklischees, zum Opfer gemacht werden — und verfährt ebenso“ (S. 244). Daß Fontane dem kritisch gegenübersteht, letztlich aber doch die Stereotype bestätigt, ist jedoch so eindeutig doch nicht. Auch dies ist ein wesentliches, aber noch nicht hinreichend beleuchtetes Erzählprinzip Fontanes, daß er Stereotypen und Klischees einsetzt, sie aber gerade durch die Art ihrer Verwendung, Präsentation und Wirkung in neue Zusammenhänge setzt, in Frage stellt und — ironisiert.

Ihre Ergebnisse zusammenfassend, gelangt L. Voss abschließend zu dem Urteil, daß „Graf Petöfy“, trotz einiger Schwächen und Widersprüche, doch ein „in sich geschlossenes, facetten- und perspektivenreiches Werk“ sei (S. 246), eine Feststellung, die sich cum grano salis auch auf ihr eigenes Nachwort anwenden läßt. Störend wirkt die nicht hinreichend reflektierte bzw. differenzierte Einordnung des Romans in das erzählerische Werk Fontanes (wobei sich über „Vor dem Sturm“ sicherlich Zutreffenderes sagen ließe als daß der Roman sich „noch ganz im Bereich der ‚Wanderungen‘“ halte und „auch stark balladenhafte Züge“ besitze, S. 220) und der schon fast traditionelle, aber deshalb noch immer nicht überzeugende Hinweis auf Fontanes Neigung zum Erzählen in „balladenmäßigen Sprüngen“ (S. 245). Und nicht ganz einleuchtend ist auch, warum nach ausführlicher vorbereitender Argumentation eine dann konstatierte Erscheinung immer noch „merkwürdig“ oder „eigentümlich“ zu sein scheint. Insgesamt aber bietet das Nachwort dem Leser mancherlei Informationen, Hinweise und Interpretationsansätze, die dazu beitragen können, sich bei der Beurteilung des Kunstwerks „Graf Petöfy“ „über das Konventionelle zu erheben“.**

** Ebda.

INFORMATIONEN

– Veränderungen in der Redaktion der Fontane-Blätter:

Herr Dr. Joachim Göbel schied im März 1990 aufgrund neuer beruflicher Verpflichtungen aus der Redaktion aus.

Wir danken ihm herzlich für seine 25jährige Mitarbeit und freuen uns, daß er als Leser der Fontane-Blätter weiterhin mit uns verbunden bleibt.

Zu neuen Mitgliedern des Redaktionsbeirates wurden vom Generaldirektor der Deutschen Staatsbibliothek Berlin am 30. März 1990 berufen:

Dr. Volker Giel, Leipzig

Dr. Walter Hettche, München

Dr. Michael Masanetz, Leipzig

Dr. Peter Görlich, Potsdam

– Beiträge von der wissenschaftlichen Konferenz : Fontane-Tag 1990

Um unsere Leser über Gegenstand und Ziel der Fontane-Forschung der Sektion Germanistik an der Humboldt-Universität Berlin zu informieren, veröffentlichen wir in diesem und im Heft Nr. 51 einen Teil der auf der Tagung gehaltenen Vorträge, die zum Zwecke der Publikation überarbeitet wurden.

– Anfrage an unsere Leser:

Mit dem 50. Heft begehen die „Fontane-Blätter“ ihr 25jähriges Jubiläum. Wir sind bemüht, unsere Zeitschrift für die vielen Fontane-Freunde in nah und fern fortzusetzen. Dabei wollen wir noch stärker als bisher den Wünschen und Erwartungen unserer Leser entsprechen. Deshalb wären wir dankbar, wenn Sie uns mitteilen, welche Beiträge Ihre Zustimmung fanden bzw. welche nicht und welchen Themen sich die „Fontane-Blätter“ künftig besonders zuwenden sollten. Auch kritische Hinweise zum Aufbau und zur Gestaltung unserer Zeitschrift nehmen wir gern entgegen.

Liebe Leserin, lieber Leser,
ab 1991 müssen auch wir unsere Zeitschrift kostendeckend herausgeben und deshalb leider den Verkaufspreis erhöhen. Der Inlandpreis ab Heft 51 wird bei 8,50 DM (je Heft) liegen. Wir bitten Sie sehr um Ihr Verständnis und werden uns bemühen, durch Erhöhung des Informationsgehalts diese Preisveränderung zu rechtfertigen. Mit einer Spende können Sie die weitere Herausgabe der Fontane-Blätter in der bisherigen Art und Weise unterstützen.
Einzahlungen bitte auf das Konto 6836-29-27 327 der Deutschen Staatsbibliothek bei der **Staatsbank Berlin**, Kennwort: **Theodor Fontane**.

Das Kulturredaktion Bonn stellte im Rahmen seiner Städtepartnerschaft mit Potsdam dankenswerterweise das Papier für dieses und das nächste Heft kostenlos zur Verfügung.

- **Vertriebshinweise**

Mit dem Heft Nr. 46 begann der Vertrieb der Fontane-Blätter für Abonnenten
an die Deutsche Staatsbibliothek Berlin.

Berichtigung zu Heft 50, 1990, S. 152

Bankkonto für Spenden für die Fontaneblätter:

Stiftung Preußischer Kulturbesitz
Landeszentralbank Berlin 12, Nr. 100 010 18
Bankleitzahl 100 000 00

jeweils mit dem Vermerk:

Schl. Nr. 0156
zugunsten Staatsbibliothek
Verb.St. 93 282 0108 „Fontane“

Fontane, Theodor

Betr.: Reise nach Teupitz, Küstrin etc.;
existenz. (HBV 62/44) — (B 459)

* HBV = Die Briefe Theodor Fontanes. Verzeichnis u. Register. Hrsg. Charlotte Jolles u. Walter Müller-Seidel. München: Carl Hanser Verlag 1988

INFORMATIONEN

- Verändere

Herr Dr.
pflichtung
Wir dank
als Leser

Zu neuen
Deutschen

Dr.
Dr.
Dr.
Dr.

- Beiträge von

Um unsere
Germanistik
wir in dies
Vorträge, di

- Anfrage an

Mit dem 50.
sind bemüht,
fortzusetzen.
tungen unser
mitteilen, w
welchen Them
Auch kritische
men wir gern

Liebe Leserin, lieb
ab 1991 müssen an
leider den Verkau
(je Heft) liegen. W
durch Erhöhung d
Mit einer Spende
bisherigen Art und
Einzahlungen bitte
der Staatsbank Berl

Das Kulturrat B... steine im Rahmen seiner Städtepartnerschaft mit Potsdam dankenswerterweise das Papier für dieses und das nächste Heft kostenlos zur Verfügung.

Verp. Nr. 23 585 0108 "Fontane"

Verlagsgesellschaft "Fontane"

2011 Nr. 0120

Jeweils mit dem Vermerk:

Bankleitzahl 100 000 00

Landeszentralbank Berlin IS, Nr. 100 010 18

Zahlungsbereitschaft

Baukonto für Spenden für die Fontanepublikation

Beitragung im Heft 20 1990 2 125

- Ve
M
di
W
au

Vo
äl

Fe
2.

- B
In
N
es

D
m

AUS

Bearb
Neue
bis A

Hand

Durch
und
Font
nehm
zelne
Font

Font

* HB
Sei

– Vertriebshinweise

Mit dem Heft Nr. 46 begann der Vertrieb der Fontane-Blätter für Abonnenten direkt durch die Deutsche Staatsbibliothek Berlin.

Wir bitten unsere Leser, alle Veränderungen im Dauerbezug (Wohnwechsel oder auch Nachbestellungen) künftig zu richten an:

Deutsche Staatsbibliothek Berlin, Arbeitsbereich Publikationen,
Unter den Linden 8, PF 1312, Berlin 1086.

Vom Fontane-Archiv können Einzelhefte der laufenden Serie sowie folgender älterer Ausgaben bezogen werden:

Bd. II, Hefte 5, 7, 8; Bd. III, Hefte 1, 2, 4, 5, 6, 7, 8

Bd. IV bis Bd. VI komplett sowie die Sonderhefte 2, 4, 5, 6.

Ferner ist noch lieferbar: Joachim Schobefß: Literatur von und über Fontane. 2., vermehrte Auflage, Potsdam 1965.

– Berichtigungen

In der Rezension von G. Loster-Schneiders Buch: Der Erzähler Fontane. Tübingen: Narr 1986 (Rezensent P. I. Anderson) in Heft 48/1989 der Fontane-Blätter muß es auf S. 112 richtig heißen:

„die Auslegung Fontanes ist keine hermetische Kunst. Nur Geschichte muß man kennen.“ (299)“

Das Thema des Beitrags von Klaus Dieter Post, Augsburg, in Heft 49/1990, S. 1, muß richtig heißen: „Das eigentümliche Parfüm des Wortes“ (vgl. S. 32).

AUSWAHLBIBLIOGRAPHIE

Bearb.: Manfred Horlitz (Handschriften) und Peter Schaefer (Literatur)
Neuerwerbungen und -erscheinungen des FAP mit Nachträgen von November 1989 bis April 1990

Handschriften

Durch den Austausch kriegsbedingt verlagerteter Bibliotheksgüter zwischen der DDR und der BRD konnten wir Ende 1989 mit großer Freude verschiedene Autographe Fontanes, die seit 1945 als vermißt galten, wieder in unseren Archivbestand aufnehmen. In diesem und in den nächsten Heften stellen wir unseren Lesern die einzelnen Handschriften vor.

Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 10. 6. 1862 an seine Frau Emilie. 10 S. –
Betr.: Reise durch den östl. Teil d. Mark; über Romane von G. Eliot; Familiäres. (HBV 62/39)* – (B 458)

Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 23. 6. 1862 an seine Frau Emilie. 12 S. –
Betr.: Reise nach Teupitz, Küstrin etc.; Reflexion über d. eigene Schriftstellerexistenz. (HBV 62/44) – (B 459)

* HBV = Die Briefe Theodor Fontanes. Verzeichnis u. Register. Hrsg. Charlotte Jolles u. Walter Müller-Seidel. München: Carl Hanser Verlag 1988

- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 30. 6. 1862 an seine Frau Emilie. 12 S. — Betr.: Reisebericht durch d. Oderland. (HBV 62/47) — (B 460)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 1. 7. 1862 an seine Frau Emilie. 4 S. m. Beilage. — Betr.: Wohnungsveränderung. (HBV 62/48) — (B 461)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 23. 7. 1862 an seine Frau Emilie. 4 S. — Betr.: „Strackfeier“; Fam. Merington; Familiäres. (HBV 62/52) — (B 462)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 29. 7. 1862 an seine Frau Emilie. 8 S. — Betr.: Georgs Erziehung; Rütli. (HBV 62/55) — (B 463)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 31. 7. 1862 an seine Frau Emilie. 8 S. — Betr.: Georg Fontane; Familiäres. (HBV 62/56) — (B 464)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 24. 10. 1868 an seine Frau Emilie. 8 S. — Betr.: Hesekiels Bismarck-Buch; Familiäres. (HBV 68/46) — (B 465)

Weitere Erwerbungen des Theodor-Fontane-Archivs:

- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 23. 5. 1862 an seine Frau Emilie. 8 S. — Betr.: Charakteristik Lepels u. F. Wittes; Fontanes Meinung über d. Kreuzzeitung, über d. „Tunnel“ u. d. Verein für d. Mark Brandenburg. (HBV 62/35) — Xerokopie. (Ba 1006)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Kopenhagen September 1864 an seine Frau Emilie. 3 S. — Betr.: Reise von Lübeck nach Kopenhagen — erste Eindrücke. (HBV 64/54) — Xerokopie. (Ba 1007)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 30. 1. 1883 an „Hochgeehrter Herr Doktor“ (Paul Lindau). 2 S. — Betr.: Dank für Rez. über Schach v. Wuthenow u. Wertung d. Klytämnestra-Kritik. (HBV 83/15) — Fotokopie. (Original Privatbesitz) — (Ca 1606)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 13. 11. 1884 an Karl Theodor Gaedertz. 2 S. — Betr.: Gesuch um Unterstützung d. Lehrers Sundermann. (HBV 84/129) — Xerokopie. (Da 1194)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 10. 6. 1890 an „Hochgeehrter Herr“ (Joh. Proelß?). 2 S. — Betr.: Ablehnung eines Beitrags für eine Ztschr. od. Ztg. (HBV nicht verz.) — Xerokopie. (Da 1193)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 23. 4. 1891 an „Hochgeehrter Herr Geheimerat“ (Max Jordan?). 2 S. — Betr.: Verleihung d. Schiller-Preises. (HBV nicht verz.) — Fotokopie. (Original Privatbesitz) — (Ca 1607)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Waren, Meckl. 7. 9. 1896 an Emil Möbis. 2 S. — Betr.: Dank für d. Möhring-Buch; Anreg. für ein Möhring-Kap. bei Neuaufl. d. Wanderungen, Tl 1. (HBV 96/158) — Fotokopie (Original Privatbesitz) — (Ca 1612)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 17. 9. 1898 an Paul v. Szcepaniski. 2 S. — Betr.: Bismarck-Gedicht. (HBV 98/155) — Fotokopie. (Original Privatbesitz) — (Da 1195)

Primär-Literatur

- Fontane, Theodor: Brief an Adolph von Menzel, 21. Febr. 1879. — In: Manfred Horkitz, Eine unvermutete Entdeckung. In: Fontane-Blätter 49/1990, S. 7. (65/5536=49)

2 S. - Fontane, Theodor: Graf Petöfy. Hrsg. von Lieselotte Voss. — Stuttgart: Reclam 1989. 246 S. (Universalbibliothek; 8606) (89/71)

S. m. Fontane: Theodor: Höhepunkte seines Schaffens. — Augsburg: Weltbild-Bücherdienst [1989]. 702 S. [Irrungen, Wirrungen. Frau Jenny Treibel. Effi Briest. Wanderungen durch die Mark Brandenburg: Neuruppin; Die Menzer Forst und der große Stechlin; In den Spreewald; Kienbaum. Gedichte. Zeittafel] (89/80)

S. - Fontane, Theodor: Hundert Gedichte. Ausgew. u. zusammengest. von Walter Lewenz. Ill. von Wolfgang Schedler. — Berlin: Verlag Neues Leben Berlin 1989. 211 S. (89/76)

Sekundär-Literatur

1. Bücher und Zeitschriftenbeiträge

S. - Bance, Alan: Fontane and the Notion of Progress. — In: Papers read before the Kreuz- Society 1986/87. Publications of the English Goethe Society. 57 (1988), S. 1—18. (89/42q=5)

Frau rücke. Berbig, Roland: „Wie zum Dilettantismus prädestiniert“. Theodor Fontane u. Friedrich Eggers. Neues u. wenig bekanntes Material. — In: Fontane-Blätter 49/1990, S. 12—23. (65/5536=49)

ktor“ Wer- esitz) Biener, Joachim: Die Fontane-Rezeption im erzählerischen Schaffen Christine Brückners. — In: Über Christine Brückner. Aufs., Reden, Interviews. Hrsg. von Gunther Tietz. Frankfurt/M., Berlin: Ullstein 1989, S. 33—50. (89/69)

dertz. /129) Biener, Joachim: Mein Fontane-Gedicht. „Lied des Monmouth“. — In: Fontane-Blätter 49/1990, S. 97—98. (65/5536=49)

(Joh. Ztg. Braun, Ernst (Hrsg.): Max Tau, Einführung in Leben und Werk Th. Fontanes anlässlich der norwegischen Ausgabe von „Effi Briest“ (Oslo 1976). — In: Fontane-Blätter 49/1990, S. 48—68. (65/5536=49)

heim- nicht Brügmann, Margret: Eine Klavierspielerin ohne Klavier: Anm. zu Martha Fontanes (1860—1917) Briefen an d. Eltern. — In: Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik. 28 (1989), S. 211—234. (89/72)

S. - aufl. z) - Brumm, Anna-Marie: The lovesong of J. Botho von Rienäcker. Th. Fontane's portrayal of the wasteland in „Irrungen, Wirrungen“. — In: Acta Germanica. Jahrb. d. südafrikan. Germanistenverbandes. Bd 18/1985. Frankfurt/M. u. a.: Lang 1988, S. 98—140. (ZA 1988)

S. - z) - Förster, B. Susanne: „Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen“ — Ehe u. Ehebruch in Theodor Fontanes L'Adultera. — Magisterarb. Justus-Liebig-Univ. Giessen 1988. 140 S. 30 cm (90/20q)

Fumagalli, Maddalena: Theodor Fontane — Richard Wagner. Alcune osservazione per una storia della ricezione. — In: Raffaella Sartini, La ricezione di Theodor Fontane in Italia. Testi. Università de Macerata 1988/89, S. 48—59. [zuerst Perugia 1986] (89/75q)

Gackenholz, Gisela: s. Kunert, Günter

Hor- (65/ Görlich, Günter: Warum immer wieder Fontane? — In: Fontane-Blätter 49/1990, S. 92. (65/5536=49)

- Guarda, Sylvain: Theodor Fontane und das „Schau-Spiel“. Die Künstlergestalten als Bedeutungsträger seines Romanwerks. — New York u. a.: Lang 1990. 136 S. (American University Studies. Ser. I. German Language and Literature; 87) (90/13)
- Grawe, Christian: Preußen 1803 bis 1813 im „vaterländischen Roman“: Willibald Alexis, George Hesekeel, Theodor Fontane. — In: Literatur und Geschichte 1788—1988. Hrsg. von G. Schulz u. a. Bern u. a.: Lang (1989), S. 141—179. (90/14)
- Grawe, Christian: Über die Sinnentleerung der Literatur. Polemische Anm. zu Bernd W. Seilers „Effi Briest“-Aufs. in DD 104, 1988, S. 586—605. — In: Diskussion Deutsch. 19 (1989) 106, S. 208—211. (ZA 1989)
- Grevel, Lilo: Frau Jenny Treibel. Zum Dilemma d. Bürgertums in d. Wilhelminischen Ära. — In: Ztschr. für dt. Philologie. 108 (1989) 2, S. 179—198. (ZA 1989)
- Hajek, Siegfried: Skepsis und Güte. Das Vermächtnis d. alten Fontane. — In: ders., Wirklichkeit im Spiegel d. Sprache. Reden zur Literatur. Straubing: Wühr 1989, S. 70—80. (90/1)
- Hamann, Elisabeth: Theodor Fontane, Effi Briest. Interpretationen. 2., überarb. u. erg. Aufl. — München: Oldenbourg 1988. 151 S. (Oldenbourg-Interpretationen; 11) (82/53²)
- Heller, Gisela: Späte Liebe zu Fontane. — In: Fontane-Blätter 49/1990, S. 93—94. (65/5536=49)
- Hettche, Walter: Berlin, die Mark und die Welt. Zu einigen Orten in „Vor dem Sturm“. — In: Fontane-Blätter 49/1990, S. 24—32. (65/5536=49)
- Johnson, Uwe: Schach von Wuthenow. — In: ders., Eine Reise wegwohin und andere kurze Prosa. Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag 1989, S. 32—48. [zuerst 1983 als Vorabdr. aus Bd 4 d. „Jahrestage“] (89/78)
- Kunert, Günter; Gackenholtz, Gisela: Kontroverse über ein Fontane-Gedicht (Es kribbelt und wibbelt weiter). — In: Fontane-Blätter 49/1990, S. 40—44. [zuerst 1984 in FAZ] (65/5536=49)
- Ossowski, Miroslaw: Der „Berliner Roman“ zwischen 1880 und 1900. — Wyzsza Szkoła Pedagogiczna Rzeszow 1989. 178 S. (89/70)
- Ossowski, Miroslaw: Die Milieuschilderung in Fontanes Berliner Romanen. — In: Rosznik naukowo-dydaktyczny wyzszej szkoły pedagogicznej w Rzeszowie. Filologia Germanska 5 (1989) 70, S. 85—101. (ZA 1989)
- Pahlow, Mannfried: Theodor Fontane. Apotheker, Dichter u. Journalist. 1.2. — In: Apotheker Magazin (Oberhausen). 7 (1989) 11, S. 298—299; 12, S. 12—14. (90/10q=1+2)
- Post, Klaus Dieter: „Das eigentümliche Parfüm des Wortes“. Zum Doppelbild d. Heliotrop in Th. Fontanes „Effi Briest“. — In: Fontane-Blätter 49/1990, S. 32—39. [zuerst 1987] (65/5536=49)
- Remak, Henry H. H.: Theodor Fontane und Thomas Mann. Vorbereitende Überlegungen zu einem Vergleich. — In: Horizonte. Festschr. für Herbert Lehnert. Tübingen: Niemeyer 1990, S. 126—141. (90/17)
- Sartini, Raffaella: La ricezione di Theodor Fontane in Italia. Testi. — Università degli studi di Macerata 1988/89. 365 S. 29 cm [F.-Rezeption in Italien. Abdr. d. Vor- u. Nachw. italien. Ausg. sowie von Rez.] (89/75q)

- Schäfer, Rudolf: Theodor Fontane, Frau Jenny Treibel. Interpretationen. 2., überarb. u. erg. Aufl. — München: Oldenbourg 1988. 103 S. (Oldenbourg-Interpretationen; 12) (82/54²)
- Schnell, Rolf: Bürgerliche Sprach-Spiele. Theodor Fontanes Roman „Frau Jenny Treibel“. — In: ders., Die verkehrte Welt. Literarische Ironie im 19. Jahrhundert. Stuttgart: Metzler 1989, S. 101–128. (89/73)
- Seiler, Bernd W.: „Effi, du bist verloren!“ Vom fragwürdigen Liebreiz d. Fontaneschen Effi Briest. — In: Diskussion Deutsch. 18 (1988) 104, S. 586–605. [s. Grawe, Chr.] (ZA 1988)
- Sommer, Lothar: Fontane-Abend/Berlin (1927–1933) — eine Dokumentation. — In: Fontane-Blätter 49/1990, S. 68–91. (65/5536=49)
- Stoltzenberg, Max Ulrich Frhr. von: Mein Fontane-Gedicht. Imaginäres Gespräch zwischen Autor (A) u. Widerpart (W). — In: Fontane-Blätter 49/1990, S. 99. (65/5536=49)
- Tatsukawa, Yozo: Fontanes Welt. Die Fontane-Renaissance. Eine Einleitung. — In: Fontane-Blätter 49/1990, S. 44–47. (65/5536=49)
- Theodor Fontane. — In: Kindlers Neues Literaturlexikon. Bd 5. München: Kindler 1988, S. 657–681. (89/42q=6)
- Wallach, Martha: Ideal and idealized victims: the lost honor of the Marquise von O., Effi Briest and Katharina Blum in prose and film. — In: Women in Germany. Yearbook. Feminist studies and German culture. 1 (1985), S. 61–75. (ZA 1985)
- Wilkens, Albert: Freundschaftliche Beziehungen im Roman „Effi Briest“ von Theodor Fontane. — In: miteinander lebenlernen. Ztschr. für Tiefenpsychologie, Gruppendynamik u. Gruppentherapie. 12 (1987) 2, S. 39–45. (ZA 1987)
- Wolff, Jürgen: Mit Fontane durch die Mark Brandenburg und den Harz. — Stuttgart: Klett 1990. 261 S. :Abb. (Literaturreisen. Wege, Orte, Texte) (90/16)

2. Rezensionen

- Allenhöfer, Manfred: Vierter Stand und alte Ordnung bei Fontane. Zur Realistik d. bürgerl. Realismus. Stuttgart: Heinz 1986. (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik; 179). Rez.: — Ch. Laufer in Referatedienst 21 (1989) 3, S. 417–418.
- Die Briefe Theodor Fontanes. Verzeichnis u. Register. Hrsg. von Charlotte Jolles u. Walter Müller-Seidel. München: Hanser 1988. Rez.: — P. Goldammer in Jahrb. d. Raabe-Gesellschaft 1989, S. 131–133.
- Fontane, Theodor: Briefe an den Verleger Rudolf von Decker. Mit sämtl. Br. an d. Illustrator L. Burger u. zahlr. weiteren Dok. Hrsg. von Walter Hettche. Heidelberg: Decker 1988. Rez.: — Ch. Grawe in Fontane-Blätter 49/1990, S. 124–125.
- Fontane, Theodor: Gedichte. Hrsg. von Joachim Krueger u. Anita Golz. 3 Bde. Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1989. Rez.: — R. W. in Potsdamer Kirche 39 v. 24. 9. 1989. — R. Römer in Junge Welt v. 27. 4. 1990.

- Fontane, Theodor: Der Krieg gegen Frankreich 1870–1871. Mit e. Vorw. von Gordon A. Craig. Mit Plänen d. Erstaussg. u. Porträts nach Stichen d. Zeit. 4 Bde. Zürich: Manesse 1985. Rez.:
- G. Loster-Schneider, Zur Neuauflage eines Kriegs- u. Antikriegsbuches. In: Francia. Forschungen zur westeurop. Geschichte (Sigmaringen). 14 (1986/87), S. 610–617.
- Fontane, Theodor: Die schönsten Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Hrsg. mit Anm. u. e. Nachw. versehen von Günter de Bruyn. Berlin: Buchverlag Der Morgen 1988. (Märkischer Dichtergarten) Rez.:
- A. Burkhardt in Fontane-Blätter 49/1990, S. 111–114.
- Friedrich, Gerhard: Fontanes preußische Welt. Armee–Dynastie–Staat. Herford: Mittler 1988. Rez.:
- J. Osborne in Germanistik 30 (1989) 3, S. 738.
 - H. Richter in Fontane-Blätter 49/1990, S. 115–123.
 - W. Stribrny in Preußische Mitteilungen 19 (1989) 95, S. 13–14.
- Kolk, Rainer: Beschädigte Individualität. Untersuchungen zu d. Romanen Th. Fontanes. Heidelberg: Winter 1986. Rez.:
- P. I. Anderson in Fontane-Blätter 49/1990, S. 100–104.
- Loster-Schneider, Gudrun: Der Erzähler Fontane. Seine polit. Positionen in d. Jahren 1864–1898 u. ihre ästhet. Vermittlung. Tübingen: Narr 1986. Rez.:
- W. Paulsen in Colloquia Germanica 22 (1989) 2, S. 178–180.
 - H. H. H. Remak in Arbitrium 1990, 9 S.
- Plett, Bettina: Die Kunst der Allusion. Formen literar. Anspielungen in d. Romanen Theodor Fontanes. Köln, Wien: Böhlau 1986. (Kölner germanist. Studien; 23) Rez.:
- W. R. Lehmann in Germanistik 30 (1989) 3, S. 740–741.
- Radcliffe, Stanley: Fontane. Effi Briest. London: Grant & Cutler 1986. Rez.:
- W. Paulsen in Colloquia Germanica 22 (1989) 2, S. 177–178.
- Sagarra, Eda: Theodor Fontane. Der Stechlin. München: Fink 1986. (Uni-Taschenbücher; 1404) Rez.:
- G. Erler in Jahrb. d. Raabe-Ges. 1989, S. 134–136.
- Sichelschmidt, Gustav: Theodor Fontane. Lebensstationen eines großen Realisten. München: Heyne 1986. Rez.:
- W. Paulsen in Colloquia Germanica 22 (1989) 2, S. 177–178.

3. Zeitungsartikel

- anon.: Potsdamer Fontane-Archiv erhielt wertvolle Autographe zurück. — In: Märkische Volksstimme v. 29. 12. 1989; Neues Deutschland v. 2. 1.; Der Tagespiegel v. 3. 1.; Union v. 4. 1.; Der Morgen v. 4. 1.; Neue Zeit v. 10. 1. 1990. (ZA 1990)
- Bellin, Frank: Fontane und die Eisenbahn. Tand ist das Gebilde von Menschenhand. — In: modelleisenbahn 1/90, S. 6–7. (ZA 1990)
- Berbig, Roland: „Tunnel über der Spree“. Zweiter Fontane-Tag d. Sektion Germanistik. — In: Humboldt-Universität Nr. 19/20, 1989/1990, S. 12. (ZA 1989)

- Geisler, Kurt: „Gräfin von Paris“ spendiert bald die Birnen. Mit e. Volksfest u. Hunderten von Gästen feierte d. Dorf Ribbeck bei Nauen e. denkwürdigen Augenblick. — In: Berliner Morgenpost v. 11. 3. 1990. [betr. Neuanpflanzung e. Birnbaums] (ZA 1990)
- Handke, E.: Am Denkmal Theodor Fontanes. — In: Brandenburgische Neueste Nachrichten v. 8. 1. 1990. (ZA 1990)
- Horlitz, Manfred: Der Dichter an den Maler. Zur 49. Ausgabe der „Fontane-Blätter“. — In: Märkische Volksstimme v. 24. 4.; Brandenburgische Neueste Nachrichten v. 25. 4. 1990. (ZA 1990)
- Schaefer, Peter: Fontane in Sofia. — In: Das Stichwort. 33 (1989) 4, S. 49. (ZA 1989)
- Voigt, Heinz: Morgens 6 Uhr: Bad in der Pleiße. Vor 170 Jahren wurde Theodor Fontane geboren. — In: Mitteldeutsche Neueste Nachrichten v. 30. 12. 1989. (ZA 1989)
- Witt, H.: Geschichten von daheim u. anderswo. Th. Fontane zu seinem morgigen 170. Geburtstag. — In: Bauernecho v. 29. 12. 1989. (ZA 1989)

4. Nachträge

- Baer, Dr.: Fontane und das Riesengebirge. — In: Der Wanderer im Riesengebirge. Jg. 1890, S. 43—45. (ZA 1890)
- Demetz, Peter: Notes on figurative names in Theodor Fontanes novels. — In: The Germanic Review Bd. 37 (1962), S. 96—105. (ZA 1962)
- Fontane, Theodor: Jenny Treibel. Forditotta [Ungar. Übers.] Póka Endre. Stine. Forditotta Rákosi Zoltán. — Budapest: Europa Könyvkiado 1977. 276 S. (90/5)
- Fontane, Theodor: Tévelygések — Tévedések (Irrungen, Wirrungen). [Ungar. Übers.] Rákosi Zoltán. — Budapest: Uj Magyar Könyvkiado 1956. 194 S. (90/6)
- Fontane, Theodor: Tóparti kastély (Der Stechlin). [Ungar. Übers.] Doromby Károly. (Anm.) Kovács Endre. (Ill.) Kass Janós. — Budapest: Europa Könyvkiado 1978. 474 S. (90/7)
- Fontane, Theodor: Stine. [Ungar. Übers.] Ákos Zoltán. — In: XIX. Századi német elbeszélők [Dt. Erzähler d. 19. Jahrhunderts]. [Budapest]: Europa Könyvkiado 1983, S. 889—998. Anm. S. 1028—1030. Autorenporträt von Miklós Györffy S. 1026—1028. (A világirodalom klasszikusai) (90/15)
- Hagen, Maximilian von: Theodor Fontanes politische Wandlung. Zur Veröffentlichung seiner Altersbriefe an Georg Friedlaender. — In: Die Welt als Geschichte (Stuttgart). 17 (1957) 2, S. 106—112. (89/42q=3)
- Kaiser, Gerhard R.: „Das Leben, wie es liegt“ — Fontanes „L'Adultera“. Realismuspostulat, Aufklärung u. Publikumserwartung. — In: Text-Leser-Bedeutung. Unters. zur Interaktion von Text u. Leser. Hrsg. von Herbert Grabes. Grossen-Linden: Hoffmann 1977, S. 99—119. (ZA 1977)
- Löffel, Hartmut: Fontanes „Unterm Birnbaum“. — In: Diskussion Deutsch. 13 (1982) 66, S. 319—330. (ZA 1982)

- Petersen, Uwe: Poesie der Architektur — Architektur der Poesie. Zur Gestaltung u. Funktion e. palladian. Schauplatzes in Fontanes Roman „Unwiederbringlich“. — In: Studien zur dt. Literatur. Festschr. für Adolf Beck. Heidelberg: Winter 1979, S. 246–254. (ZA 1979)
- Pongs, Hermann: Fontane (Die Brücke am Tay). — In: ders., Das Bild in der Dichtung. Marburg: Elwert 1969, S. 134–138. (ZA 1969)
- Reitzig, Hans: Theodor Fontane und Krummhübel. 13 Tle. — In: Heemte-glöckla. Rundbriefe d. Heimatgemeinschaften Krummhübel-Brückenberg u. Buchwald-Quirl. Nr. 38 (Okt. 1954) ff. 52 S. (ZA 1954)
- Ritthaler, A.: Effi Briest. — In: Weiße Blätter. Monatsschr. für Geschichte, Tradition u. Staat. 1942, S. 34–40. (ZA 1942)
- Schmalbruch, Ursula: Zum Melusine-Motiv in Fontanes Cécile. — In: Text & Kontext. Hrsg. von Klaus Bohnen u. Conny Bauer. München, Kopenhagen: Fink 1980, S. 127–144. (ZA 1980)
- Wenger, Marion R.: Redensarten in Theodor Fontanes „Irrungen, Wirrungen“. — In: Semasia. Beitr. zur german.-roman. Sprachpflegeforschung (Amsterdam). 2 (1975), S. 325–331. (90/19)
- Zernack, Klaus: Preußen-Mythos und preußisch-deutsche Wirklichkeit. Bemerkungen zu Fontane. — In: Ostmitteleuropa. Berichte u. Forschungen. Hrsg. von Ulrich Hanstein u. a. Stuttgart: Klett-Cotta 1981, S. 252–265. (ZA 1981)

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

- S. 15
Louis Schneider
Reprod.: Tunnel-Archiv der Bibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin
- S. 19
Wappen und Orden des „Tunnels“, aus: Rolf Brandt: Theodor Fontane. Velhagen & Klasing 1913, S. 12. Reprod.: FAP.
- S. 26
„Spenden aus dem Archive des Sonntagsvereins“
Titelblatt der ersten Buchauswahl von Tunnel-Beiträgen. Reprod.: „Tunnel“- Archiv, a. a. O.
- S. 30
„Literaturblatt des Sonntags-Vereins, Nr. 1, 4. Jg., Sonntag, d. 17ten December 1837“.
Reprod.: „Tunnel“-Archiv, a. a. O.
- S. 36
„Balladen und Romanzen (Concurrenz-Arbeiten), Berlin im März 1851.“ Reprod.: „Tunnel“-Archiv, a. a. O.
- S. 92
Der „Augsburger Hof“ in der Schützenstraße in München. Links im Hintergrund der „Centralbahnhof“. Foto-Reprod. des Münchener Stadtmuseums, in dessen Besitz sich auch das Original befindet.